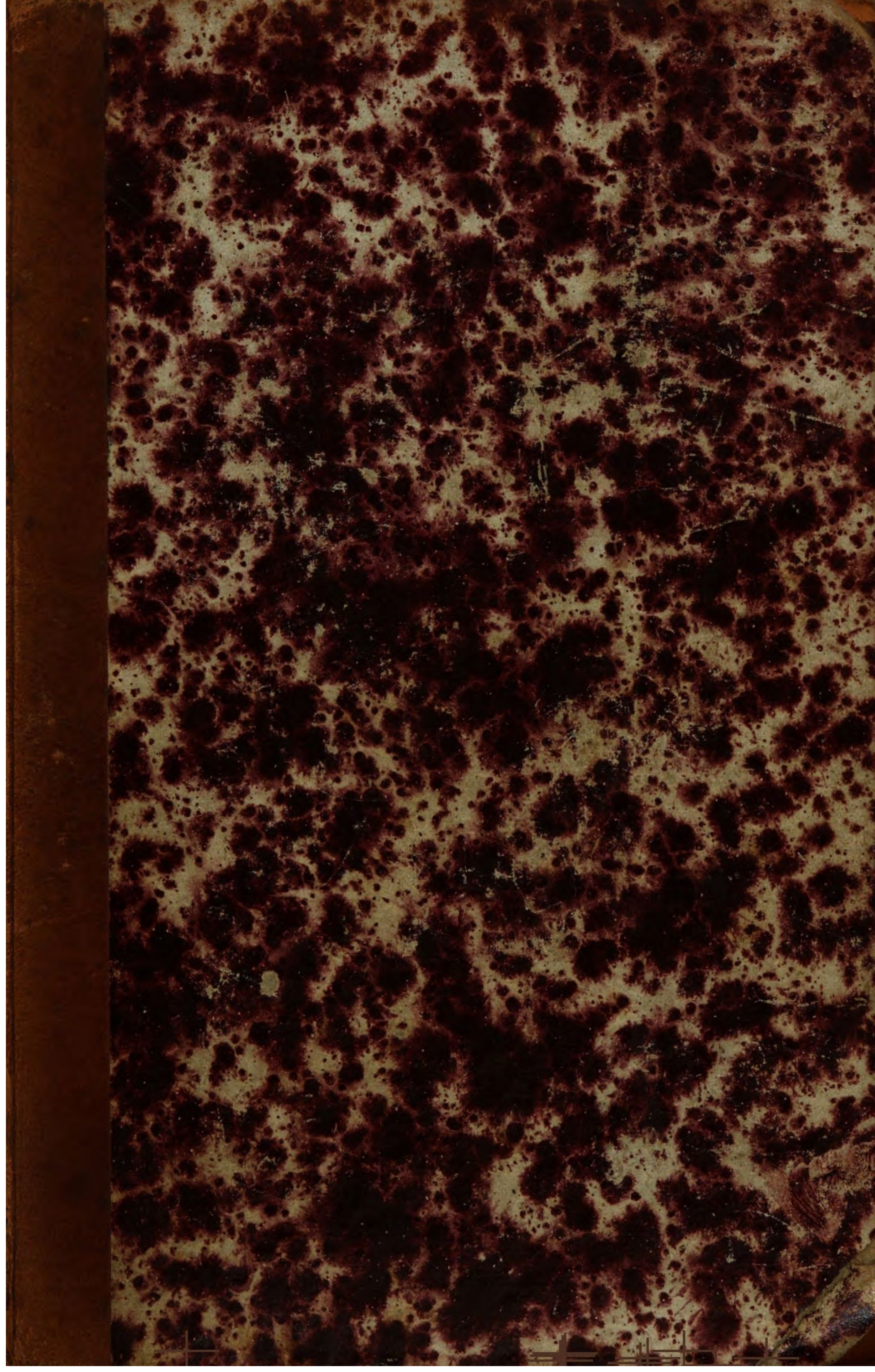




Bioogr.
105^h

Blaramberg

Erinnerungen.



Nach Scamoni's Photogr. lith. v. P. Rohrbach

Druck v. J. Hesse in Berlin

Schamyl.

Erinnerungen

aus

dem Leben

des

preussischen Kaiserlichen General-Lieutenant

Lehmann von Harsanberg.

1811—1871

herausgegeben

von

Emil von Sydow,

Major im Königlich Preussischen Generalstab.

Erster Band,

mit einem Portrait Schamyl's.

BERLIN.

Verlag von E. H. Schroeder

(Hermann Kaiser)

Unter den Linden No. 41.

1872.



Carl Schmitt's Photograph in Pilsenbach

Dr. Carl Schmitt's Photograph

Schmitt.

Erinnerungen

aus

dem Leben

des

Kaiserlich Russischen General-Lieutenant

Johann von Blaramberg.

Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871

herausgegeben

von

Emil von Sydow,

Oberst im Neben-Etat des Königlich Preussischen Generalstabes.

Erster Band,

mit einer Karte und einem Portrait Schamyl's.

BERLIN.

Verlag von E. H. Schroeder

(Hermann Kaiser)

Unter den Linden No. 41.

1872.



Vorwort.

Durch wissenschaftliche Beziehungen mit dem Kaiserlich Russischen Generallieutenant J. von Blaraberg persönlich bekannt geworden, erhielt ich bereits im Jahr 1870 als ein Zeichen freundschaftlicher Gunst zu werthvollem Geschenk einen Auszug aus dessen Tagebüchern.

Nähere Einsicht in den interessanten Inhalt gab mir von Neuem die Ueberzeugung, dass in dergleichen anspruchslosen, treuen Aufzeichnungen geistreicher und thatenvoller Männer die schätzbaren Originalbeiträge liegen zum Verständniss der Geschichte und zur richtigen Beurtheilung der gesellschaftlichen Zustände der Völker.

Nach solcher Erkenntniss die Erlaubniss zur Herausgabe und beliebigen Verarbeitung des Tage-

buches vom General von Blaramberg zu erhalten, konnte mir nur angenehm sein, damit Seitens des gebildeten Publikums ein Schatz nicht ungehoben bleibe, welcher des Interessanten und Aufklärenden gar Vieles bietet.

Die Hauptschauplätze der Erlebnisse des Generals sind vertreten durch Kaukasien, die Küstengebiete des Caspischen Meeres, das Orenburgische Ländergebiet, die Kirgisen-Steppen und Persien; dazwischen die Türkei und das europäische Russland in den verschiedensten Gegenden und schliesslich der längere Aufenthalt in St. Petersburg mit zahlreichen Abstechern nach fast allen Ländern Europa's.

General von Blaramberg hat auf ein vielbewegtes Leben zurückzublicken. Der Ernst des Krieges, wie der Eifer für die Wissenschaft, die Ausübung der freien Kunst oder die praktische Technik führen ihn in die mannigfachsten Situationen des Lebens; aber überall und immer bewahrt er einen scharfen Blick für die richtige Erkenntniss von Land und Leuten und sein merkwürdig treues Gedächtniss verleiht den Aufzeichnungen des Tagebuches die

ursprüngliche Frische des Eindruckes vom Erlebten und Erschauten.

Ich habe die Erlaubniss zur Textveränderung des Originals auf das Mindeste beschränkt und werde zum grossen Theile die Form der persönlichen Erzählung beibehalten, damit unverändert den Leser in der Person meines hohen Freundes und Gönners das Bild eines ebenso edelen als lebenswürdigen Charakters begleite.

Während des Druckes der nachfolgenden Blätter verlegte General von Blaramberg seinen Wohnsitz nach Ssewastopol, um den Abend seines Lebens auf dem benachbarten Familiengute Tschorgun zuzubringen. Dieser Umstand verhinderte dessen rechtzeitige persönliche Durchsicht der Correcturbogen und liess einige Errata und Druckfehler stehen, welche das beigegebene Verzeichniss bemüht ist zu berichtigen.

Die den ersten Band begleitende Karte erhebt nicht den Anspruch, jede im Texte vermerkte Oertlichkeit zu vertreten, dürfte aber als Anhalt zu allgemeiner Orientirung nicht unwillkommen sein. Uebrigens dient sie nicht nur dem ersten Bande,

buches vom General von Blaramberg zu erhalten, konnte mir nur angenehm sein, damit Seitens des gebildeten Publikums ein Schatz nicht ungehoben bleibe, welcher des Interessanten und Aufklärenden gar Vieles bietet.

Die Hauptschauplätze der Erlebnisse des Generals sind vertreten durch Kaukasien, die Küstengebiete des Caspischen Meeres, das Orenburgische Ländergebiet, die Kirgisen-Steppen und Persien; dazwischen die Türkei und das europäische Russland in den verschiedensten Gegenden und schliesslich der längere Aufenthalt in St. Petersburg mit zahlreichen Abstechern nach fast allen Ländern Europa's.

General von Blaramberg hat auf ein vielbewegtes Leben zurückzublicken. Der Ernst des Krieges, wie der Eifer für die Wissenschaft, die Ausübung der freien Kunst oder die praktische Technik führen ihn in die mannigfachsten Situationen des Lebens; aber überall und immer bewahrt er einen scharfen Blick für die richtige Erkenntniss von Land und Leuten und sein merkwürdig treues Gedächtniss verleiht den Aufzeichnungen des Tagebuches die

ursprüngliche Frische des Eindruckes vom Erlebten und Erschauten.

Ich habe die Erlaubniss zur Textveränderung des Originals auf das Mindeste beschränkt und werde zum grossen Theile die Form der persönlichen Erzählung beibehalten, damit unverändert den Leser in der Person meines hohen Freundes und Gönners das Bild eines ebenso edelen als lebenswürdigen Charakters begleite.

Während des Druckes der nachfolgenden Blätter verlegte General von Blaramberg seinen Wohnsitz nach Ssewastopol, um den Abend seines Lebens auf dem benachbarten Familiengute Tschorgun zuzubringen. Dieser Umstand verhinderte dessen rechtzeitige persönliche Durchsicht der Correcturbogen und liess einige Errata und Druckfehler stehen, welche das beigegebene Verzeichniss bemüht ist zu berichtigen.

Die den ersten Band begleitende Karte erhebt nicht den Anspruch, jede im Texte vermerkte Oertlichkeit zu vertreten, dürfte aber als Anhalt zu allgemeiner Orientirung nicht unwillkommen sein. Uebrigens dient sie nicht nur dem ersten Bande,

sondern auch den alsbald nachfolgenden Theilen zur Erläuterung. Das politische und administrative Colorit lehnt sich unmittelbar an eine russische Vorlage aus dem Jahre 1871.

Berlin, 1872.

Emil von Sydow.

Widmung an meine Kinder.

Nach siebenzig Jahren eines vielbewegten Lebens durchläuft mein treues Gedächtniss an der Hand gewissenhaft geführter Tagebücher noch einmal Alles, was ich erlebt und erschaut habe. Obgleich Ihr, meine geliebten Kinder, so manchen traulichen Abend den Erzählungen des Vaters gelauscht habt, so verschmelzen doch die Bilder meines Lebens zu einem so erinnerungsreichen Ganzen, dass ich dem Drange der Aufzeichnung nicht widerstehen kann.

Unsere Familie stammt aus den Niederlanden, und zwar aus Lierre, südöstlich von Antwerpen. Sie muss schon zur Reformationszeit zum Protestantismus übergegangen sein, denn laut Ueberlieferung liess Herzog Alba während der Hugonotten - Verfolgungen in den Niederlanden Anno 1570 alle Glieder der „Familie van Blaramberghe“ hinrichten, zwei Knaben ausgenom-

men, von welchen die beiden noch bis jetzt bestehenden Familienzweige abstammen. Die Kirche der Stadt Bailleul, unweit Lille, zeigt noch die Grabmäler verschiedener Glieder des in den Niederlanden verbliebenen Familienzweiges, während ich selbst im Jahre 1860 noch etliche Glieder der französischen Linie zu Lille angetroffen habe.

Mein Grossonkel und Grossvater waren nicht unberühmte Maler. In der Gallerie von Versailles befinden sich noch 22 Schlachtengemälde, unter der Regierung Ludwig's XV. von meinem Grossonkel gemalt, und die Tabaksdosen mit Miniaturzeichnungen auf dem Deckel, gewöhnlich Hochzeiten, Volksfeste mit einer Menge von Figuren u. dgl. darstellend, werden jetzt mit Gold aufgewogen. Sagt doch Jean Paul in der Station 501 seines Campanerthales von Gionen's Ringbilde: „niedlich wie von Blaramberg gemalt“. Bei meinem Vetter in Paris, dem Oberst beim Brücken- und Strassenbau, Henri van Blaramberghe, sah ich im Jahre 1867 verschiedene von dessen Vater und Grossvater ausgeführte Miniaturgemälde von grosser Schönheit, welche zum Theil auf Tabatièren und Taschenuhren angebracht und nach und nach für mehr denn 15000 Frcs. antiquarisch zusammen gekauft waren.

Auch in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg befinden sich Tabaksdosen mit Blaramberg-Miniaturen.

Mein Grossonkel war Zeichenlehrer der Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwig's XVI., und deren Zeichnungen, so wie auch andere ihr zugehörige Gegenstände, desgleichen Spielsachen des damaligen Dauphin (Ludwig XVII.) werden noch in der Familie zu Lille verwahrt. Während der Schreckenszeit in Paris verbrannte derselbe alle Familienpapiere, um nicht als Aristokrat erkannt und guillotiniert zu werden; für unsere Familiengeschichte ein empfindlicher Verlust.

Auch mein im Jahre 1725 zu Paris geborener Grossvater Paul Moret de B. war ein geschickter Historien- und Portraitmaler; er wurde besonderer nicht ganz aufgeklärter Verhältnisse halber flüchtig und muss sich einige Zeit in der Schweiz aufgehalten haben, denn der Taufschein meines Vaters Jean François besagt dessen Geburt auf den 25. Januar 1764 und dessen Taufe in der reformirten Kirche des heiligen François auf den 7. Februar selbigen Jahres zu Lausanne. Meines Vaters Bruder, Jean, ward im Jahre 1772 und dessen Schwester Marie im Jahre 1779 zu Carlsruhe geboren, woselbst meine Grossmutter eine Hofstelle bekleidete. Sie ging nach dem Tode ihres

Gatten mit ihren beiden jüngsten Kindern im Jahre 1797 nach Russland und verheirathete im Jahre 1800 ihre Tochter Marie an den lievländischen Baron Adolph von Rosenkampf, welcher später als Präsident der Kaiserlichen Gesetz-Commission in St. Petersburg auf grossem Fusse lebte. Die Kronswohnung meiner Tante auf der Liteïnaja wurde bald der Sammelpunkt der feinen Aristokratie und der hervorragendsten Gelehrten und Künstler, und dass ihr Geist und ihre Schönheit wohl im Stande waren, angenehm zu fesseln, dafür zeugt das wunderschöne Miniaturbild, welches ich noch besitze und welches Vernet im Jahre 1799 zu Dorpat auf Elfenbein gemalt hat. Baron von Rosenkampf starb 1832 und meine Tante Marie 1834, nachdem ihre zu Petersburg begrabene Mutter schon 1819 vorangegangen war.

Mein Onkel Jean war vor der französischen Revolution in holländischen Diensten gewesen, hatte für die Vertheidigung der Festung Zütphen die silberne Medaille erhalten, wurde jedoch gefangen genommen und nach Frankreich geschleppt. Hier sollte er Zeuge sein von zahlreichen Guillotininirungen und der Abscheu vor diesen Schlächtereien machte ihn sein ganzes Leben hindurch zu einem geschworenen Feinde des Jacobinis-

mus und der Republikaner, wie er auch dem Bonapartismus stets abhold blieb. Durch Verwendung seines Schwagers Baron von Rosenkampf erhielt Onkel Jean eine Anstellung als Major in russischen Diensten; er verheirathete sich zu Moskau mit einem Fräulein von Courtenier, siedelte später nach Odessa über und fungirte von 1809 bis 1824 unter der Verwaltung des Herzogs von Richelieu und des Grafen von Langeron als Inspector des Zollbezirks von Neu-Russland, seines Geistes und seiner Bildung wegen allgemein geachtet und geliebt. In seinen Mussestunden beschäftigte sich der Onkel mit Alterthümern, besonders griechischen; er veranstaltete Ausgrabungen im alten Olbia am Bug (dem Hippanis Herodot's), später auch bei Kertsch (dem alten Panticapeum) am Mithridates-Hügel, gründete Museen griechischer Alterthümer zu Odessa und Kertsch und erwarb sich durch seine bezüglichen Schriften nicht unbedeutenden Ruf in der gelehrten Welt. Am 31. December 1831 starb der Onkel, seine Gattin war ihm bereits im Jahre 1818 vorangegangen und die sieben hinterbliebenen Kinder zerstreuten sich alsbald in Russland, Bukarest, Marseille und Malaga.

Während Onkel und Tante in Russland eine neue

Heimath gefunden hatten, wurde mein Vater durch die Bande der Liebe in Deutschland zurückgehalten. Er heirathete zwar ein schönes und gebildetes, aber zum Verdruss der Verwandten nicht adeliges Mädchen und liess sich in Frankfurt a. M. nieder. Heute schweift mein Blick zurück vom Strande der Newa zu jenen lieblichen Gauen Deutschlands, in denen ich meine erste Jugend durchlebte; was zwischen dem „Jetzt“ und „Sonst“ gelegen, das sollen Euch die nachstehenden Erinnerungsblätter verkünden als ein Andenken treuester Vaterliebe.

St. Petersburg, 1870.

Jean Moret de Blaramberg.

Inhalt.

Erstes Buch.

1800—1832.

Jugendjahre und Krieg im Kaukasus.

§ 1. Jugend und Erinnerung an Deutschland, 1800—1823.

	Seite
1. Der Knabe in Frankfurt und Hanau	1—4
2. Offenbach und Kriegslärm	5—13
3. Confirmation, Studien „en Russie vous ferez une bonne carrière“, Fahrt nach St. Petersburg . . .	13—19

§ 2. Aufenthalt in Russland bis zum Eintritt in den Dienst, 1823—1825.

4. Ein Jahr in Moskau	19—23
5. Odessa, archäologische und gesellschaftliche Studien bei meinem Onkel und meinen schönen Cousinen	23—26
6. Ich reise mit Vetter Wladimir en grand seigneur nach St. Petersburg	27—28

§ 3. Erster Dienst im Ingenieurfach, zweiter Aufenthalt in Odessa, wissenschaftliche Reise nach Rumelien und Versetzung in den Generalstab, 1825—1830.

7. Eintritt in das Kaiserl. Institut der Wege- und Wasserverbindungen, Studien daselbst und Avancement bis zum Ober-Lieutenant	28—32
--	-------

	Seite
8. Mein erster Brückenbau	32—33
9. General Tschernischef betraut mich mit der Construction von Heupressen	33—37
10. Da General Diebitsch kein Heu mehr braucht, so werde ich Pest-Commissarius in Odessa . . .	37—38
11. Reise als Archäolog und Zeichner nach Rumelien	39—43
12. Ankunft und Aufenthalt in Adrianopel	43—48
13. Türkische Kaffeehäuser und Bäder	48—55
14. Rückreise nach Burgas	55—61
15. Aufenthalt in Burgas und Ausflüge in die Umgebung, ...	61—67
16. Am Bord des St. Giovanni — Tücken des Pontus Euxinus	67—74
17. Aus dem Regen in die Traufe, drei Quarantaine-wochen bei Ssewastopol	74—84
18. Rückreise nach St. Petersburg, Versetzung als Stabs-Capitain in den Generalstab und Commando zur Kaukasischen Armee	84—90
§ 4. Aus dem Kriegsjahre 1830	
19. Allgemeine Vorbemerkung	91—99
20. Reise von St. Petersburg nach den Bädern von Pjätigorsk	99—103
21. Vorbereitung zur ersten Expedition unter Fürst Abchasof in der Festung Wladikawkas; Erzählung von Kotliarevsky's Heldenthaten; Anblick des Kaukasus	103—113
22. Expedition in's Assa-Thal gegen die Kisten vom 8. bis 22. Juli; ich sprengte einen Vertheidigungsturm mit guter Wirkung	113—127
23. Expedition gegen die Tagaurzen vom 26. Juli bis zum 7. August, zum Schluss: Thurm-Sprengen und Dorf-Verbrennen	128—136
24. Rückkehr nach den Bädern von Pjätigorsk und Kislowodsk; Feldmarschall Graf Paskjewitsch aus der Hauptstadt zurückgekehrt; ich schliesse mich dem Oberst Rokasovsky an; Abmarsch nach Stawropol, Ust-Labinsk und Jekaterinodar .	136—146

25. Expedition gegen die Tscherkessen vom 18. Oktober bis 3. November 147—154
26. Plötzlicher Aufbruch des Stabes nach Tiflis; romantischer Uebergang über das Gebirge, erster Abend in der Hauptstadt Transkaukasien's; Einrichtung daselbst und Jahresschluss 154—164

§ 5. Aus dem Kriegsjahre 1831.

27. General-Adjutant Pankratjef übernimmt die Verwaltung Transkaukasiens. Mein Commando zur Theilnahme an der Expedition gegen die Lesgier in Dagestan, Marsch durch Kachetien, Souper bei einem georgischen Fürsten, Lager an den Königsbrunnen, Ankunft des Generallieutenant Baron Rosen 164—170
28. Ausflug in das Alasan-Thal und nach Lesgistan; Festung Ssakatali, Unfall unserer Truppen daselbst im Jahre 1830, hierauf Erstürmung von Djari und Beruhigung Kachetien's 170—180
29. Tragisches Geschick der Familien Tschavtschawadse und Orbelianof — Episode aus dem Jahre 1854 180—186
30. Inspicirung der Redoute Bjelokani. Hitze in der Ebene der Provinz Schirwan; Fieberanfälle, Ankunft in Schemacha, mein treuer Diener Jefim stirbt. Aufbruch von Schemacha, Rückkehr dahin; Gewitterfluth, Bajaderen-Tänze, Abstecher nach Sardob; die feindlichen Absichten der Perser als blinder Lärm erkannt, Wiederaufnahme des Marsches nach Dagestan 186—198
31. Die Truppen sammeln sich in Derbent; die Riesenmauern von Derbent. Nachricht vom Tode meines Freundes Jskrizky. General Pankratjef dirigirt drei Colonnen in die widerspenstigen, von Kasi-Mullah aufgewiegelten Landschaften Tabassaran und Kaitach. Ich begleite die zweite Colonne unter Oberst Miklashevsky, am 3. Oktober Erstürmung des Dorfes Djuwek, ich führe das Ba-

	Seite
8. Mein erster Brückenbau	32—33
9. General Tschernischef betraut mich mit der Construction von Heupressen	33—37
10. Da General Diebitsch kein Heu mehr braucht, so werde ich Pest-Commissarius in Odessa . . .	37—38
11. Reise als Archäolog und Zeichner nach Rumelien	39—43
12. Ankunft und Aufenthalt in Adrianopel	43—48
13. Türkische Kaffeehäuser und Bäder	48—55
14. Rückreise nach Burgas	55—61
15. Aufenthalt in Burgas und Ausflüge in die Umgebung	61—67
16. Am Bord des St. Giovanni — Tücken des Pontus Euxinus	67—74
17. Aus dem Regen in die Traufe, drei Quarantaine-wochen bei Ssewastopol	74—84
18. Rückreise nach St. Petersburg, Versetzung als Stabs-Capitain in den Generalstab und Commando zur Kaukasischen Armee	84—90
§ 4. Aus dem Kriegsjahre 1830	
19. Allgemeine Vorbemerkung	91—99
20. Reise von St. Petersburg nach den Bädern von Pjätigorsk	99—103
21. Vorbereitung zur ersten Expedition unter Fürst Abchasof in der Festung Wladikawkas; Erzählung von Kotliarevsky's Heldenthaten; Anblick des Kaukasus	103—113
22. Expedition in's Assa-Thal gegen die Kisten vom 8. bis 22. Juli; ich sprengte einen Vertheidigungsturm mit guter Wirkung	113—127
23. Expedition gegen die Tagaurzen vom 26. Juli bis zum 7. August, zum Schluss: Thurm-Sprengen und Dorf-Verbrennen	128—136
24. Rückkehr nach den Bädern von Pjätigorsk und Kislowodsk; Feldmarschall Graf Paskjewitsch aus der Hauptstadt zurückgekehrt; ich schliesse mich dem Oberst Rokasovsky an; Abmarsch nach Stawropol, Ust-Labinsk und Jekaterinodar	136—146

25. Expedition gegen die Tscherkessen vom 18. Oktober bis 3. November 147—154
26. Plötzlicher Aufbruch des Stabes nach Tiflis; romantischer Uebergang über das Gebirge, erster Abend in der Hauptstadt Transkaukasien's; Einrichtung daselbst und Jahresschluss 154—164

§ 5. Aus dem Kriegsjahre 1831.

27. General-Adjutant Pankratjef übernimmt die Verwaltung Transkaukasiens. Mein Commando zur Theilnahme an der Expedition gegen die Lesgier in Dagestan, Marsch durch Kachetien, Souper bei einem georgischen Fürsten, Lager an den Königsbrunnen, Ankunft des Generallieutenant Baron Rosen 164—170
28. Ausflug in das Alasan-Thal und nach Lesgistan; Festung Ssakatali, Unfall unserer Truppen daselbst im Jahre 1830, hierauf Erstürmung von Djari und Beruhigung Kachetien's 170—180
29. Tragisches Geschick der Familien Tschavtschawadse und Orbelianof — Episode aus dem Jahre 1854 180—186
30. Inspicirung der Redoute Bjelokani. Hitze in der Ebene der Provinz Schirwan; Fieberanfälle, Ankunft in Schemacha, mein treuer Diener Jefim stirbt. Aufbruch von Schemacha, Rückkehr dahin; Gewitterfluth, Bajaderen-Tänze, Abstecher nach Sardob; die feindlichen Absichten der Perser als blinder Lärm erkannt, Wiederaufnahme des Marsches nach Dagestan 186—198
31. Die Truppen sammeln sich in Derbent; die Riesenmauern von Derbent. Nachricht vom Tode meines Freundes Jskrizky. General Pankratjef dirigirt drei Colonnen in die widerspenstigen, von Kasi-Mullah aufgewiegelten Landschaften Tabassaran und Kaitach. Ich begleite die zweite Colonne unter Oberst Miklashevsky, am 3. Oktober Erstürmung des Dorfes Djuwek, ich führe das Ba-

- taillon Kura zum Sturm, Lieutenant Rybakonof fällt an meiner Seite. Fürst Dardian erstürmt Chuschni und Chimendi mit der ersten Colonne. Am 8. Oktober die Truppen wieder im Lager von Mamet-kent versammelt 198—212
32. Kasi-Mullah wirft sich nach dem Norden Dagestan's, wir folgen ihm, rücken am 22. Oktober in das Lager bei Temir-Chanschura und vergnügen uns unterwegs an Fasanenjagd mit Falken. Den 23. Okt. Einnahme von Jerpeli und reiche Beute, den 26. Tscherkey zur Uebergabe gezwungen; verschiedene Bergdistrikte ergeben sich . . 212—220
33. Kasi-Mullah haust übel in der Tschetschnja und wirft sich wieder in das Dorf Gimri. Bereits nach Derbent zurückgekehrt machen wir noch einmal Kehrt, ich demonstriere am 17. November glücklich gegen Gimri, der Ort kommt diesmal mit dem Schrecken davon. Am 22. November Wiedereinrücken in Derbent, während sich Kasi-Mullah von Neuem in Tschumkessken verschanzt. Oberst Miklashevsky erstürmt den Ort am 1. December, fällt aber selbst als Opfer des blutigen Siegs; Kasi-Mullah verduftet für den Winter 1831/32. Die Truppen kehren in die Winterquartiere zurück 220—231
34. Den 11. Decbr. in Baku; die ewigen Feuer im Tempel der Gebern, ihr Kloster, überall Feuer aus der Erde. Zweiwöchentlicher Rückmarsch nach Tiflis mit Halt in Jelisawetpol, am 29. Decbr. Ankunft in Tiflis und Sylvester mit Fieberanfall 231—236

Zweites Buch.

1832 und 1859.

Allgemeines über den Kaukasischen Krieg und Einzelnes aus den Kriegsjahren 1832 und 1859.

§ 1. Allgemeines über den Kaukasischen Krieg.

	Seite
1. Studien, Gesellschaften, Fieber, Zurückberufung nach St. Petersburg; den 27. Mai Abreise von Tiflis, den 6. Juli Ankunft in der Residenz . . .	237—242
2. Demoralisation der Kaukasischen Bergvölker, im ersten Viertel unseres Jahrhunderts schreiten die Russen langsam vor; die Epoche Jermolofs am bedeutungsvollsten	242—259
3. Der Muridismus als Ausgeburt des Islam entflammt die Bergvölker und erschwert die Kriegführung. Mullah-Mahomed, Kasi-Mullah, Gam-sat-Beg und Schamyl nach einander die Hauptführer des Muridismus	259—274
4. Einige Charakterismen der Kriegführung	274—280

§ 2. Einzelheiten aus den Kriegsjahren 1832 und 1859.

5. Expedition gegen die Galgaier; Oberst Sass und Felsblöcke des Berges Gaï; zwei Galgaier halten eine ganze Colonne auf und vertheidigen ihren Thurm drei Tage lang	281—295
6. Expedition gegen die Tschetschenzen. Charakterzüge des General Wiliaminof. Erstürmung von Hermentschuk; heroische Vertheidigung brennender Sakli's. Erstürmung von Gimri am 17. Oktober und Ende Kasi-Mullah's	295—318
7. Das Ende der Kämpfe im östlichen Kaukasus. Fürst Barjätinskij 1856—1859. Kämpfe gegen Schamyl, seine letzte Zuflucht auf den Gunib und seine Gefangennahme am 25. August 1859. Ende des sechzigjährigen Krieges 1864	318—330

Drittes Buch.

1833 und 1834.

Aus Russlands Cultur- und Kriegs-Geschichte.

§ 1. Die ersten Telegraphen in Russland, 1833.

Seite

1. Vorstellung der optischen Telegraphenmodelle im Winterpalast 331—337
2. Manöver bei Gatschina 338—340

§ 2. Besuch der russischen Schlachtfelder vom Jahre 1812 und Enthüllung der Alexander-Säule; 1834.

3. Von Petersburg zur Beresina. Einführung bei Marschall Maison; Reise mit Capitain Langlois; Kljästizi und Polozk; Beschenkowitschi und Familie des Grafen Kreptowitsch. Tschaschniki, Borisof, Beresina, Studienka 340—349
4. Von der Beresina bis Borodino. Orscha, Liady, Krassnoi, Ssmolensk. Walutina-Gora, Dorogobush, Wjäsma, Gshatsk, Kloster Kolotskoi . . . 349—355
5. Borodino; Gutsherrschaft Wojekof, Generalin Tutschkof 356—361
6. Von Borodino bis Moskau. Moshaisk, Malo Jaroslawetz, Tarutino, Anblick von Moskau . . 361—364
7. Aufenthalt in Moskau. Angenehme Diners, Findelhaus, Exercierhaus, Shawlmagazin; Marschall Maison's Ankunft und unterhaltende Erzählungen, bequeme Rückreise nach St. Petersburg 364—369
8. Enthüllungsfeierlichkeit der Alexander-Säule. Ich vollendete meine Beschreibung der Kaukasischen Bergvölker und erhalte den St. Stanislaus-Orden; ich seufze über trockenen Actenstaub des Kartendépôts und ahne nicht den Nutzen für meine Person. Abschied von Langlois und unverhofftes Wiedersehen nach zwei und dreissig Jahren 369—374

Erstes Buch.

1800—1832.

Jugendjahre und Krieg im Kaukasus.

§ 1. Jugend und Erinnerung an Deutschland.

1800—1823.

1. Am 8. April 1800 ward ich zu Frankfurt a. M. in jenem Hause „zum goldenen Ross“ geboren, vor welchem heute das Goethe-Denkmal steht. Bereits im Besitze dreier Schwestern, kostete im Mai 1802 die Geburt eines nächst-jüngeren Bruders meiner Mutter das noch jugendliche und theuere Leben. Ihr Bild sucht mein Gedächtniss vergebens, aber der schwarzen Männer und des Leichenwagens, welche ihre Hülle entführten, entsinne ich mich noch lebhaft. Schon im vierten Lebensjahre besuchte ich eine nahe Schule am Theaterplatze; der alte Präceptor Gräffe hatte mich munteren Knaben gern. Ich lernte eifrig und schnell, aber meine oft übersprudelnde Lebendigkeit brachte

nicht selten meine Schwestern und meine Bonne zur Verzweiflung und meinen Vater zum Gebrauch der Ruthe.

Ich erinnere mich noch sehr gut der häufigen Durchmärsche und des Aufenthalts französischer Truppen in meiner Vaterstadt unter Befehl des Marschall Augereau, der sich sehr oft in Milch und Champagner badete (natürlich auf Kosten der Stadt); ferner der prächtigen Illuminationen, als Fürst Primas Grossherzog von Frankfurt wurde, des Durchzuges der zahlreichen preussischen Gefangenen nach der Schlacht bei Jena, des Durchmarsches der spanischen Truppen nach Jütland unter der Führung des Marquis de la Romana, — besonders der schönen andalusischen Pferde der spanischen Cavallerie und der mehrmaligen Durchreise Napoleons mit seiner Mamelukengarde, vor deren Dolchen wir Kinder einen grossen Respect hatten.

Ich war ein Knabe von sechs Jahren, als mein Vater, der ein vortrefflicher Clavierspieler und begeistert für classische Musik war, mich zum erstenmal in die Oper mitnahm; man gab Oberon, König der Elfen; ich war Auge und Ohr, und behielt alle Melodien, die mich besonders ansprachen, so treu im Gedächtniss, dass ich sie noch heute singen könnte, selbst des

Textes erinnere ich mich noch. Sodann sah ich Don Juan, die Zauberflöte, das Donauweibchen, das neue Sonntagskind, Doctor und Apotheker, und war immer ganz selig, wenn mein Vater mich ins Theater mitnahm. Um den wilden Knaben zu bändigen und zum Stillsitzen zu gewöhnen, gab mir nach der Schule meine Bonne eine Menge Verse zum Auswendiglernen auf, und ich musste solche hersagen, ehe es zum Abendessen ging, sonst bekam ich kein Abendbrod, doch mein vortreffliches Gedächtniss half mir beinahe immer durch.

Im Anfange des Jahres 1808 siedelte mein Vater nach Hanau über, und ich besuchte die dortigen Schulen. Hier hörte ich zum erstenmal griechische und römische Geschichte, und die Lehrstunden derselben waren mir die liebsten. In meinen freien Stunden verschlang ich so zu sagen Reisebeschreibungen, und meine Lust, die Welt zu durchstreifen, erwachte. — Robinson Crusoe und Cook's Reisen um die Welt waren meine Lieblingslektüre. Heimlich, und zwar auf dem Dachboden, verschmähte ich auch Ritter- und Räuberromane nicht, wie z. B. Friedrich mit der gebissenen Wange, Hasper à spada, Adolph Raugraf von Dassel, Rinaldo Rinaldini, Abällino der grosse Bandit etc.; doch mit Entzücken studirte ich die Geschichte Karls des XII. von

Voltaire, dessen Geschichte Peters des Grossen und andere Geschichtsbücher.

In Hanau starb 1811 mein jüngerer Bruder, dessen Tod mir sehr nahe ging. — Als Knabe machte ich an schönen Sommer-Sonntagen mit anderen Cameraden Ausflüge in die Umgegend, und das jährliche Volksfest im nahen Lamboy-Wald ist mir noch jetzt eine angenehme Jugenderinnerung. Der 13. Juni ist der Erinnerungstag der Befreiung der Stadt Hanau im 30jährigen Kriege durch die Schweden von der Belagerung der Kaiserlichen, deren General Lamboy sich in diesem Walde, aus Verzweiflung die Stadt nicht nehmen zu können, auf einem Pulverfasse in die Luft gesprengt haben soll. — Die ganze Bevölkerung Hanau's zog an diesem 13. Juni in den schönen Buchen- und Eichenwald mit Speise und Trank, sang und jubelte bis spät in die Nacht, und wir Knaben waren wie im Paradiese. — Als wissbegieriger Knabe besuchte ich häufig die zahlreichen Fabriken der Goldarbeiter, meistens Franzosen, Abkömmlinge der Hugenotten, welche die Revocation des Ediktes von Nantes aus Frankreich vertrieben, und die sich hier niederliessen und bis in die neueste Zeit Sprache und Sitten beibehielten.

2. Nach dem frühen Tode meines Vaters im Mai 1812, welcher in seinem 48. Jahre an Entkräftung starb, gab mich mein Vormund in eine Privat-Anstalt nach Offenbach bei Frankfurt a. M. zu dem Professor Gillé. — Hier lebte die Schwester meiner so früh verstorbenen Mutter, verheiratet an einen wohlhabenden Wagenfabrikanten Dick, dessen Wagen damals einen europäischen Ruf, ihrer Solidität und Eleganz wegen, genossen. Sie nahm sich unserer mit mütterlicher Zärtlichkeit an, und ich habe dieser vortrefflichen Frau viel zu verdanken. In Offenbach lebten damals noch viele Familien, welche mit Goethe bekannt waren; nach seinem Werke „Wahrheit und Dichtung“ zu urtheilen, brachte er daselbst manchen glücklichen Tag und angenehmen Abend mit seiner „Lili“ zu. — Ueberhaupt fand man in dieser kleinen industriellen Stadt viel geistige Bildung, Liebe zur Musik, ein angenehmes gesellschaftliches Verhältniss und Leben.

Bei dem Professor Gillé, dessen Famulus ich wurde, vervollkommnete ich mich in allen Wissenschaften, trieb Latein bis zum Ovid und Horaz, Zeichnen, Naturgeschichte, Physik, französische Litteratur unter Professor Langlois (auch ein Emigrant), ferner Geographie und Geschichte. Im Jahre 1812 bekam ich zum ersten-

mal Becker's Weltgeschichte zu Gesicht, welche ich verschlang, besonders dessen Odyssee und Iliade für die Jugend bearbeitet. — Wir Knaben begeisterten uns für die letztere, kannten solche auswendig, machten uns Helme und Schilder aus Carton, Schwerter und Spiesse aus Holz, theilten uns in Griechen und Trojaner, gaben uns die Namen der berühmtesten Helden des trojanischen Krieges, und kämpften in den Freistunden gehörig im Garten und im geräumigen Hofe der Anstalt, zu Ehren des göttlichen Sängers Homer.

Die Jahre 1812 — 1814 sind mir im frischen Gedächtniss geblieben. Ich erinnere mich noch lebhaft des Winters und Frühjahrs 1811/12, als täglich zahlreiche französische, spanische und selbst portugiesische, wie auch Rheinbundstruppen vor unserem Hause durch Hanau, von Mainz und Frankfurt kommend, nach Norden zogen. Beinahe jeden Morgen wurden wir durch Trommelschlag und Musik ans Fenster gerufen, und beschauten die durch- oder ausmarschirenden Regimenter; voran gingen ungefähr 20 Mann Zimmerleute (Sapeure) mit grossen Bärten, schneeweissen hohen ledernen Schürzen, und mit blanken Aexten auf den Schultern; hinter denselben folgte der Tambour-Major,

in goldgestickter Uniform, mit dicken Epauletten und dem mächtigen Bambusstabe, den er hoch in die Luft schleuderte und geschickt wieder auffing; dann folgte in dichten Massen das Regiment nach; aber die französischen Soldaten sangen nicht mehr die Marseillaise, sondern die Musik spielte gewöhnlich die Melodie „Veillons au salut de l'Empire.“

Wie oben gesagt, nahm der grösste Theil der französischen Armee den Weg über Mainz, Frankfurt und Hanau nach Russland; — der Unterhalt aber und die Einquartierung der Soldaten und Pferde fiel bereits seit 1792 den Bewohnern Deutschlands zur Last. Sobald ein französisches Regiment den Rhein überschritt, fiel dessen Equipirung, Ernährung und Besoldung Deutschland zu, nicht gerechnet die mannigfaltigen Requisitionen und öfteren Geld-Contributionen, welche man den respectiven deutschen Regierungen auflegte. Es war eine Zeit der grössten Erniedrigung Deutschlands, und es war daher nicht zu verwundern, welche freudige Aufregung ganz Deutschland durchbebte, als sich die Nachricht von der Vernichtung der grossen Armee Frankreichs in den Eisfeldern Russlands wie ein Blitz verbreitete. Man staunte, wollte es anfangs gar nicht glauben, und lebte dann wie neu geboren auf.

Im Frühjahr 1813 zogen die jungen Conscripten einer zweiten grossen französischen Armee über Frankfurt und Hanau nach den Schlachtfeldern von Lützen, Bautzen, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz und Leipzig, um in diesen furchtbaren Schlachten die deutsche Erde mit ihrem Blute zu tränken. Wie oft sah ich diese jungen Leute von 17 oder 18 Jahren in ihren blauen Jacken und weissen Beinkleidern (Uniformen bekamen solche erst in Deutschland) in Frankfurt auf der Zeile bei ihrem Einmarsche von Mainz, zu Dutzenden vor Ermattung auf dem Pflaster niederfallen und fest einschlafen, ehe man Zeit hatte, ihnen ihre Quartierbilletts zu geben. Eingedrillt wurden sie während des Marsches, und doch schlugen sich diese jungen Leute wie Löwen, wenn es galt, für die Gloire und ihren Kaiser zu kämpfen. — Ende April desselben Jahres sah ich zum letztenmal Napoleon auf seiner Eilfahrt von Mainz nach Leipzig.

Im Laufe des Sommers 1813 wurden grosse Holz-Baracken längs des rechten Main-Ufers ausserhalb der Stadt Frankfurt aufgebaut zur Aufnahme der Tausende von Verwundeten, welche von Lützen, Bautzen und Dresden kamen. Nach der Schlacht von Dresden waren es auf einmal an 10,000. — Alle Abende wurden

ganze Karren voll amputirter Arme, Beine oder Hände aus diesen Hospitälern auf die sogenannte Bornheimer Haide geführt, wo grosse Gruben bereitet waren, die tägliche Erndte des Todes aufzunehmen. Selbst die aufgehobenen zahlreichen Klöster in der Stadt waren mit kranken und verwundeten Soldaten überfüllt, so dass im October der Typhus so stark in diesen Hospitälern herrschte, dass man allmählich die Todten zu Hunderten auf der genannten Haide, mit ungelöschtem Kalk vermischt, einscharrete. — Es war eine grässliche Zeit. — Dieses typhöse Nervenfieber verbreitete sich auch in der Stadt und raffte viele Opfer weg; unter anderen auch meine Schwester Henriette, eine hübsche junge Brünnette von 17 Jahren, und die jüngere Schwester kam kaum mit dem Leben davon.

In den letzten Tagen des October kamen die bayrisch - österreichischen Truppen unter Wrede nach Hanau, und unter dem Prinzen Carl in Offenbach und Frankfurt an, um den fliehenden Resten der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden. Die letzte Schlacht in Deutschland wurde drei Stunden von Offenbach, bei Hanau geschlagen; wir hörten deutlich den Kanonendonner und sahen später die traurigen Ueber-

reste der französischen Armee längs der Chaussée um Frankfurt herum (hinein wurden sie auf Napoleon's Befehl nicht gelassen) nach Mainz eilen, überall raubend und plündernd, und Tausende von sterbenden und maroden Soldaten auf der grossen Leipziger Strasse oder als Gefangene zurücklassend, die später von den Kosaken zusammengetrieben wurden. Französische Offiziere streckten ihre Hände durch die Gitterthore Frankfurts, mit Napoleond'ors angefüllt, und baten um Brod und Wein; man gab, was man vermochte. — Da Offenbach, wo ich mich damals in Pension befand, auf dem linken Mainufer liegt, die grosse Strasse aber längs des rechten Ufers sich hinzieht, und damals beide Ufer durch keine Brücke verbunden waren, so entging Offenbach der Plünderung, doch aus Vorsicht hatte jeder von uns Knaben seine Siebensachen zusammengepackt, um im Nothfall solche zu verstecken oder zu retten.

Kaum waren die Franzosen fort, so rückten die ersten Kosaken in Frankfurt ein, die mit Jubel empfangen, nichts weniger als nüchtern wieder weiter auf der Mainzer Strasse ritten, um noch Franzosen zu fangen. Auch in Offenbach wurden die ersten Kosaken mit Hurrah's empfangen, getränkt und gespeist. — Graf Platof bivouakirte bei Hoechst mit seinem Haupt-

quartier, und schickte Abends etliche von seinen Kosaken-Offizieren in die Stadt, um leichte Waare in's Lager zu requiriren, welche auch denselben aus einer berüchtigten Strasse abgeliefert wurde.

Den 1. November 1813 zogen die Alliirten unter unermesslichem Jubel der Einwohner in Frankfurt a. M. ein. Kaiser Alexander ritt mit einer grossen Suite über Offenbach (wo wir Knaben diesen Herrscher ganz in der Nähe sahen) in die Kaiserstadt; die Chaussée von Offenbach nach Frankfurt war an diesem und den folgenden Tagen mit Truppen aller Waffen dicht bedeckt, welche alle nach dem Rhein und dessen rechtem Ufer zogen, und von diesem Tage an fing für uns junges Volk ein sehr interessantes Leben an, welches bis zum neuen Jahre — 1814 — dauerte. In Frankfurt, Offenbach, Hanau und den Umgegenden lagen noch einmal so viel Truppen als Einwohner; alle Räumlichkeiten, die Klassensäle der Schulen und Gymnasien waren mit Russen, Preussen und Oesterreichern angefüllt; — wir junges Volk waren also frei von jeder Beschäftigung und schwärmten auf den Strassen und Plätzen umher, um Truppendurchzüge, Paraden, so wie auch die drei verbündeten Herrscher zu sehen, welche überall mit Jubel und Vivat's begrüsst wurden. Auch Blücher,

Schwarzenberg und andere damals berühmte Feldherren und Diplomaten sahen wir öfters. Der ganze Raum zwischen Offenbach und dem nahen Frankfurt war gleichsam ein grosses österreichisches Lager mit Fuhrwerken, Truppen und Pferden angefüllt. Die zahlreichen russischen und preussischen Offiziere, welche in Offenbach einquartiert waren, amüsirten sich köstlich; Bälle, Tanzgesellschaften und Musikabende wechselten mit einander ab; und als am Neujahr 1814 die Truppen weiter nach Basel und von da nach Frankreich zogen, gab es herzliche Abschiede. Die Schlachten und Gefechte in Frankreich, so wie der Einzug der Verbündeten in Paris den 31. März erregten das höchste Interesse, und letzterer wurde durch prächtige Illuminationen gefeiert, so wie auch später der Friede von Paris. Später zog ein grosser Theil verbündeter Truppen, alle auf französische Kosten neu gekleidet, durch Frankfurt nach der Heimath zurück, um im Mai 1815, nach der Rückkehr Napoleon's aus Elba, wieder an den Rhein und nach Frankfurt zurückzukehren. Doch sah Frankfurt damals nur russische und preussische Truppen. Um einen Begriff von der Masse Truppen aller Nationalitäten zu geben, welche diese Stadt in den letzten drei Jahren des Continental-Krieges ernähren und ihr

Obdach geben musste, — so erinnere ich mich, dass damals eine statistische Uebersicht erschien, aus welcher sich ergab, dass nach den Documenten der Quartier-Commission vom 1. Januar 1812 bis zum September 1815 an Infanterie über 2½ Million, an Cavallerie und Artillerie 400,000 Pferde durch Frankfurt gezogen sind, alle auf Kosten der Stadt beherbergt und beköstigt, der Unterhaltung der zahlreichen Hospitäler und der Geld-Contributionen zur Zeit der französischen Herrschaft nicht zu gedenken. Auch kam diese reiche Stadt dadurch in grosse Schulden, deren Abtragung eine lange Reihe von Jahren erforderte.

3. Zu Pfingsten 1814 wurde ich confirmirt, und diese Feierlichkeit machte damals einen tiefen Eindruck auf mich, welchen ich bis jetzt nicht vergessen habe. Im folgenden Juni verliess ich die Anstalt des Professor Gillé, mit vortrefflichen Zeugnissen versehen, und trat in das De Bary'sche Haus in Frankfurt ein. Dasselbe liegt auf dem grossen Hirschgraben, gerade dem Hause mit den drei Leyern gegenüber, wo Goethe das Licht der Welt erblickte. Hier suchte ich mich in manchen Kenntnissen zu vervollkommen, lernte Englisch und Italienisch, welche Sprachen ich geläufig sprechen und schreiben konnte, hatte viele Jugendfreunde und führte

um so mehr ein angenehmes Leben, als ich ganz unabhängig war. Die schöne Lage der Stadt und deren Umgebungen, die zwei grossen jährlichen Messen daselbst, die Zuzüge der Fremden und Reisenden in die Bäder, die Gegenwart des Bundestags mit seinen zahlreichen Gesandten, Secretären und Angestellten, machten das Leben sehr angenehm. Was für schöne Ausflüge machten wir in die Taunusberge, nach Biberich, an den Rhein, nach Wilhelmsbad bei Hanau, oder nach Darmstadt. In der Oper letzterer Stadt, welche damals der Grossherzog selbst dirigirte, sah ich den Don Juan in höchster Vortrefflichkeit ausgeführt. Im Frankfurter Theater, schon damals berühmt durch sein vortreffliches Orchester (von Schmidt und später von Spohr dirigirt) sah ich alle Opern und Schauspiele, welche über die Bühne gingen, hörte berühmte Sängerinnen, wie die Catalani und andere.

Dass ich in meinen Jünglingsjahren ein flotter Tänzer und das Herz oft in Anspruch genommen war, versteht sich von selbst; gegen schöne Augen und einen schlanken Wuchs blieb ich nicht unempfindlich, aber stets eingedenk meiner frommen Erziehung und treu der damals noch vorherrschend biederer deutschen Sitte, blieben meine Neigungen mehr poëtisch als leidenschaftlich,

ich mied schlechten Umgang und bewahrte mir ein reines Gemüth. Eines Tages des Jahres 1818 trat ich in eine Conditorei, um ein Stück Apfelkuchen zu essen; da fand ich einen alten Herrn von ungefähr 50 Jahren, mit dem Wladimir-Orden im Knopfloch, der dasselbe Geschäft wie ich verrichtete, nämlich Apfelkuchen ass, und zur russischen Gesandtschaft beim deutschen Bundestage gehörte. Er fing ein Gespräch mit mir an, ein Wort gab das andere, und da ich ihm offen mittheilte, dass meine ganze Familie von väterlicher Seite seit mehr als 20 Jahren in Russland lebte, und ich grosse Lust hätte, auch dahin zu ziehen, so richtete er folgende Worte an mich, deren ich mich nachher oft mit Interesse und Vergnügen erinnerte: „Wenn Sie „nach Russland gehen wollen, junger Mensch, um da- „selbst ihr Glück zu versuchen, dann müssen Sie grosse „Gedanken fassen, und das kleinliche und enge Wesen „des deutschen Lebens vergessen. In unserem unermess- „lichen Reiche ist Alles in grossem Maassstabe ein- „gerichtet; die Gedanken und Ideen sind grossartig und „müssen es sein. Mit Kenntnissen, Geduld und Aus- „dauer kann man daselbst eine glänzende Carrière „machen; ein wenig Protection schadet dabei natürlich „nicht. — *Ayez cela en vue, jeune homme, en vous ren-*

„*dant en Russie, et vous y ferez une bonne carrière.*“ —
Es schien mir, als wenn die Worte dieses mir ganz fremden Mannes eine Prophezeiung für mich seien; ich ahnte aber damals nicht, dass ich meine Reise nach Russland wirklich schon nach etlichen Jahren antreten sollte. In dieser Zwischenzeit, ich glaube es war 1819, las ich eines Tages im Journal de Francfort, dass der damalige General-Gouverneur von Neu-Russland, Graf von Longeron, das Antiken- und Medaillen-Cabinet des Staatsraths von Blaramberg in Odessa besucht und mit vielem Interesse angesehen habe. Da dieser Staatsrath kein anderer als mein leiblicher Onkel war, so nahm ich Veranlassung, denselben von meinen Verhältnissen zu unterrichten und ihm um so mehr meinen Wunsch, nach Russland zu gehen, auszudrücken, als alle meine Verwandten von väterlicher Seite sich schon vor 20 Jahren dort niedergelassen hatten. Ich bekam von meinem Onkel eine Antwort mit dem Vorschlag, vorerst eine deutsche Universität zu besuchen, Jura zu studiren, und sodann mit dem Titel eines Studiosus juris nach Russland zu kommen, wo er ferner für mich sorgen werde.

In Folge dessen ging ich im October 1820 nach Giessen, liess mich bei dem damaligen Rector Pro-

fessor Crome immatriculiren, an welchen gelehrten Statistiker ich von meinem Freunde de Bary warm empfohlen worden war, und hörte Mathematik bei Dr. Umpfenbach, Naturrecht bei Professor Hildebrand, Jura bei Dr. Büchner, einem tüchtigen Juristen, Statistik und Polizeirecht bei dem alten Crome, welcher an eine Engländerin verheirathet und kinderlos war, und in dessen Hause ich sehr freundschaftlich aufgenommen wurde.

Angesichts der demagogischen Studentenumtriebe und meines Zwecks, nach Russland zu gehen, hielt ich mich von allen Studentenverbindungen fern, trat in keine Burschenschaft ein, und widmete mich ausschliesslich den Wissenschaften; ich lebte ganz abgeschlossen und unterhielt nur einen Briefwechsel mit meinen Schwestern und Freunden; besuchte solche auch während der Ferien. Damals machte man die Reise von Giessen nach Frankfurt in der deutschen Postschnecke, wie Börne den Postwagen nannte, und in der That brauchte man 12 Stunden, um die Entfernung von sechs deutschen Meilen zurückzulegen. Wie schnell reist man jetzt mit dem Dampfross!

Da mich mein Onkel einlud, im Frühjahr 1823 über Petersburg nach Moskau zu reisen, so verliess ich im März desselben Jahres Giessen, mit den besten

Attestaten versehen, unter denen auch eins vom Decan von Ahrens mir bezeugte, dass ich mich fern von allen Studenten-Umtrieben gehalten hätte. In Moskau sollte ich einstweilen bleiben, um mich in der russischen Sprache zu vervollkommen, einer Sprache, welche ich zwar schon angefangen hatte, darin aber nicht viel über die Lese- und Schreibeübungen gekommen war.

Nachdem ich noch einmal das Pfingstfest im Walde bei Frankfurt mitgemacht, und eine gute Gelegenheit gefunden hatte, mit einem Hamburger Banquier nach dessen Heimath auf gemeinschaftliche Kosten in seiner Equipage zu reisen, trank ich das letzte Glas Champagner mit meinen zahlreichen Jugendfreunden und meinem Vetter Dick im Gasthause zum Schwan, und reiste den 20. Mai von Frankfurt a. M. ab. Leider sollte ich nach 37jähriger Abwesenheit sehr wenige von diesen Jugendfreunden wiedersehen; auch meine beiden Schwestern starben 1841 und 1842, ohne dass ich das Glück hatte, sie noch einmal zu sehen.

Unsere Reise nach Hamburg wurde über Cassel und Hannover in 4 Tagen zurückgelegt, und nach angenehmer Rast eilte ich nach Lübeck, um mit einem Segelschiff den 1. Juni nach Kronstadt abzugehen. Widriger Winde wegen blieben wir 12 Tage in See

und ich war sehr verwundert bei meiner Ankunft in St. Petersburg am 1. Juni alten Styls keine Nacht vorzufinden, da unter dieser Breite dieselbe im Sommer durch einige Stunden Dämmerung vertreten wird.

Somit lag denn der erste Abschnitt meiner Lebensbahn hinter mir. Bis dahin war ich frei und unabhängig gewesen und hatte unter Verwandten und Freunden gelebt, welche ich von Jugend an kannte. Jetzt betrat ich eine neue Laufbahn in einem mir ganz fremden Lande, dessen Einwohner, Sitten und Gebräuche ich nicht kannte, ja dessen Sprache ich noch wenig verstand. Jedoch verzagte ich nicht in der festen Hoffnung, dass der Himmel mich auch ferner beschützen würde.

§. 2. Aufenthalt in Russland bis zum Eintritt in den Dienst. 1823—1825.

4. Ich hatte einen Empfehlungsbrief von meinem Onkel an den beim Zollamte angestellten Staatsrath Jean de Rœchette, und wurde in dessen lebenswürdiger Familie wie ein Sohn aufgenommen. Natürlich besah ich mir das prächtige Petersburg mit seiner wundervollen Newa, deren Inseln und reizenden Umgebungen. Einige Tage nach meiner Ankunft feierte ich zum zweiten Mal in demselben Jahre das Pfingstfest; und nachdem ich meine

Effecten im Voraus nach Moskau geschickt hatte, folgte ich mit der Diligence nach, und nahm einen Sitz auf der Aussenseite neben dem Conducteur, um mir die Umgegend genau zu besehen. Der Weg zwischen den beiden Hauptstädten ist, die Umgegend von Waldai ausgenommen, sehr einförmig, nichts als Kiefernwald, Sümpfe und nicht zahlreiche Dörfer, deren Häuser aus horizontalen Balken gebaut und mit Schindeln oder Stroh bedeckt waren. Damals (1823) bestand noch keine Chaussée weiter als bis Nowgorod, der übrige Theil des Weges bestand aus Knüppeldämmen oder Sand, durch welchen neun Pferde die Diligence nur im Schritt zogen. Das Innere derselben war von einer Generalin und deren Töchtern eingenommen, mit welchen ich unterwegs Bekanntschaft machte, was mir die Monotonie des Weges etwas erheiterte, und mich mein Alleinsein vergessen liess. Den 24. Juni, an einem wunderschönen Sonntag, näherten wir uns der prachtvollen zweiten Hauptstadt des russischen Reiches. Die Sonne ging auf, die Hunderte von vergoldeten Kuppeln der zahlreichen Kirchen, die grünen und rothen Dächer der Paläste blitzten nach und nach im hellen Sonnenschein auf, und das Geläute von tausend Glocken verkündigte das heutige grosse Kirchenfest Johannes des Täufers.

Wir fuhren an dem Schlosse Petrowsky vorbei, einem originellen Bau, wohin sich Napoleon nach dem Brande von Moskau zurückzog, und fuhren um 10 Uhr Morgens in die ungeheure Stadt ein, welche wie Rom auf mehreren Hügeln erbaut ist, und nur noch wenige Spuren von dem grossen Brande zeigte.

Ich nahm sogleich eine Droschke, um meine Verwandten aufzusuchen, welche bei dem Thurme Ssucharef wohnten, und ward von den beiden Brüdern François und Theodor de Courtener sehr freundlich aufgenommen. Hier fand ich auch einen Sohn meines Onkels, Wladimir, einen hübschen jungen Menschen von 16 Jahren, dessen Mentor ich später wurde. Eine Tochter meines Onkels, Sinaïde, wurde im kaiserlichen Catharinenstift erzogen, und ich begab mich dahin, um deren Bekanntschaft zu machen, wozu aber die Erlaubniss erst von der Directrice des Instituts, Generalin von Krook eingeholt werden musste. Nachdem mich der Portier in das palastähnliche Gebäude eingelassen hatte, trat ich in eine grosse schmale Galerie ein, worin 100 junge Mädchen von 12 bis 18 Jahren, alle gleichförmig gekleidet, spazieren gingen. Der Sitte gemäss wandte mir jedes bei meinem Vorbeigehen das Gesicht zu und verneigte sich artig, indem es dabei die beiden

Hände kreuzweise auf den Busen legte. — Diese für mich so neue Ceremonie machte mich dermalen verlegen, dass ich erröthete und dann lächeln musste, was die Mädchen veranlasste, auch zu lächeln, und dann in ein helles Lachen auszubrechen, was ich von ganzem Herzen erwiderte; und mit diesem fröhlichen Lachen kam mir meine Cousine entgegen, ein sehr hübsches Mädchen von 17 Jahren, mit prachtvollen Augen und Perlenzähnen. Ich küsste ihr nach russischer Sitte die Hand, und sie mir die Wange und so machten wir Bekanntschaft.

In Moskau blieb ich ein ganzes Jahr, um mich im Russischen, in der Mathematik und im Zeichnen zu vervollkommen, sodann machte ich noch einen Coursus der französischen Litteratur, russischen Geschichte und Geographie durch. Mein Leben war angenehm, aber einförmig; ich beschäftigte mich viel, lernte Sitten, Gebräuche und die Sprache meines neuen Vaterlandes kennen, denn ich schwor 1824 in Moskau den Unterthanen-Eid und naturalisirte mich förmlich. Im Anfang kam mir Alles wildfremd vor, die Trachten, Wohnungen, der Byzantinische Styl der zahlreichen Kirchen und Klöster u. s. w. In hohem Grade interessirte mich der Kreml mit seinen Palästen und Seltenheiten

und den 500 französischen Kanonen von 1812, die weitläufigen Bazars, wo alle Reichthümer des Orients und Occidents aufgehäuft waren, die Stadt selbst mit ihren pittoresken Ansichten und grossen Gärten im Innern, und die herrlichen Umgebungen. Die Equipagen mit 4 Pferden und Vorreitern, und später die prachtvollen Schlitten fielen mir auf; doch man gewöhnt sich an Alles, so wie auch an den strengen Winter von 1823/24, wo die Kälte etliche Tage lang auf 30° Réaumur unter Null stieg.

5. Im Mai 1824 machte ich mich auf Verlangen meines Oheims bereit, mit meinem Vetter Wladimir nach Odessa zu reisen. Wir kauften uns eine Kibitka, mietheten einen Fuhrmann mit drei Pferden, welcher versprach, uns in 21 Tagen nach Odessa (1400 Werste) zu bringen, und reisten Anfangs Juni, von den besten Wünschen unserer Verwandten begleitet, ab. Unterwegs hatten wir manche kleine Abenteuer mit unserem Kutscher zu bestehen, der sich regelmässig alle Tage betrank, unterwegs seine guten Pferde gegen Schindmähren vertauschte u. s. w. Wir waren beide jung und unerfahren und mussten gute Miene zum bösen Spiel machen. So reisten wir über Kaluga, Orel, Kursk, Charkof, Poltawa nach Kremenschug am Dnjepr. Hier

liessen wir unseren betrunkenen Fuhrmann liegen, mieteten einen anderen mit besseren Pferden und fuhren dann über Elisabethgrad und durch die Steppen von Neu-Russland nach Wosnossensk, und von da in die Nähe von Odessa. Hier erwartete uns bereits ein Unteroffizier vom Zoll und führte uns auf das Landhaus (Chutor) meines Oheims, wo wir etwas Toilette machen und den Onkel erwarten sollten. Mein Begegnen mit diesem würdigen Manne, den ich noch nie gesehen hatte, war ergreifend, und wir fuhren in der Dämmerung nach Odessa in dessen Wohnung, welche am Abhange eines Hügels nicht weit vom Meere gelegen, und mit einem Garten versehen war. Hier empfingen mich Helene, Sinaïde und Elise als Töchter und Michel und Ardene^{de} als Söhne meines Oheims, und wir brachten bei einem vortrefflichen Souper den Abend mit Fragen und Erzählen zu. Den anderen Morgen besuchte ich meine älteste Cousine Natalie, an den spanischen Consul del Castello verheirathet, und suchte dann meinen Jugendfreund Walther aus Hanau auf, der hier angesiedelt und preussischer Consul war. Unser Wiedersehen machte uns unendliche Freude, und ich genoss später in dessen angenehmen Hause manche fröhliche Stunde.

Nachdem der erste Taumel der Zerstreuungen vorüber war, fingen wir, mein Vetter und ich, ernsthafte Studien in der Mathematik an. In den Freistunden zeichneten wir Medaillen, Basreliefs, Statuen, Inschriften und andere Alterthümer der Museen von Odessa und Kertsch, welche Zeichnungen meinem Oheim viel Vergnügen machten und als Stichvorlagen für seine Werke benutzt wurden. Bei dieser Gelegenheit machte ich einen Coursus der Alterthumskunde mit, las den Herodot und andere Schriftsteller, welche über die Ufer des Pontus Euxinus und deren griechische Colonieen geschrieben haben, und wurde in dieser Wissenschaft ziemlich bewandert.

Mein Oheim hatte einen vortrefflichen Koch und liebte einen guten Tisch; wir hatten alle Mittage und Abende Gäste, unter welchen sich auch ein Baron Brunnow befand, damals ein junger gebildeter Mann, welcher später unser Gesandter in London wurde. Alle Sonntage waren Castello's bei uns nebst zahlreichen Gästen und es ereignete sich manchmal, dass bei Tische 6 bis 7 Sprachen gesprochen wurden, nämlich: Russisch, Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch, Spanisch und Griechisch. Das lebendige Treiben unseres Salons ist mir stets in lieber Erinnerung geblieben;

noch heute höre ich die herrliche Sopranstimme und das wohlklingende Spanisch meiner Cousine Helene und noch heute sehe ich die achtzehnjährige Anica del Castello vor mir, wie sie in ächt andalusischer Grazie beim Volant-Spiel den schlanken Körper wiegte und mit feurigen Blicken den Ball verfolgte.

Unter den Bällen, welche ich während des Winters 1824/25 besuchte, zeichneten sich diejenigen des damaligen General-Gouverneurs von Neu-Russland, Grafen Woronzof, durch Glanz und Pracht aus. Der Graf (später Fürst) und seine Gemahlin, eine geborne Brantzka, machten die liebenswürdigsten Wirthe; der Comfort des luxuriös ausgestatteten Palastes mit seinem brillanten Ballsaale und der feenhaft erleuchteten Orangerie erinnerte daran, dass der Graf seine Jugend in England verbracht hatte. Er war der letzte russische Bojar, und mit seinem Tode 1857 verschwand der letzte Type eines russischen Grand-Seigneur des 18. Jahrhunderts. Er war ausserordentlich freigebig und vertheilte jährlich seinen Gehalt als General-Gouverneur von Neu-Russland unter die Beamten seiner Canzlei; sein Palast in Alupka an der Südküste der Krimm, ganz aus Grünstein und Eisen gebaut, kostete ihm Millionen. —

6. Nach schwerem Abschied von meinem Oheim und meinen lieben und hübschen Cousinen reisten mein Vetter und ich am 17. Februar 1825 nach Petersburg ab. Wir reisten diesmal unter Schutz des General Potier als grosse Herren; unsere Tour. berührte Nikolajef, Kremenschug, Tschernigof, Orscha und Witepsk; der Adjutant des Generals reiste mit dem Koche voraus, um die nöthigen Pferde zu bestellen, und wir fanden täglich auf der 2. Station Café oder Chocolate schon bereit, auf der 5. ein vollständiges Mittagessen, und auf der 7. Thee, Abendessen und Nachtlager, und hier erwartete uns auch der Adjutant Girard. Den 6. März kamen wir in der Hauptstadt an, ruhten zwei Tage aus, und den dritten führte uns General Potier in das Institut „des Ponts et Chaussées (Wege- und Wasser-Verbindungen)“, stellte uns dem Director desselben, General Bazaine vor, und nach einem vorläufigen Examen wurden wir in das Institut aufgenommen. — Hiermit schloss der zweite Abschnitt meines Lebens.

Ich hatte mich in Deutschland vorbereitet, besonders durch Erlernung mehrerer Sprachen, zum Eintritt ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; das Schicksal, oder vielmehr der Wille meines Oheims bestimmte mich zu einer ganz anderen Carrière; ich

sollte mich gleich seinem Sohne Wladimir dem Ingenieur-Fache widmen. Da der letztere sechs Jahre jünger war als ich, so band mir mein Oheim denselben auf die Seele; ich wurde dessen Mentor, und glaube gegen ihn meine Pflicht als dankbarer Neffe seines Vaters erfüllt zu haben. Wladimir verliess mit mir als ein gebildeter Offizier drei Jahre später das Institut, trat in den activen Dienst, machte eine brillante Carrière und starb 1846 als Schwager des gewesenen Hospodar Fürst Alexander Ghika, und als Chef der Wege- und Wasserverbindungen in den Rumänischen Provinzen.

§ 3. Erster Dienst im Ingenieurfache, zweiter Aufenthalt in Odessa, wissenschaftliche Reise nach Rumelien und Versetzung in den Generalstab.
1825 — 1830.

7. Das Kaiserliche Institut der Wege- und Wasserverbindungen verdankt seine Entstehung dem Kaiser Alexander I. Derselbe hatte die Absicht, nach dem Frieden von Tilsit mehrere gebildete russische Offiziere in die Polytechnische Schule nach Paris zu schicken, um dort die Wege- und Wasserbaukunst zu erlernen; aber Napoleon zog es vor, unserem Kaiser zu diesem Zwecke vier ausgezeichnete Offiziere aus erwähnter Schule nach Petersburg zu senden. Diese Offiziere

waren: Bazaine, Potin, ^{der} Destrèm und Fabre. Das neue Institut wurde nach dem Fuss der Polytechnischen Schule in Paris eingerichtet; die Zöglinge wohnten in der Stadt und besuchten die Vorträge der Professoren. Der erste Chef dieses Corps war der Herzog von Oldenburg (1809—12), dann der Ingenieur-General de Volant (1812—16), sodann der spanische General de Bettancourt (1817—23), und bei meinem Eintritt der Oheim des Kaisers, Herzog Alexander von Württemberg, Bruder der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna. Der Unterricht wurde in französischer Sprache ertheilt, und die Söhne der ersten Familien Russlands beeiferten sich, in dieses Institut einzutreten.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde am Tage meines Eintritts in das Institut die Uniform der Zöglinge abgeändert, und anstatt Offiziers-Uniform mit Federhut und Degen, jedoch ohne Epaulette, nahm man uns das Maass zur Cadetten-Uniform; ich behielt nur die silberne Degentroddel am Halbsäbel, und trat mit meinem Vetter zuerst in die 2. und etliche Wochen später in die 3. Abtheilung. In der zweiten waren die Fähnriche und in der ersten die Unterlieutenants, welche nach einem strengen Examen als Lieutenants zum activen Dienste entlassen wurden. Fähnriche und

sollte mich gleich seinem Sohne Wladimir dem Ingenieur-Fache widmen. Da der letztere sechs Jahre jünger war als ich, so band mir mein Oheim denselben auf die Seele; ich wurde dessen Mentor, und glaube gegen ihn meine Pflicht als dankbarer Neffe seines Vaters erfüllt zu haben. Wladimir verliess mit mir als ein gebildeter Offizier drei Jahre später das Institut, trat in den activen Dienst, machte eine brillante Carrière und starb 1846 als Schwager des gewesenen Hospodar Fürst Alexander Ghika, und als Chef der Wege- und Wasserverbindungen in den Rumänischen Provinzen.

§ 3. Erster Dienst im Ingenieurfache, zweiter Aufenthalt in Odessa, wissenschaftliche Reise nach Rumelien und Versetzung in den Generalstab.
1825 — 1830.

7. Das Kaiserliche Institut der Wege- und Wasserverbindungen verdankt seine Entstehung dem Kaiser Alexander I. Derselbe hatte die Absicht, nach dem Frieden von Tilsit mehrere gebildete russische Offiziere in die Polytechnische Schule nach Paris zu schicken, um dort die Wege- und Wasserbaukunst zu erlernen; aber Napoleon zog es vor, unserem Kaiser zu diesem Zwecke vier ausgezeichnete Offiziere aus erwähnter Schule nach Petersburg zu senden. Diese Offiziere

waren: Bazaine, Potin, ^{der} Destrèm und Fabre. Das neue Institut wurde nach dem Fuss der Polytechnischen Schule in Paris eingerichtet; die Zöglinge wohnten in der Stadt und besuchten die Vorträge der Professoren. Der erste Chef dieses Corps war der Herzog von Oldenburg (1809—12), dann der Ingenieur-General de Volant (1812—16), sodann der spanische General de Bettancourt (1817—23), und bei meinem Eintritt der Oheim des Kaisers, Herzog Alexander von Württemberg, Bruder der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna. Der Unterricht wurde in französischer Sprache ertheilt, und die Söhne der ersten Familien Russlands beeiferten sich, in dieses Institut einzutreten.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde am Tage meines Eintritts in das Institut die Uniform der Zöglinge abgeändert, und anstatt Offiziers-Uniform mit Federhut und Degen, jedoch ohne Epaulette, nahm man uns das Maass zur Cadetten-Uniform; ich behielt nur die silberne Degentroddel am Halbsäbel, und trat mit meinem Vetter zuerst in die 2. und etliche Wochen später in die 3. Abtheilung. In der zweiten waren die Fähnriche und in der ersten die Unterlieutenants, welche nach einem strengen Examen als Lieutenants zum activen Dienste entlassen wurden. Fähnriche und

Unterlieutenants wohnten in der Stadt und besuchten täglich die Unterrichtsstunden im Institut; — jeder Rang hatte seine besonderen Klassenzimmer.

Unser Leben war einförmig, aber voller Beschäftigung, und Alles wurde nach militärischer Ordnung vollbracht. Ich erwarb mir hier einen treuen Freund gleichen Alters, Clairville, Sohn eines französischen Emigranten. Wir beide waren die Doyens in unserer 3. Abtheilung, schlossen uns einander an und repetirten den Cursus zusammen. Ich, der ich meine akademischen Studien schon beendet hatte und frei wie ein Vogel war, schloss mich jetzt ein ganzes Jahr ein, ohne das Institut zu verlassen, um mit Ehren aus diesem Kampfe mit dem Schicksal hervorzugehen, und arbeitete mit angestrengten Kräften. So verging ein Jahr. Der Tod Kaisers Alexander in Taganrog, und der Aufstand am 14/26. December 1825 blieben ohne Einfluss auf unser Studium. Im Januar und Februar kamen die ausländischen Gesandten und Prinzen nach Petersburg, um dem jungen Kaiser Nicolai zu dessen Thronbesteigung Glück zu wünschen. Dieselben besuchten alles Sehenswürdige in der Hauptstadt und unter Anderem auch unser Institut. Unser Chef, der Herzog von Württemberg benutzte dieses, um mit seinen Junkern zu glänzen, und

als er den Erzherzog Ferdinand, den Marschall Marmont, den Herzog von Wellington und den Feldmarschall von Wrede ins Institut führte, liess er stets etliche von uns an die Tafel rufen, um auf verschiedene Fragen, was Wasser- und Wege-Verbindungen betraf, Französisch oder Deutsch antworten zu lassen. Diese Ehre des Antwortens widerfuhr meistens mir, denn ich war eingeübt, die verschiedenen Canal-Systeme Russlands schnell und elegant an die schwarze Tafel zu zeichnen und zu erklären. — Im März 1826 bereiteten wir uns zum Offizier-Examen vor, ich ging mit Clairville den ganzen Cursus zweimal durch, und Oberst Lamé, unser Professor der höheren Mathematik, versicherte mir im Voraus, dass ich ein brillantes Examen bestehen würde. In der That erhielt ich bei der Prüfung in allen Wissenschaften beste Prädikate, auch mein Vetter bestand sein Offiziers-Examen, und bis zu unserem Avancement beschäftigten wir uns mit der Aufnahme der Umgegend der Hauptstadt im grossen Massstabe. Den 6. Juni wurden wir befördert und ich war der Erste auf der Rangliste. Im Laufe des Winters 1826/27 setzten wir unsere Studien als Fähnriche im Institut fort, und ich wurde nach strenger Prüfung im Juni 1827 mit meinem Vetter zum Unter-

Lieutenant ernannt, ich wieder der Erste auf der Rangliste. Sodann wurden wir auf zwei Monate auf die Moskauer Chaussée geschickt, um uns am Nivellement und Chausséebau der Strecke zwischen Twer und Moskau zu betheiligen und gehörige praktische Kenntnisse zu erwerben. Wir kehrten Ende August nach der Hauptstadt zurück und hörten während des Winters 1827/28 die angewandte Mechanik beim Obersten Clapeyron, den Cursus der Baukunst (Brücken, Schleusen, Chausséen) beim Obersten ^{Henry} Heray, Astronomie beim Obersten Lamé, Entwürfe von Projekten und Bau-Anschlägen beim Obersten Adam. — Im Frühjahr bestand ich mein letztes Examen zum Lieutenant, wurde der Dritte in der Rangliste und zum activen Dienst bestimmt. Die entlassenen Cameraden zerstreuten sich im ganzen Reiche, und viele derselben sah ich nie wieder. Mein Vetter wurde nach Odessa geschickt; mein Abschied von ihm, nachdem wir fünf Jahre als Brüder zusammen gelebt, Freude und Leid mit einander getheilt hatten, wurde mir sehr schwer. Es war ein bildschöner Jüngling von 20 Jahren, geistreich und gebildet; — ich sollte ihn nie wiedersehen.

8. Ich wurde beim Bau der kleinen Stallhofbrücke in der Residenz angestellt, und zwar unter der Leitung

des Oberst Adam, in dessen Familie ich eingeführt wurde; seine Frau, eine gebildete und muntere Französin, nahm mich freundlich auf, und ich verbrachte daselbst manchen angenehmen Abend bei Musik und Gesang. Nach sechs Monaten angestrengter Arbeit war meine Brücke vollendet, sie wurde am 6. December 1828, am Namenstage des Kaisers, dem Publicum übergeben, und brachte mir eine Kaiserliche Danksagung ein.

Während ich nun auf meinen Lorbeeren etwas ruhte, Theater, Concerte und Bälle besuchte, sollte meine Carrière eine ganz andere Richtung nehmen, von welcher ich damals nichts ahnte. Zur Zeit, als ich mich noch eifrig mit meiner Brücke beschäftigte, waren unsere Truppen über die Donau gegangen, in die Bulgarei eingedrungen, hatten Warna belagert und Schumla bloquirt. Se. Maj. der Kaiser befand sich bei der Armee und musste mit tiefem Leidwesen sehen, wie unsere schöne Cavallerie aus Mangel an Futter hinschwand. Er kehrte im October nach Petersburg zurück und gab Befehl, augenblicklich zur Anfertigung von vier grossen hydraulischen Pressen zu schreiten und dieselben alsdann nach Odessa zu senden, damit dort das nöthige Heu für unsere Cavallerie in der Bulgarei gepresst werde. Im December erhielt ich eines Abends den Befehl,

mich meinem Chef, dem Herzog, vorzustellen. Seine Königliche Hoheit empfing mich sehr gnädig, versicherte mich seines Wohlwollens und sagte mir: „Um Sie für Ihren Diensteifer zu belohnen, will ich Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Verwandten in Odessa wiederzusehen; der Chef vom Generalstabe, General Tschernischef verlangt einen geschickten Offizier von mir, um demselben einen wichtigen Auftrag zu geben; ich habe Sie dazu ernannt; melden Sie sich sogleich bei ihm und rechtfertigen Sie mein Vertrauen zu Ihnen.“ Ich eilte, mich meinem neuen Chef vorzustellen, welcher damals das Amt eines Gehülfen des Chefs des Generalstabes verwaltete; später Graf, Fürst und Kriegsminister wurde, und letzteren Posten eine Reihe von Jahren mit Umsicht und Energie verwaltete. Diesem Manne habe ich viel zu danken, denn durch seine Güte wurde mir später eine neue, und für mich ehrenvolle Carrière eröffnet. Mein neuer Chef empfing mich sehr zuvorkommend und theilte mir mit, dass mir die Aufsicht über die oben erwähnten Pressen anvertraut sei, ich mich also sofort auf die Giesserei von Alexandrowsky (8 Werste aufwärts von Petersburg, an der linken Seite der Newa gelegen) zu begeben hätte, um dort die Arbeiten zu übernehmen und zu beschleunigen.

Ich zog sogleich in die Fabrik hinaus, welche damals von einem Engländer Clarke geleitet wurde und unterrichtete mich schnell des Näheren. Mit Uebergehung der Einzelheiten sei nur erwähnt, dass jede aufgestellte Presse einen Raum von beinahe 6 Faden (à 6 Fuss) in der Länge und an $1\frac{1}{2}$ Faden in der Breite einnahm, und dass das mit Gewalt in die Cylinder getriebene Wasser der kleinen Pumpen eine ausserordentliche Kraft ausübte. Beim Probiren der hohlen Cylinder geschah es etliche Male, dass die Wasser-Atome wie Dunst mit Geräusch durch die Poren des 2 Zoll dicken Eisens drangen. Als die ersten zwei Pressen aufgestellt und die Leute eingeübt waren, das Heu in Ballen von 10 Pud zu pressen, machte ich meinen Bericht an den General Tschernischef. Derselbe erschien den nächsten Sonntag, begleitet vom General, später Grafen, Toll, dem General du jour Patapof und mehreren anderen, und nachdem diese Herren die Kraft des dünnen Wasserstrahls bewundert, welcher auf die Presse einen so ungeheuren Druck ausübte, und sich von den schnellen Handgriffen beim Einlegen und Pressen des Heu's überzeugt hatten, wurden sie von Herrn Clarke zu einem Gabelfrühstück eingeladen, an welchem ich auch Theil nahm und die Ehre hatte, neben Ge-

neral Tschernischef zu sitzen. Während des Mahles waren die Pressen der Hauptgegenstand der Unterhaltung und General Tschernischef sagte mir, indem er mir auf die Schulter klopfte: „*Eh bien, mon cher Bl., maintenant c'est vous, à qui est confié le sort de notre Cavalerie, et j'espère que vous ne la ferez pas mourir faute de nourriture.*“

In der zweiten Hälfte des Januar 1829 waren die vier hydraulischen Pressen zur Abfertigung bereit; die eisernen und kupfernen Theile derselben wurden wohlverpackt auf 52 Schlitten geladen und per Post nach Odessa abgeschickt; ich überholte solche beinahe alle, kam in Odessa den 28. Februar an, stieg bei meinem Oheim ab und stellte mich dem Grafen Woronzof vor, welcher mich zum Diner zurückhielt, und mir mittheilte, dass ein grosses Magazin und das nöthige Bauholz zum Aufstellen der Pressen schon bereit sei. Mit Hülfe eines geschickten englischen Mechanikers, der zugleich mit mir angekommen war, wurden auch bald zwei der Pressen aufgestellt und zum Pressen des Heus geschritten, welches zu Schiff nach Warna geschickt wurde. Die anderen zwei Pressen gingen nach Hirsowa an der Donau ab; wo solche später von dem englischen Mechaniker aufgestellt wurden. Unterdessen

verlief der Frühling, General Diebitsch schlug die Türken bei Kulewtscha, überstieg den Balkan, und bat dann den Grafen Woronzof, kein Heu mehr zu schicken, da Futter genug für die Cavallerie in Rumelien wäre. Die Pressen wurden also in Ruhe gestellt, das grosse Korn-Magazin geschlossen und der englische Mechaniker war nach Hirsowa abgereist.

10. So war ich also einstweilen unbeschäftigt, doch bald sollte ich eine ganz neue Pflicht zu erfüllen haben. Im Juli nämlich brach die Pest in Odessa aus; sogleich wurden durch den Grafen Woronzof alle Vorsichtsmaassregeln getroffen, die Stadt abgesperrt und in Reviere eingetheilt, jedes mit einem besonderen Commissarius, dem es zur Pflicht gemacht wurde, für die Gesundheit und Ruhe der Bewohner zu sorgen. Von einem Arzte begleitet, musste er jedes Haus seines Reviers besuchen, die Bewohner besichtigen, und die Wohnungen, Kleider, Wäsche durch Chlor-Räucherungen reinigen lassen. Da ich, wie oben erwähnt, ganz ohne Beschäftigung war, so bat ich den Grafen, mir einen der Stadttheile anzuvertrauen, und nun fing für mich ein bewegtes Leben an. Von früh Morgens an, alle Tage von Haus zu Haus gehend, begleitet von einem Arzte und etlichen Soldaten, welche die Chlor-Appa-

rate trugen, wurde ich, *bien malgré moi*, in alle Geheimnisse des Familienlebens meines mir anvertrauten Stadttheiles eingeweiht; und es gab da viele komische und auch manche traurige Scenen, denn die Pestfälle zeigten sich häufiger und an verschiedenen Stellen, doch meistens nur in der unteren Klasse der Einwohner. Wir als Pest-Commissare hatten blecherne Zeichen auf der Brust, und wir allein durften durch die Strassen ziehen, in welchen zahlreiche Kosaken hin und her patrouillirten. Die Strassen waren öde; Brod, Fleisch und andere Lebensbedürfnisse wurden von besonderen Beamten unter die Thorflügel der Häuser geschoben, und von den Bewohnern derselben das Geld dafür in Gefässe, mit Essig und Wasser gefüllt, geworfen, welche unter die Thorflügel zu diesem Zwecke hingereicht wurden. Die respectiven Stadtcommissare versammelten sich alle Tage um ein Uhr auf dem Boulevard am Meeresufer, und hier nahm Graf Woronzof die Berichte eines jeden entgegen, und theilte weitere Befehle aus. Es war eine traurige Zeit, welche einen ganzen Monat dauerte, dann verschwand die Pest, die Stadt und die Häuser wurden wieder geöffnet, und neues Leben zeigte sich auf den Strassen; Bekannte und Freunde freuten sich, sich lebend wieder zu sehen, und alles kam wieder in alten Geleise.

11. Ende August kamen der Bibliothekar des Kaisers Hofrath Sedjer und Herr Desarnod, der Maler des Grossfürsten Michael, aus St. Petersburg in Odessa an, welche beide Se. Maj. der Kaiser nach der Türkei sandte; den ersteren, um im Rücken der Armee Alterthümer zu beschreiben, Münzen und alte Waffen zu sammeln, den letzteren, um Schlachtfelder und Schlachtszenen, so wie auch Gebäude und Kirchenruinen zu zeichnen. Beide wurden von meinem Oheim sehr gastfreundlich aufgenommen, und da ich jetzt wieder ohne Beschäftigung war, so äusserte ich den Wunsch, mich diesen Herren anzuschliessen, womit Hofrath Sedjer sehr zufrieden war, um so mehr, als ich durch meine archäologischen Beschäftigungen bei meinem Oheim mir manche Kenntnisse in dieser Hinsicht erworben hatte. Durch die Güte meines hohen Chefs, des Generals Tschernischef, ward mein Wunsch gewährt, so dass ich nach herzlichem Abschiede von meinem guten Oheim, den ich nicht wiedersehen sollte, am 1. October — als der Friede von Adrianopel bereits abgeschlossen — auf dem spanischen Kauffahrteischiff Eridani nach Burgas absegeln konnte. Die Equipage des Eridani bestand aus Spaniern, mit welchen ich mich auf Italienisch gut verständigte; der ganze Raum des

rate trugen, wurde ich, *bien malgré moi*, in alle Geheimnisse des Familienlebens meines mir anvertrauten Stadttheiles eingeweiht; und es gab da viele komische und auch manche traurige Scenen, denn die Pestfälle zeigten sich häufiger und an verschiedenen Stellen, doch meistens nur in der unteren Klasse der Einwohner. Wir als Pest-Commissare hatten blecherne Zeichen auf der Brust, und wir allein durften durch die Strassen ziehen, in welchen zahlreiche Kosaken hin und her patrouillirten. Die Strassen waren öde; Brod, Fleisch und andere Lebensbedürfnisse wurden von besonderen Beamten unter die Thorflügel der Häuser geschoben, und von den Bewohnern derselben das Geld dafür in Gefässe, mit Essig und Wasser gefüllt, geworfen, welche unter die Thorflügel zu diesem Zwecke hingereicht wurden. Die respectiven Stadtcommissare versammelten sich alle Tage um ein Uhr auf dem Boulevard am Meeresufer, und hier nahm Graf Woronzof die Berichte eines jeden entgegen, und theilte weitere Befehle aus. Es war eine traurige Zeit, welche einen ganzen Monat dauerte, dann verschwand die Pest, die Stadt und die Häuser wurden wieder geöffnet, und neues Leben zeigte sich auf den Strassen; Bekannte und Freunde freuten sich, sich lebend wieder zu sehen, und alles kam wieder in die alten Geleise.

11. Ende August kamen der Bibliothekar des Kaisers Hofrath Sedjer und Herr Desarnod, der Maler des Grossfürsten Michael, aus St. Petersburg in Odessa an, welche beide Se. Maj. der Kaiser nach der Türkei sandte; den ersteren, um im Rücken der Armee Alterthümer zu beschreiben, Münzen und alte Waffen zu sammeln, den letzteren, um Schlachtfelder und Schlachtscenen, so wie auch Gebäude und Kirchenruinen zu zeichnen. Beide wurden von meinem Oheim sehr gastfreundlich aufgenommen, und da ich jetzt wieder ohne Beschäftigung war, so äusserte ich den Wunsch, mich diesen Herren anzuschliessen, womit Hofrath Sedjer sehr zufrieden war, um so mehr, als ich durch meine archäologischen Beschäftigungen bei meinem Oheim mir manche Kenntnisse in dieser Hinsicht erworben hatte. Durch die Güte meines hohen Chefs, des Generals Tschernischef, ward mein Wunsch gewährt, so dass ich nach herzlichem Abschiede von meinem guten Oheim, den ich nicht wiedersehen sollte, am 1. October — als der Friede von Adrianopel bereits abgeschlossen — auf dem spanischen Kauffahrteischiff Eridani nach Burgas absegeln konnte. Die Equipage des Eridani bestand aus Spaniern, mit welchen ich mich auf Italienisch gut verständigte; der ganze Raum des

rate trugen, wurde ich, *bien malgré moi*, in alle Geheimnisse des Familienlebens meines mir anvertrauten Stadttheiles eingeweiht; und es gab da viele komische und auch manche traurige Scenen, denn die Pestfälle zeigten sich häufiger und an verschiedenen Stellen, doch meistens nur in der unteren Klasse der Einwohner. Wir als Pest-Commissare hatten blecherne Zeichen auf der Brust, und wir allein durften durch die Strassen ziehen, in welchen zahlreiche Kosaken hin und her patrouillirten. Die Strassen waren öde; Brod, Fleisch und andere Lebensbedürfnisse wurden von besonderen Beamten unter die Thorflügel der Häuser geschoben, und von den Bewohnern derselben das Geld dafür in Gefässe, mit Essig und Wasser gefüllt, geworfen, welche unter die Thorflügel zu diesem Zwecke hingereicht wurden. Die respectiven Stadtcommissare versammelten sich alle Tage um ein Uhr auf dem Boulevard am Meeresufer, und hier nahm Graf Woronzof die Berichte eines jeden entgegen, und theilte weitere Befehle aus. Es war eine traurige Zeit, welche einen ganzen Monat dauerte, dann verschwand die Pest, die Stadt und die Häuser wurden wieder geöffnet, und neues Leben zeigte sich auf den Strassen; Bekannte und Freunde freuten sich, sich lebend wieder zu sehen, und alles kam wieder in die alten Geleise.

11. Ende August kamen der Bibliothekar des Kaisers Hofrath Sedjer und Herr Desarnod, der Maler des Grossfürsten Michael, aus St. Petersburg in Odessa an, welche beide Se. Maj. der Kaiser nach der Türkei sandte; den ersteren, um im Rücken der Armee Alterthümer zu beschreiben, Münzen und alte Waffen zu sammeln, den letzteren, um Schlachtfelder und Schlachtscenen, so wie auch Gebäude und Kirchenruinen zu zeichnen. Beide wurden von meinem Oheim sehr gastfreundlich aufgenommen, und da ich jetzt wieder ohne Beschäftigung war, so äusserte ich den Wunsch, mich diesen Herren anzuschliessen, womit Hofrath Sedjer sehr zufrieden war, um so mehr, als ich durch meine archäologischen Beschäftigungen bei meinem Oheim mir manche Kenntnisse in dieser Hinsicht erworben hatte. Durch die Güte meines hohen Chefs, des Generals Tschernischef, ward mein Wunsch gewährt, so dass ich nach herzlichem Abschiede von meinem guten Oheim, den ich nicht wiedersehen sollte, am 1. October — als der Friede von Adrianopel bereits abgeschlossen — auf dem spanischen Kauffahrteischiff Eridani nach Burgas absegeln konnte. Die Equipage des Eridani bestand aus Spaniern, mit welchen ich mich auf Italienisch gut verständigte; der ganze Raum des

Schiffes, selbst die Cajüten, waren mit Hafer-, Graupen- und Zwiebacksäcken angefüllt. Wir hatten oft widrigen Wind und in der Nähe der Schlangeninsel einen tüchtigen Sturm; doch wurde ich nie seekrank. Den 7. October umschifften wir die bewaldeten Höhen des Cap Emineh, segelten an den Städten Missiwri, Achialo und Sisebolu vorüber, bei welcher letzterer ein Theil der russischen Kriegsflotte vor Anker lag, und warfen den 8. den Anker am flachen Ufer vor Burgas aus, dessen weisse Minarets über rothen Ziegeldächern zwischen dunklen Pappeln hoch in die Luft strebten. Den nächsten Tag wurde ich ans Land gesetzt, und bei der Quarantaine von einem deutschen Arzte besichtigt, welchen ich nur mit vieler Mühe überzeugen konnte, dass die Pest in Odessa schon längst aufgehört hätte.

Ein unheimliches Gefühl der Einsamkeit ergriff mich beim Betreten des türkischen Bodens, jedoch nicht lange, denn ein russischer Kutscher kam mit einem Ochsenwagen aus der Stadt, um Hafer aufzuladen, von welchem ganze Berge von Säcken am Strande aufgespeichert waren. Ich bat ihn, mein Gepäck aufzuladen, und erfuhr zu meiner Freude, dass er der Kutscher des russischen Commandanten sei, bei welchem

ich mich zu melden hatte, und so zog ich denn bescheiden zu Fusse neben einem mit Ochsen bespannten Wagen in die erste türkisch-griechische Stadt Rumeliens ein. Alles war mir neu, die türkische Bauart der Häuser, mit ihren holzvergitterten Fenstern, die engen und schmutzigen Strassen, so wie auch die Tracht der Einwohner, besonders die weissen langen Schleier der griechischen Frauen. Bei dem Hause des Commandanten angekommen, rief mir eine wohlbekannte Stimme aus einer russischen Troïka „Halt!“ zu, und ich erkannte zu meiner grossen Freude meinen früheren Chef Oberst Adam, welcher, vom Fieber geplagt, von Warna über den Balkan soeben nach Burgas gekommen war, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Wir freuten uns des unverhofften Wiedersehens, und er lud mich in seine Wohnung ein, welche in dem Hause einer Griechin war. Dasselbe hatte zwei Stockwerke; das untere diente als Vorrathskammer, eine hölzerne Treppe führte in das obere, wo uns ein grosses, reinliches aber kaltes Zimmer angewiesen wurde, dessen Kamin wir sogleich heizen liessen. Wie viel hatten wir uns zu erzählen! Oberst Adam hatte etliche Monate mitten in der Pest zugebracht, die damals unsere braven Truppen in und um Warna herum decimirte; er wurde beauftragt,

Baracken und Hospitäler für die Pestkranken zu bauen; welche gräuliche Details theilte er mir über diese Episode seines Aufenthalts bei der Armee mit! Es war ein Wunder, dass er lebend davon kam.

Den nächsten Tag stellte ich mich dem General-Gouverneur von Rumelien, General-Adjutanten Golowin vor, ward zur Tafel gezogen und bekam durch die Nachmittagspromenade keine sonderliche Idee von der Reinlichkeit türkischer Städte. Den 11. Morgens eilte ich auf einer Telega mit russischen Postpferden bespannt, und von einem russischen Jämschtschick (Postillon) geführt, nach der alten Hauptstadt des osmanischen Reiches. Zur Erleichterung der Postverbindungen mit der russischen Armee hatte Graf Woronzof während des Krieges an 50 Posttroiken mit den Postillons derselben nachgeschickt, und eine regelmässige Postverbindung zwischen der Donau und dem russischen Hauptquartiere eingerichtet.

Mein Weg führte mich zuerst längs des Meeres nach Süd-West, später wurde die Gegend bergig und mit Wald bewachsen; die fette Thonerde von Rumelien war ein grosses Hinderniss bei anhaltendem Regenwetter; Pferde und Ochsen blieben dann im lehmigen und aufgeweichten Boden stecken, die Räder

versanken bis an die Achsen und wurden in unförmliche Thonmassen verwandelt. Ich fand daher den ganzen Weg bis in die Nähe von Adrianopel mit Gerippen von Pferden und Ochsen besäet; denn zwischen Burgas und dem russischen Hauptquartier gingen beständig grosse Transporte, mit Lebensmitteln, Branntwein und anderen Bedürfnissen beladen, der Armee nach, und man sagte mir, dass schon mehrere tausend ukrainische Ochsen auf dieser Route gefallen wären. Die erste Nacht schlief ich in Buyalik, einem bulgarischen Dorfe, legte in allem 147 Werste in 6 Stationen zurück und kam den 12. October Abends um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr in Eski-Sarai an, nachdem ich das russische Lager und Hauptquartier, von zahlreichen Wachtfeuern erleuchtet, passirt hatte.

12. Eine Kosaken-Patrouille hielt mich am Eingang des Lagers an, und begleitete mich bis zur Wohnung des Hofraths Sedjer. Ich fand meine künftigen Reisegefährten in einem prächtigen, hohen, mit Arabesken und Vergoldungen geschmückten Saale wohnlich eingerichtet; das Feldbett Sedjers war unter einem hohen Baldachin aufgestellt. Ein thurmhoher mit Arabesken und Gold geschmückter Kamin, geheizt mit vergoldeten Brettstücken aus dem alten Harem von Eski-Sarai, gab Licht und Wärme. An der einen Seite des Saales war

eine hohe Gallerie mit einem vergoldeten hölzernen Gitter, zu welcher man auf einer steilen Treppe hinaufstieg, und die wahrscheinlich früher eine Schlafstätte türkischer Odaliskens war. Da hinauf kletterte ich nun, um mir auch meine Schlafstätte zu bereiten, und träumte von schönen Odaliskens.

Den nächsten Morgen wurde ich durch die feine Stimme der Müzzins geweckt, welche das Gebet La-ill-Allah u. s. w. von den zahlreichen hohen Minarets der Moscheen verkündeten. Es waren meistens blinde Knaben, damit solche nicht in das Innere der Höfe der türkischen Häuser sehen konnten. Ich stieg auf den achteckigen Thurm, dessen untere Etage wir bewohnten, und hatte von da aus eine herrliche Aussicht auf die Stadt, welche ich gestern in der Dunkelheit nicht sehen konnte. Der erste Anblick von Adrianopel ist von überraschender Schönheit; die weissen Minarets und die mit Blei bedeckten Kuppeln der Moscheen Selims, Amurads, Bajasets und vieler anderer, der Bäder und Caravansarai's erheben sich in zahlloser Menge über die Massen der platten Dächer und die breiten Gipfel der Platanen. Grosse steinerne Brücken wölben sich über die Arda, Tundsha und Maritza, welche sich hier vereinigen, und vergoldete Halb-

monde blitzen an allen Spitzen der Minarets in die dunkelblaue Luft. So weit der Blick über die unbegrenzte Landschaft schweift, entdeckt man nur üppige Fluren, Wiesen, Wälder von Obstbäumen und zahlreiche Dörfer. Hier im alten Eski-Sarai, wo wir wohnten, so wie auch Graf Diebitsch, Graf Orlof und Pahlen mit ihrer Suite, hausten die alten osmanischen Herrscher, während sie das byzantinische Reich vor 450 Jahren bedrängten.

Ich gab meine Papiere dem diensthabenden General Obrutschef ab, unter dessen Oberbefehl ich mich 12 Jahre später in Orenburg befinden sollte; stellte mich dann dem Feldmarschall Grafen Diebitsch vor, gab Briefe von Odessa an den Grafen Pahlen, an Baron Brunow und noch Andere ab; besuchte den preussischen Major von Wildermuth, dessen Bekanntschaft ich schon in Odessa gemacht hatte, und welcher hier mit seinem Leidensgefährten Major von Panzer elend am Fieber sterben sollte; und richtete mich dann ein zu täglichen Ausflügen in die Stadt und deren Umgegend. Desarnod und ich theilten unsere Beschäftigungen, er zeichnete Scenen aus dem Volksleben und Schlachtenbilder, und ich nahm Gebäude und Pläne auf, copirte Inschriften und Statuen. In Adrianopel

selbst zeichnete für uns der Ingenieur-Hauptmann von Balz die wunderschöne Moschee von Selim und andere. Das Resultat unseres viermonatlichen Aufenthalts in Rumelien war ein volles Album von etwa 50 Blättern, welches später in Paris mit grossem Luxus lithographirt wurde, und viele Abnehmer fand.

Ich führe hier kein Journal meines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Adrianopel, oder vielmehr in Eski-Sarai, vom 12. October bis zum 4. November, sondern gebe nur eine kurze Uebersicht des Erlebten und dessen, was ich sah.

Ich begann meine Streifereien mit der Moschee von Selim, einem prachtvollen Gebäude, dessen wundervolle Kuppel, von 90 bis 100 Fuss Durchmesser, leicht wie in die Luft gehaucht, sich auf Pilastern erhebt, die 25 Schritte im Umfange haben. Jedes der an den 4 Seiten sich erhebenden eleganten Minarets hat 250 Stufen und von oben herab geniesst man eine herrliche Aussicht über die Stadt und Umgegend. Im geräumigen Vorhofe sind Hallen mit 13 Kuppeln und das Portal wird von 4 Säulen aus grauem Marmor getragen. Die Moschee Amurads, die zweite der Grösse nach, hat unter andern 12 Säulen von antikem Marmor, 4 Kuppeln auf den Seiten und Pilaster von 35 Schritt Umfang,

welche auch eine prächtige Kuppel von 40 Schritt Durchmesser tragen. Im Vorhof sind Arcaden mit 11 kleinen Kuppeln, sodann ein grosses Bassin mit Fontaine, vor welchem eine grosse Anzahl Marmor-Blöckchen in Cubikform symmetrisch aufgestellt sind, um darauf die Füsse beim Abwaschen zu stellen. Eine dritte schöne Moschee ist die von Bajaset; sie hat zwanzig Säulen von weissem, verde antico- und rothem ägyptischen Marmor. Nicht weit davon liegt ein Torso von colossaler Form, welcher der Statue des Kaisers Hadrian einst zugehört haben soll.

Das Innere der Stadt ist schmutzig, mit schlechtem Pflaster und engen Strassen, auf welchen ich oft gefallene Pferde liegen sah, auf die niemand Rücksicht nahm, und die den zahlreichen herrenlosen Hunden zur Speise dienten. Der grosse Bazar ist ein weitläufiges, bedecktes Gebäude mit vielen Kreuz- und Quer-Gängen, die alle ihr Licht von oben erhalten. Hier kann man alles Mögliche kaufen, aber der türkische Kaufmann giebt sich keine Mühe, die Käufer anzulocken, und begnügt sich, mit der Zunge zu schnalzen und den Kopf in die Höhe zu werfen, wenn er das Gebot des Käufers zu gering findet. Man trifft da immer eine Masse Menschen, auch viele türkische Frauen, in ihre Schleier

gehüllt. Ich machte die Bekanntschaft eines deutschen Kaufmanns, an welchen ich Empfehlungsbriefe von Odessa hatte; dieser gab mir manche Détails über das hiesige Leben und die Sitten der Türken. Die Juden tragen blaue, die Armenier schwarze, die Griechen rothe und die Frauen überhaupt gelbe Pantoffeln. Die Stadt selbst hatte damals an 90,000 Einwohner, unter welchen 3000 Juden und eben so viele Armenier waren. Die Zahl der sich hier befindenden Ausländer war sehr gering.

13. Ich besuchte unter Anderem eine türkische Kaffee-Fabrik. Hier wurden die Kaffeebohnen auf grossen Eisenblechplatten im Ofen hellbraun geröstet, dann sogleich in marmorne grosse und tiefe Kessel geworfen, mit eisernen Keulen zu Pulver gestossen und dann in lederne Säcke zum Verkauf und Verschicken gepackt. Alle Tage nach dem Mittagessen speiste ich als Nach-tisch ein Pfund und mehr köstlicher Trauben und begab mich dann in ein türkisches Kaffeehaus, um vor-trefflichen Moccakaffee zu trinken. Das erste Zimmer ist gewöhnlich gross und tief, auf dessen beiden langen Seiten hölzerne Divans, mit Teppichen bedeckt, angebracht sind. Im Hintergrunde, der Eingangsthür gegenüber, befindet sich ein grosses Kamin, auf dessen

breitem Gesimse eine Menge kupferner Kaffeekannen stehen, von dem Inhalt einer bis zu 12 Tassen. Der Gast verlangt eine Tasse; sogleich nimmt der Kaffeewirth ein Kännchen dieses Inhalts, schüttet aus dem ledernen Kaffeesack das nöthige Kaffeepulver hinein, giesst siedendes Wasser darauf, lässt den Kaffee auf dem Feuer etwas kochen, giesst dann schnell den Kaffee mit dem Satze in eine kleine Obertasse, die in eine silberne oder versilberte Untertasse in Eiform gestellt ist, und reicht solche dem Gaste auf einer kleinen Messingplatte, oder selbst auf der Hand. Der Kaffee ist ohne Zucker und Sahne, hat ein köstliches Aroma, und die Tasse kostete damals vier Para's oder einen Kopeken Silber. Es ist ein wahres Vergnügen, solch einen Kaffee mit einer Pfeife türkischen Taback zu geniessen, und daher ist es kein Wunder, dass der Türke mit dieser süssen Beschäftigung ganze Stunden, in seinen Gedanken versunken, und in einem *dolce far niente* (Keif) zubringt. Dergleichen Kaffeehäuser findet man in jeder Strasse, stets mit Gästen gefüllt, die den türkischen Märchen-Erzählern stundenlang zuhören, Kaffee trinken und aus ihren langen Pfeifen rauchen.

Bald nach meiner Ankunft in Adrianopel besuchte ich ein türkisches Bad. Man tritt in einen geräumigen

Saal, in dessen Mitte gewöhnlich eine Fontaine plätschert; an den Seiten befinden sich hohe Pritschen (Diwans) mit Teppichen bedeckt und mit einem Geländer versehen und diese Diwans sind in Abtheilungen getheilt, deren jede einen besonderen Vorhang hat. Man wies mir eine solche Abtheilung zum Entkleiden an, gab mir ein blaues Tuch, um es um die Hüften zu schlagen, hölzerne Pantoffeln mit Stelzchen, um auf dem marmornen Boden schreiten zu können und führte mich dann in das eigentliche Badezimmer, d. h. eine grosse Rotunde mit Marmor bekleidet. Das Licht fiel durch die farbigen Glasfenster der Kuppel; in den vier Ecken waren grosse Marmormuscheln angebracht und über ihnen zwei kupferne Krähnen mit kaltem und heissem Wasser zum beliebigen Gebrauche. In der Mitte der grossen Rotunde befand sich eine kreisförmige Erhöhung von $1\frac{1}{2}$ Fuss aus weissem Marmor, auf welche der Badende, immer mit seinem Badetuch um die Lenden gegürtet, sich hinlegt. Der Boden ist von unten geheizt, und die Luft mit feuchten, warmen Dünsten angefüllt. Der Badende geräth bald in einen gelinden Schweiss; nun erscheint der Badejunge, gewöhnlich Albanier (Arnauten) mit geschornem Kopfe, und mit dem Badetuch um die Lenden des sonst

nackten Körpers gegürtet, und fängt seine Manipulationen mit dem Badenden an. Er knetet ihm die Muskeln, dehnt ihm die Gelenke der Hände und Glieder aus, setzt sich dabei auf ihn, um ihn zu bearbeiten und zu kneten, welches ein sonderbares, jedoch nicht unangenehmes Gefühl verursacht, sodann reibt er den ganzen Körper mit einem grossen Handschuh aus Rosshaar. Nachdem nimmt er ein Säckchen aus Mouselin mit wohlriechender Seife versehen, giesst etwas heisses Wasser hinein, bläst in den Sack und ein dicker Seifenschaum bedeckt augenblicklich den Körper des Badenden, welcher Schaum dann abgerieben wird; die Fusssohlen werden mit Bimstein gerieben und gereinigt. Nach dieser Operation wird der Badende zu der Marmormuschel geführt, und mit warmem Wasser mehrmals begossen. Die ganze Ceremonie dauert gewöhnlich eine Viertelstunde. Sodann entfernt sich der Badejunge, kommt mit zwei Tüchern, welche er zusammengelegt auf dem Kopf trägt, zurück, nimmt das kleinere, welches er um den Kopf des Badenden wickelt, mit dem grösseren umhüllt er dessen ganzen Körper, giebt ihm die hölzernen Pantoffeln, und führt ihn dann in das Ankleidezimmer zurück, wo sich der Badende auf seine Abtheilung hinter dem Vorhange hinlegt, um

auszuruhen und sich zu erholen. Ich war wie neugeboren nach diesem Bade und fühlte mich ausserordentlich wohl; dann brachte man mir eine Tasse heissen Kaffee's, einen Tschibuk (Pfeife) mit türkischem vortrefflichem Tabak, und nun machte ich einen herrlichen türkischen Keif. Nach einer viertel Stunde zog ich mich hinter dem Vorhang wieder an, und für alles das genossene Gute hatte ich nur einen Piaster, oder zehn Kopeken Silber, zu zahlen. Ich benutzte noch mehrere mal während meines Aufenthalts in Adrianopel ein solches Bad und befand mich stets wohl dabei. Das Bad für Frauen hat am Freitag (Djuma) statt, wo alsdann das männliche Geschlecht nicht zugelassen wird, und die Badejungen durch Bademädchen und Weiber ersetzt werden.

Da ich von türkischen Bädern gesprochen habe, so mag hier erwähnt werden, dass das schöne türkische Bad im alten Harem von Eski-Sarai, wo so manche schöne Odaliske ihre schwellenden Glieder gebadet haben mag, von Capitain Balz gezeichnet und im Grundriss genau aufgenommen wurde. Wie angenehm überraschte es mich, als ich 15 Jahre später dasselbe Bad mit seinem schönen Marmorschmuck, seinen goldenen Kuppeln und seinem im Wasser widerstrahlenden Halbmonde in Zarskoje-Sselo unweit Petersburg wieder sah.

Ein Besuch in der Moschee der heulenden Derwische welche sich, ihr Allah-hu heulend, bis zum Ohnmächtigwerden beständig im Kreise herumdrehten, erregte mehr Widerwillen als Andacht, dagegen war ein gemüthlicheres Bild vertreten in den griechischen und türkischen Knabenschulen. In den letzteren sass gewöhnlich ein ehrwürdiger Mullah mit schneeweissem Barte in einer Ecke des Zimmers auf einem Teppich, und die Knaben um ihn herum auf der Erde, nach türkischer Sitte mit gekreuzten Beinen. Der Lehrer hielt ein sehr langes, biegsames Rohr in der Hand, mit welchem er von seinem Sitze aus die entferntesten Knaben erreichen konnte, um solche zu strafen, wenn sie ihre Aufgaben nicht erfüllten. Diese bestanden in dem Herplappern der Stellen aus dem Koran, im Lesen und im Schreiben; das letztere geschah auf dem Knie mit einer Rohrfeder (Kalaim), die arabischen Worte von der rechten zur linken Hand schreibend.

Den 16. October fand der Austausch der Ratification des Friedens und den 23. ein grosses Feuerwerk bei den Kasernen des Sultans Mahmud statt. Einige Tage vorher hatte ich den Plan dieser prachtvollen zweistöckigen Kasernen aufgenommen, welche für 10000 Mann eingerichtet und soeben vollendet waren, als die

russischen Truppen sich Adrianopels näherten. Die Kasernen liegen westlich von der Stadt auf einer Anhöhe und bilden ein vierseitiges Gebäude von 100 resp. 150 Fenster Front, welches einen grossartigen Hof umschliesst mit Fontainen in den 4 Ecken, eine Moschee mit schlanken Minarets, ein geräumiges Marmor-Bad und grosse Küchen enthält und einen Kiosk über dem Haupt-Portal besitzt, von welchem man eine wundervolle Aussicht auf die grosse Stadt geniesst. Vor den Kasernen breiteten sich ein grüner Platz, ein Platanenhain, Gärten und Gottesäcker aus. Man machte sogleich ein Hospital aus diesen Kasernen, und konnte sich glücklich schätzen, einen solchen Prachtbau zur Unterbringung der zahlreichen Kranken gefunden zu haben. Die Zahl der Kranken wuchs beständig, und es stellte sich bald eine starke Sterblichkeit durch Ruhr und Fieber ein; dazu kam später die Pest, und von 6000 Kranken, welche das Hauptquartier in den Kasernen zurück liess, starben über 5300, darunter der General von Kolen, der als Commandant der Kasernen ernannt ward, ferner über 30 Aerzte und beinahe alle Feldscheerer. Während ich den Plan der Kasernen aufnahm und in alle Säle gehen musste, soll sich die Pest schon gezeigt haben; allein der Himmel

beschützte mich, und ich hatte während meines Aufenthalts in Rumelien weder Fieber noch andere Krankheiten. Nach unseren täglichen Ausflügen brachten wir die Abende meistens zu Hause zu, setzten uns um das grossartige mit Arabesken geschmückte Kamin, in welchem statt gewöhnlichen Holzes vergoldete oder bemalte Brettstücke aus dem alten zerstörten Harem brannten. In der Asche dieses Feuers wurden Kastanien gebraten, welche wir mit Appetit verzehrten und dazu den süssen Most des jungen Weins, den uns die Armenier verkauften.

14. Nachdem wir eine hübsche Sammlung Waffen, alte Münzen und geschnittene Steine (Caméen), so wie auch viele Zeichnungen, Pläne der respectiven Gebäude der Stadt und Umgegend, gesammelt hatten, bereiteten wir uns zu unserer Reise ins nördliche Rumelien vor. Unsere Reisegesellschaft bestand aus meiner Wenigkeit, Sedjer, Désarnod, einem bulgarischen Dolmetscher mit Offiziersrang, Philippopolsky, welcher Griechisch, Türkisch und Russisch verstand, 2 Bedienten, 8 Kosaken und 2 Fuhrleuten. Da Hofrath Sedjer ein Lebemann war, so befanden sich in einem der Wagen eine grosse Provision von Wein, Champagner, Rum, Porter, Schweizer und Chester Käse, Schinken, geräucherte Zungen etc.,

so wie auch vortreffliche Cigarren, und wir fürchteten nicht, während der Reise Mangel an Lebensmitteln zu leiden; ferner versorgten wir uns mit warmer Kleidung. So ausgerüstet, ritten wir den 5. November aus Adrianopel, oder vielmehr Eski-Sarai, bei kaltem, feuchtem Wetter und kothigem Wege, nach Norden und der Stadt Jambol zu. — Obgleich man in Friedenszeiten in jedem türkischen Dorfe eine besondere Wohnung findet, welche unter dem Namen *Mussafri* - *Odassi* (Fremdenwohnung, Gastzimmer) als Absteigequartier für Reisende bestimmt ist, so zogen wir doch vor, wo möglich in Ortschaften zu nächtigen, wo russische Commandanten waren, von welchen wir auch stets mit offenen Armen empfangen wurden. Unsere Richtung war nördlich die Tundsha aufwärts über Fikeli, Wakuf nach Kawakeli, wo wir bei einer Griechin logirten und des schlechten Wetters wegen einen Tag liegen bleiben mussten. Den Balkan vor Augen, erreichten wir in dessen abwechselnd hügeligem, walddreichem, fruchtbarem oder felsigem Vorterrain am 11. November jenseit einer hölzernen Brücke von 25 Faden Länge auf 6 Pfeilern Jambol. Die Stadt hatte damals 900 Häuser theils von Türken, theils von Bulgaren bewohnt; die Zahl der Einwohner belief sich auf 3000. Wir blieben

zwei Tage in diesem Städtchen und in unserer türkischen Wohnung mit Oelpapier-Fenstern, und machten die Bekanntschaft des Obersten vom Generalstabe von der Howen, eines gebildeten Kurländers, der die Aufnahme von Rumelien leitete. Sein Gehülfe, Hauptmann Steffan von der nämlichen Waffe (jetzt Generallieutenant) war so freundlich, uns nach Selimno (Slivno) zu begleiten, um uns das Gefechtsfeld vom 12. August zu zeigen. Das Wetter war prachtvoll, aber wir hatten sechs Grad Kälte, und die Lage von Selimno reizend. Am südlichen Fusse der Balkan-Berge gelegen, von wo eine enge Strasse durch die Defileen des grossen Balkans nach Schumla führt, war die Stadt von Eichenwäldern, Rosen- und Weingärten umringt, und das Thal von zahlreichen Bächen bewässert. Wir stiegen in der Wohnung eines wohlhabenden Bulgaren ab, und wurden etwas mit den Sitten dieses arbeit- und genügsamen Volkes bekannt. Es ist ein schöner Menschenschlag, besonders das weibliche Geschlecht; beinahe alle Mädchen, die wir sahen, waren schlank wie die Tannen, von frischer Gesichtsfarbe, weissem Teint, mit prächtigen Zähnen und feurigen, schwarzen Augen; und da die Bulgaren Slaven sind, so konnten wir Russen uns mit den Einwohnern verständigen. —

In der Nacht vom 13. auf den 14. November wurden wir um 4 Uhr Morgens durch einen heftigen Stoss von unserem Lager aufgeschreckt; wir stürzten auf den Balcon und sahen, wie unsere Britschka auf dem Hofe in ihren Federn schwankte und dass zwei Truthühner, welche auf dem Bocke derselben ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, sich im Gleichgewicht zu erhalten suchten. Es war ein Erdbeben und die Stösse und Erschütterungen dauerten wenige Secunden, ohne grossen Schaden zu thun. Trotz unseres anfänglichen Schreckens mussten wir doch über die unglücklichen, schlaftrunkenen Truthühner und deren Evolutionen, sich im Gleichgewicht auf dem Bocke der Britschka zu halten, herzlich lachen. Wir machten Ausflüge in und um die Stadt; Désarnod zeichnete die Ansicht des Schlachtfeldes vom 12. August, und ich eine bulgarische Kirche aus den Zeiten der Byzantiner, und griechische Psephismen. Slivno ist berühmt wegen seines vortrefflichen Rosenöls, auch befinden sich hier Waffen- und Tuchfabriken. Ich besuchte auch eine türkische Barbierbude, wo die Scheitel der Rechtgläubigen glatt abrasirt werden, einen Büschel Haare auf dem Schopfe ausgenommen, an welchem der Engel des Todes jeden rechtgläubigen Moslem einstens ins Paradies trägt.

Wir verliessen Selimno den 18. November und ritten ostwärts längs des Balkan über fruchtbares Land und Höhenzüge, durch die Dörfer Isirli und Dronova, sodann an zerstörten Dörfern und an Kirchhöfen vorbei, durch Kasanli, ferner durch die Schluchten des Balkan, wo wir in einem armen Bulgarendorf Madikioi nächtigten. Auf diesem Ritte begegneten wir vielen türkischen Familien, welche während des Krieges ins Gebirge geflohen waren, und die nun in ihre zum Theil zerstörten Dörfer zurückkehrten; solche sahen elend und verhungert aus. Auch ein türkischer Pascha begegnete uns, welcher mit seinem Harem von Schumla nach Constantinopel reiste; seine zahlreichen Frauen sassen in Sitzkörben auf beiden Seiten der Maulthiere, tief verschleiert und von schwarzen Eunuchen zu Pferde umringt. Der Pascha grüsste uns freundlich, und fragte, woher wir kämen und wohin wir gingen. Den 20. kamen wir in Karnabat an, einer kleinen türkischen Stadt mit zwei Moscheen, in einer Ebene von Bergen umringt, und übernachteten daselbst bei einer griechischen Familie, deren männliche und weibliche Glieder wir Abends mit Punsch bewirtheten, so dass sie sehr munter wurden und sangen und tanzten. Den 21. und 22. ritten wir bei 6 und 7 Grad Kälte unter Wind und

In der Nacht vom 13. auf den 14. November wurden wir um 4 Uhr Morgens durch einen heftigen Stoss von unserem Lager aufgeschreckt; wir stürzten auf den Balcon und sahen, wie unsere Britschka auf dem Hofe in ihren Federn schwankte und dass zwei Truthühner, welche auf dem Bocke derselben ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, sich im Gleichgewicht zu erhalten suchten. Es war ein Erdbeben und die Stösse und Erschütterungen dauerten wenige Secunden, ohne grossen Schaden zu thun. Trotz unseres anfänglichen Schreckens mussten wir doch über die unglücklichen, schlaftrunkenen Truthühner und deren Evolutionen, sich im Gleichgewicht auf dem Bocke der Britschka zu halten, herzlich lachen. Wir machten Ausflüge in und um die Stadt; Désarnod zeichnete die Ansicht des Schlachtfeldes vom 12. August, und ich eine bulgarische Kirche aus den Zeiten der Byzantiner, und griechische Psephismen. Slivno ist berühmt wegen seines vortrefflichen Rosenöls, auch befinden sich hier Waffen- und Tuchfabriken. Ich besuchte auch eine türkische Barbierbude, wo die Scheitel der Rechtgläubigen glatt abrasirt werden, einen Büschel Haare auf dem Schopfe ausgenommen, an welchem der Engel des Todes jeden rechtgläubigen Moslem einstens ins Paradies trägt.

Wir verliessen Selimno den 18. November und ritten ostwärts längs des Balkan über fruchtbares Land und Höhenzüge, durch die Dörfer Isirli und Dronova, sodann an zerstörten Dörfern und an Kirchhöfen vorbei, durch Kasanli, ferner durch die Schluchten des Balkan, wo wir in einem armen Bulgarendorf Madiioi nächtigten. Auf diesem Ritte begegneten wir vielen türkischen Familien, welche während des Krieges ins Gebirge geflohen waren, und die nun in ihre zum Theil zerstörten Dörfer zurückkehrten; solche sahen elend und verhungert aus. Auch ein türkischer Pascha begegnete uns, welcher mit seinem Harem von Schumla nach Constantinopel reiste; seine zahlreichen Frauen sassen in Sitzkörben auf beiden Seiten der Maulthiere, tief verschleiert und von schwarzen Eunuchen zu Pferde umringt. Der Pascha grüsste uns freundlich, und fragte, woher wir kämen und wohin wir gingen. Den 20. kamen wir in Karnabat an, einer kleinen türkischen Stadt mit zwei Moscheen, in einer Ebene von Bergen umringt, und übernachteten daselbst bei einer griechischen Familie, deren männliche und weibliche Glieder wir Abends mit Punsch bewirtheten, so dass sie sehr munter wurden und sangen und tanzten. Den 21. und 22. ritten wir bei 6 und 7 Grad Kälte unter Wind und

Schneegestöber durch eine hügelige und bergige Landschaft längs des Balkans nach Rumeli-Kioï. Vor dem Dorfe wurden wir von einer Ulanen-Vedette angehalten, welche uns befahl, vorläufig in die Kalantir (Quarantaine) zu gehen. Hier führte man uns in ein unterirdisches Zimmer, oder vielmehr in eine Art Keller, wo ein unglücklicher deutscher Arzt uns diejenigen Theile des Körpers entblößen liess, an welchen sich gewöhnlich die Pestbeulen bilden. Während dieser Ceremonie wurden unsere Pferde mit dem Gepäck etliche mal um rauchende Misthaufen herumgeführt, und nachher erst erlaubte man uns ins Dorf zu reiten, wo wir von dem Grafen Constantin Suchtelen, Chef einer Ulanen-Brigade und dem General Chomutof freundlich aufgenommen wurden. Der Graf lud uns zum Mittagessen ein; wir mussten ihm von unserer Reise erzählen und er theilte uns Details über sein einförmiges Leben hier in Rumeli-Kioï mit, umringt von Krankheiten und Pest, welche letztere in Aïdos herrschte, einer offenen Stadt mit 20000 Einwohnern, dicht am südlichen Fusse des Balkan gelegen. Wir brachten einen angenehmen Abend in Gesellschaft dieses gebildeten und jovialen Mannes zu, und verliessen das Dorf am 23., stiegen von den Anhöhen in die mit Dorngebüsch bedeckte

Ebene hinab, und mussten vor unserem Einzuge in Burgas die nämliche Quarantaine-Ceremonie durchmachen, wie in Rumeli-Kioï.

15. In Burgas befand sich damals das Hauptquartier der russischen Armee, und die kleine Stadt war sehr belebt. Wir erhielten eine Wohnung ganz in der Nähe des Feldmarschalls, sie bestand aus drei Zimmern mit einer Veranda, vor welcher eine ehrwürdige Weinrebe von 5 Zoll im Durchmesser stand. Wir richteten uns so gut als möglich ein, und fingen an unsere Croquis ins Reine zu zeichnen; viele Generale besuchten uns, mit welchen wir schon in Eski-Saraï Bekanntschaft gemacht hatten, und gaben uns grauenhafte Details über den Marsch des Hauptquartiers von Adrianopel nach Burgas, bei beständigem Regen, auf bodenlosen Wegen, wo in dem dicken Lehm Boden Hunderte von Pferden, Maulthieren und Wagen stecken blieben, und verlassen werden mussten. — Hier sah ich auch den Obersten Adam wieder, welchen das Fieber weniger peinigte als früher. Meinen Mittagstisch nahm ich in einer früheren Pascha-Wohnung, einem geräumigen Hause, in welchem ein russischer Marketender ein Gasthaus eröffnet hatte, das sehr besucht wurde. Die Suppe musste man mit hölzernen Löffeln essen, die

Gerichte waren aber für Burgas erträglich genug und nicht zu theuer, da jedes nur 50 Kopeken Banco kostete. Die Abende brachten wir zu Hause zu. Das Wetter war kalt und die Strassen gefroren; später trat Thauwetter ein und da wurde der Koth fusstief.

Hofrath Sedjer und ich machten einen Ausflug nach Achialo und Missiwri, und nahmen nur einen Theil unserer Kosaken und den Dolmetscher mit, da der Maler Désarnod vom Fieber geplagt, zurückblieb. Wir ritten den 3. December aus Burgas, längs des Meeresufers hin, links einen grossen See, Atanasch genannt, liegen lassend, auf welchem sich grosse Schwärme von wilden Gänsen, Enten und selbst Schwänen herumtummelten. Bei Achialo, 16 Werst von Burgas, ritten wir über eine Landenge zwischen dem Meere und Salz-lachen, d. h. Ueberschwemmungen zum Salztrocknen. Vor unserem Eintritt in die Stadt mussten wir wieder die lächerliche Ceremonie der Kalentir (Quarantaine) ausstehen und stiegen in dem Hause einer griechischen Wittwe ab, welche uns etliche Zimmer im zweiten Stock ihres geräumigen Hauses abtrat; und den nächsten Tag fingen meine Arbeiten in dieser Stadt an, wo viele Kirchen, Ruinen, Basreliefs und Inschriften zu

zeichnen und zu copiren waren. — Hier befand sich damals General Roth, Chef des 6. Corps, mit seinem Generalstabs-Chef von Wachten; wir machten demselben unseren Besuch, so wie auch dem griechischen Metropolit, und besahen dann die Kathedrale und die Kirchen der Panahija (Mutter Gottes), der heiligen Anaghis und des heiligen Theodors. Eines Morgens sass ich in einem abgelegenen Hofe um ein griechisches Basrelief nebst Inschrift zu zeichnen; das Wetter war rauh und trübe, und meine Stimmung dem Wetter gleich. Da ertönten auf einmal von einem mir unsichtbaren Orchester die ersten Accorde der Ouverture des Freischützen, und diese wundervolle Musik wurde vortrefflich ausgeführt. Ich war so ergriffen von dieser Ueberraschung, und die mir so bekannten Töne versetzten mich augenblicklich in eine so ferne Vergangenheit zurück, dass mir die Augen feucht wurden, und es mir unmöglich war, weiter zu arbeiten, so lange diese herrliche Musik gespielt wurde. Ich versetzte mich in Gedanken in das Frankfurter Theater zurück, wo ich dieselbe Oper zum ersten mal hörte, und in welcher damals die reizende Sonntag in voller Jugendfrische als Agathe auftrat. Damals ahnte ich wahrlich nicht, dass ich dieselbe Ouverture, zwölf Jahre

später, in einer griechischen Stadt in Rumelien, an den Ufern des Pontus Euxinus, von einem russischen Militair-Orchester vortrefflich ausgeführt, hören sollte.

Den 6. December, am Feste des Heiligen Nikolas, wohnte ich einem griechischen Gottesdienst in der Cathedrale bei; die Frauen in ihren Festkleidern, mit grossen weiten Schleiern, oder vielmehr Tüchern bedeckt, waren beinahe alle geschminkt; jedoch fand ich viele hübsche und ausdrucksvolle Gesichter unter ihnen. — Achialo selbst hatte damals 665 Häuser, worunter 84 türkische mit circa 5000 Bewohnern. Die Strassen sind meistens so enge, dass man vom zweiten Stocke aus ganz gemächlich mit seinem Nachbarn gegenüber sich unterhalten kann. Nachdem wir noch das frühere türkische Arsenal und die Uferbatterien angesehen hatten, verliessen wir den 9. das alte Anxialé (Achialo) und schlugen unseren Weg um einen Salzsee herum, durch eine theils sumpfige, theils sandige Ebene nach Missiwri ein, dem alten Missembria, dessen Entfernung 15 Werst betrug. — Vor unserem Eintritt in die Stadt wurden wir abermals der lächerlichen Ceremonie des Inspicirens und Ausräucherns unterworfen und stiegen dann wieder in einer griechischen Wohnung ab. — Die Stadt liegt auf einem

etwa 60 Fuss hohen, in senkrechten Wänden zum Meere abstürzenden Kalkfelsen, und hängt mit dem Lande nur durch eine fast 1000 Schritte lange und niedrige Erdzunge zusammen, welche von einem alten Thurme vertheidigt wird. Dieser so wie das Thor und eine der schönen byzantinischen Kirchen, sollen von dem Kaiser Theophilus erbaut worden sein. Unter den Kirchen von Missembria verdienen besonders Beachtung die schönen Ruinen der alten Cathedrale, in welcher das Grab der Fürstin Mathilde Kantakuzeno-Paleologos — geboren 1335 † 1390 — sich befindet, so wie auch die des heil. Michaël des Erhalters (Pantokrator). Ferner besichtigte ich die Kirche der Mutter Gottes (Panahija), des heil. Johannes, des heil. Stephanus, deren Grundmauern unter dem Wasser standen, und eine Menge Basreliefs und Psephismen. Die Stadt war an solchen Alterthümern reich, und meine Croquis, theils bei einer Kälte von 8° im Freien gezeichnet, bereicherten später unser Album. Diese Aufnahmen beschäftigten mich zehn Tage, und den 20. December verliessen wir Missembria und kehrten den 22. über Achialo nach Burgas zurück, nachdem wir noch dreimal die lächerliche Ceremonie der Quarantaine durchgemacht hatten.

Während der Weihnachtsfeiertage zeichneten wir

unsere Croquis ins Reine, und da wir den Zweck unserer Reise so gut als möglich erreicht hatten, so gab uns Feldmarschall Diebitsch den 26. December die Erlaubniss, abzureisen. — Nun entstand die Frage, auf welche Weise? Zu Lande über den Balkan und durch Bulgarien, durch ein verwüstetes und durch die Pest verödetes Land, in dieser Jahreszeit, das war unmöglich. Das Armee-Corps des Grafen Pahlen, welches auf diesem Wege im Winter nach Bessarabien marschirte, litt schrecklich. Wenn man überhaupt eine klare Idee über den Zustand unserer Armee und der Türkei im Winter von 1829/30 haben will, so lese man das gediegene Werk: „Der russische Feldzug in der Europäischen Türkei 1828—29, dargestellt vom Baron von Moltke (jetzt Graf und Feldmarschall), Major im königl. Preuss. Generalstabe; 2 Theile mit einem Atlas. Berlin 1845 — bei G. Reimer.“ — Solches ist mit grellen Farben, aber ganz der Wahrheit gemäss geschrieben. — Wir hofften also auf eine Gelegenheit zur See nach Odessa; allein die Rhede dieser Stadt war in dieser Zeit des Jahres gewöhnlich mit Eis bedeckt.

Unterdessen begann das Jahr 1830. Den 1. Januar machte ich dem Feldmarschall, den Generalen von Berg,

von Wachten und Obrutschef meine Aufwartung. Wir hatten Frühlingswetter. Burgas war um diese Zeit beinahe nur auf seine steinernen Häuser beschränkt; der Mangel an Brennholz nöthigte Alles, zuerst die Umzäunungen der Höfe und Gärten, sodann die Fruchtbäume und Weinreben umzuhauen und in den Kaminen und Küchen zu verbrennen. Nach unserer Abreise wurde das Wetter zwar noch gelinder, aber die Offiziere des Stabes brauchten zum Küchenfeuer alles, was von Holz in den Wohnungen anzutreffen war, und nahmen endlich die Zuflucht zu Fenstern und Thüren, so dass beim Abreisen des Hauptquartiers aus Burgas in dieser Stadt nur die nackten Mauern der Häuser stehen blieben; alles Holzwerk war verschwunden.

16. Indem wir mit Ungeduld auf unsere Erlösung hofften, erschien den 4. Januar auf der Rhede ein grosses Kauffahrteischiff, von Constantinopel kommend, welches mit Südfrüchten, Wein und Rum beladen, einen Theil seiner Ladung hier absetzen wollte, um dann nach Odessa zu segeln. Den 5. begab ich mich mit Hofrath Sedjer auf den St. Giovanni, ein Sicilianisches Schiff aus Palermo (Capitain Carson), welches zum ersten mal die Fahrt auf dem schwarzen Meere machte. Wir schlossen unsere Bedingungen mit dem Capitain ab,

bekamen unsere Pässe und Reisegeld, und begaben uns nach dem Feste der Wasserweihe und dem Abschiede von allen unsern Bekannten an Bord. — Die Schiffsmannschaft bestand aus lauter Sicilianern, junge muntere Burschen, die zum ersten mal die Fahrt ins schwarze Meer machten, in leichter Sommerkleidung, ohne Schuhe und Handschuhe, viele ohne Mützen und alle ohne Vorstellung von den Tücken des Pontus Euxinus in dieser Jahreszeit. Der Pilot Dmitri war ein erfahrener Steueremann aus Constantinopel, aber ein geldgieriger, abgefeimter Grieche; der Capitain ein Trunkenbold, aus Schmerz über den Verlust seiner Gattin, wie uns die Matrosen versicherten. — Die ersten Tage lagen wir der Windstille wegen vor Anker; aber den 12. erhob sich ein furchtbarer Sturm aus Norden mit heftigem Schneegestöber, welcher 48 Stunden anhielt, und das Deck des Schiffes, so wie die ganze Umgegend mit einem weissen Schleier bedeckte, und den Sicilianern einen Vorgeschmack vom schwarzen Meere gab. Das Schiff schwankte furchtbar auf seinen beiden Ankern, und alle Passagiere, ausser mir, waren seekrank. Unterdessen befiel den Capitain ein hitziges Fieber mit Delirium in Folge seines Trunkes. Wir waren vom Lande schon abgeschnitten, und gleichsam in Contumaz, konn-

ten also keinen Arzt bekommen, und entschlossen uns den 14. bei einem Südwest-Wind die Anker zu lichten, um auf die Rhede von Sisebolu zu gehen; wir passirten die Priester-Inseln St. Jean und warfen den Anker zwischen dem Lande und den Inseln St. Jean und St. Nicolas. Um uns herum lag ein Theil der russischen Kriegsflotte vor Anker mit dem Admiralschiff Panteleimon; — eine Menge Kauffahrtei-Schiffe aller Nationen hatten die Anker auf dieser schönen und sicheren Rhede geworfen, und warteten nur auf die Nachricht, dass die Rhede von Odessa vom Eise befreit sei, um die Anker zu lichten. Alle diese letzteren Schiffe hatten freie Verbindung mit einander, wurden jedoch von der Kriegsflotte als „verdächtig“ angesehen. Dieses hinderte aber nicht, dass beinahe jeden Tag ein Boot von diesem oder jenem Kriegsschiffe an eins jener Kauffahrtei-Schiffe anfuhr, um Rum, Südfrüchte, Weine und Porter zu kaufen, ohne dass der kommandirende Offizier das Schiff selbst bestieg. — Nun hatte unser Capitain das Delirium tremens, glaubte sein Schiff in Brand und schrie beständig auf englisch: „*Fire! my ship burns! — Help me! Take the long side!* — Unser Reisegefährte, der Feldjäger Wilde, ein gebildeter und jovialer junger Mann, kurirte endlich den Rasenden

und zwar ohne Arzt, indem er demselben heftige Abführungsmittel eingab. Den 16. Januar gingen Désarnod und ich an's Land, ersterer zeichnete die Schanzen von Sisebolu und den Schauplatz des Sturmes, welchen Hussein Pascha den 9. April d. J. gegen die Festung unternahm, und der vom General von Wachten ruhmvoll abgeschlagen wurde. Dieser Ort war ein elendes Nest; nur jetzt hatte die Anwesenheit der Besatzung, die Flotte und eine grosse Zahl von Handelsschiffen etwas Leben in diese Einöde gebracht. — Unsere Mahlzeiten waren einfach, Reissuppe, Maccaroni mit Fleisch, und Sicilianischer rother, dicker Wein als Getränk. Wir waren von aller Verbindung mit der Flotte abgeschlossen, und unser Leben einförmig; doch besuchte ich öfters englische und italienische Schiffscapitaine, welche mich zu Tische einluden, und so hatte ich etwas Zerstreuung. Unsere Mannschaft erwartete mit Ungeduld einen günstigen Wind; unterdessen schneite es manchmal und hagelte selbst bei heftigem Nordwind. Da sassen sie alle Abend zusammen auf dem Bug und sangen ihre hübschen sicilianischen und neapolitanischen Volkslieder, mit Chorbegleitung; es waren hübsche Melodien und besonders gefiel mir ein Carbonaro-Lied, damals in Italien strenge verboten, dessen jede Strophe

mit dem Refrain endigte; „*Di tante tante — sofferte pene — un suol istante — trionfera.*“ (Nach so viel erlittenen Schmerzen wird ein einziger Augenblick uns rächen). —

Während unseres gezwungenen *dolce far niente* verging der Januar, und wir warteten immer noch auf günstigen Wind. Kriegsschiffe gingen nach Ssewastopol oder kamen von daher, und zahlreiche Handelsschiffe aus Constantinopel, die alle nach Odessa bestimmt waren. Das Wetter wurde endlich klar, der Mond schien in vollem Glanze, und warf ein Zauberlicht auf die Rhede mit ihren zahlreichen Schiffen und die umliegenden Inseln mit ihren Klostertrümmern, welche Désarnod gezeichnet hatte. Endlich lichtete der Panteleimon den 28. die Anker, um seine zahlreichen Passagiere von der Armee (unter ihnen auch Oberst Adam) nach Ssewastopol zu bringen. Wir folgten seinem Beispiele, hoben den Anker den 29. Morgens bei dem schönsten Frühlingswetter, und Abends um 9 Uhr umsegelten wir schon das Cap Emineh. Den 30. hatten wir einen herrlichen Sonnenaufgang auf offenem Meere, einen Himmel ohne Wolken, und einen frischen Süd-West-Wind, der uns gerade nach Odessa trieb; wir segelten 8 Knoten in der Stunde und bei 8 Grad Wärme

umschifften wir das Cap Kaliakri. Wir und die Schiffsmannschaft jubelten, und hofften den nächsten Abend auf der Rhede von Odessa zu sein. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den Gott Neptun gemacht. Den 31. fiel der Wind allmählig, der Himmel bedeckte sich und gegen Abend erreichten wir die Höhe der Schlangeninsel (Phydonisi), den Mündungen der Donau gegenüber. Die ganze Nacht war Windstille, was unser Pilot Dmitri als ein böses Omen ansah. Den 1. Februar erhob sich ein uns widriger Nordwind mit Schnee; dieser verwandelte sich alsbald in einen tüchtigen Sturm, und die See fing an hoch zu gehen; wir suchten mit Gewalt Odessa zu erreichen, von welchem wir noch etwa 40 Meilen entfernt waren, allein der Sturm und der Nordwind wurden zu heftig, die Wellen schlugen über Bord und verwandelten sich in Eis. Takelwerk und Segel waren bald mit Eis bedeckt; kaum konnten wir die Segel wenden, um Kehrt zu machen, und Abends kamen wir abermals in die Nähe der Schlangeninsel. Das Meer ging furchtbar hoch, und das Schwanken des Schiffs war schrecklich. Die Stösse der schäumenden Wellen gegen die Seiten des Schiffes waren so heftig, dass ich im Laufe einer Stunde zwei mal von meinem Lager in die Mitte der Cajüte geschleudert

wurde, ohne mich jedoch zu beschädigen. Die armen Sicilianer waren in Verzweiflung; in leichter Kleidung, ohne Schuhe und Handschuhe, mussten sie die Masten erklettern, um die Segel, steif vom Froste, zu wenden oder einzuziehen; sie zogen wollene Socken über ihre Hände, um sie etwas zu erwärmen, und stiessen alle möglichen Verwünschungen gegen das *perfida mare nera* aus. Meine Reisegefährten wurden wieder seekrank und lagen ächzend in ihren Schlafstellen, nur ich blieb gesund. Das war nun schon der zweite Sturm in der Nähe der Schlangeninsel; einen dritten noch stärkeren sollte ich 30 Jahre später auch bei dieser Insel aushalten.

Den 4. Februar fiel der Wind nach Nordwest ab, blies sehr heftig, und wir waren gezwungen, unsern Cours gerade mit dem Winde nach Ssewastopol zu richten; wir hatten nun vento in poppa, d. h. vent en arrière, und flogen nur so über die schäumenden Wellen hin. Unser Schiff, ein vortrefflicher Segler, war früher als Caper-Schiff gebaut; es hatte noch 10 Oeffnungen an beiden Seiten, um im Nothfall die Ruder zu gebrauchen. Den 5. wurde der Wind noch stärker, von Hagel und Schnee begleitet; wir segelten $10\frac{1}{2}$ Knoten in der Stunde, und als Beweis unseres schnellen Segelns

mag dienen, dass wir um 8 Uhr Morgens eine russische Fregatte gerade vor uns wie einen Punkt am Horizont in Sicht hatten, welche alle Segel aufgezogen hatte, wir dagegen nur vier; und sechs Stunden später hatten wir die Fregatte, welche mit uns den nämlichen Cours hielt, wie einen Punkt am Horizont hinter uns. — Gegen 11 Uhr Morgens entdeckten wir das Cap Chersones, und wie wir uns später der Rhede von Ssewastopol näherten, erblickten wir von Weitem durch unsere Fernröhre ein sonderbares Schauspiel. Wir sahen eine grosse Barke sich dem Lande nähern, aus welcher ganz schwarz gekleidete Männer ausstiegen, die an dicken Stangen mit Stricken Lasten an's Land trugen, welche wir in dieser Weite noch nicht erkennen konnten. Wir segelten näher, und auf einmal erhoben unsere Sicilianer einen Schreckensruf, indem sie sich bekreuzigten: „*O Santa Maria e Jose, che maledetto paese! sono morti!*“ — Diese Lasten waren wirklich an der Pest verstorbene Matrosen und Soldaten, deren Leichname die Morters^{us} ans Ufer hinlegten. Eine schöne Perspective für uns! Wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen.

17. Als Kauffahrteischiff durfte unser St. Giovanni nicht in dem Kriegshafen Anker werfen, und wir gingen in

einer Seitenbucht (Karantinnaja) vor Anker. Nun begab ich mich mit Wilde an's Land, um Erkundigung über unser Schicksal einzuziehen. Auf einer Anhöhe nicht weit vom Strande sahen wir ein einsames Haus stehen, wir näherten uns demselben, als uns ein lautes „Halt“ zugerufen wurde. Ein Mann in Militairüberrock und einem Sommermantel, obgleich es ziemlich kalt war, hielt uns an und fragte, wer wir wären und was wir wollten! Wir nannten unseren Rang und Namen, und fügten hinzu, dass wir von Sisebolu nach Odessa segelten, dass uns aber der Sturm hierher geführt hätte, und wir nun hier Schutz und Landung suchten. Er nahm unseren Pass mit einer eisernen Zange, hielt ihn in gehöriger Ferne von sich, durchlief dessen Inhalt und sagte: „Meine Herren, hier ist kein Platz mehr für Sie; alle Quarantainen sind besetzt von den vielen Generalen, Stabs- und Ober-Offizieren, welche die Flotte von Sisebolu mitbrachte. — Ihre Bestimmung ist Odessa; segeln Sie nach diesen Hafen ab.“ — Nun wurden wir wild; der Feldjäger zeigte auf seine Achselbänder, erklärte, dass er Reisende führe, die auf speciellen Befehl Sr. Maj. des Kaisers in die Türkei geschickt worden wären, und bestand darauf, uns aufzunehmen. — Ich fragte, was dort für ein einsames Haus stände? Die

Antwort war; „Dieses Haus ist meine Wohnung; ich bin der Quarantaine-Inspektor und befinde mich selbst in Contumaz.“ — Jetzt fingen wir an zu unterhandeln, baten ihn, uns sein Haus auf 14 Tage für Geld und gute Worte abzutreten, und uns unsere täglichen Provisionen für baares Geld zu verschaffen. — Der Inspektor, dem man die Noth an der Kleidung ansah, ging auf unseren Vorschlag ein, bat aber, erst den anderen Tag das Schiff zu verlassen, weil er vorher seine Wohnung räumen und noch andere Vorbereitungen machen müsste. — Wir kehrten sehr zufrieden an Bord zurück und theilten Sedjer und Désarnod diese freudige Nachricht mit; machten auch sogleich unser Gepäck zurecht, welches in einem isolirten, am Strande gelegenen Häuschen durchgeräuchert werden sollte. Ehe wir das Schiff verliessen, machten wir unseren braven Sicilianern ein Geldgeschenk, so wie auch dem Piloten Dmitri, welcher uns unterwegs schon manchen Ducaten abgezwickelt, und sich einen Pfuhl aus unseren zahlreichen leeren Porterflaschen in seiner Schlafstelle gemacht hatte, worauf er schlief, damit keine derselben von seinen Cameraden entwendet werden konnte; er nahm sich vor solche in Constantinopel zu verkaufen.

Den 7. Abends verliessen wir den St. Giovanni,

brachten unser Gepäck nach dem erwähnten Räucherhäuschen, wo wir unsere Kleider und Effekten selbst auf Stangen und Stricken aufhängen mussten; auf dem Fussboden standen grosse SchaaLEN mit Chlor, welchen ich selber anzündete; dann wurde die Thür verschlossen und versiegelt, und wir wanderten nun in das uns vom Inspektor überlassene Gebäude, von dem Räucherhäuschen etwa 150 Schritte entfernt, und auf einer sanften Anhöhe nicht weit vom Strande gelegen. — Dieses Gebäude bestand aus zwei Abtheilungen; rechts zwei Zimmer, in der Mitte ein Corridor, und links ein grosses Zimmer, das zugleich als Küche diente. Von Möbeln keine Spur, einen Schemel von 2 Fuss Höhe, $2\frac{1}{2}$ Fuss Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuss Breite ausgenommen, welcher während unserer Quarantaine eine wichtige Rolle spielen sollte. Die Wände unserer Wohnung waren schon lange nicht getüncht worden, der Boden gedielt und unlängst gewaschen. — Zum Glück hatten wir zwei eiserne Reise-Bettstellen bei uns, auf welchen ein Theil der Reisegesellschaft schlafen konnte. — Kaum hatten wir unsere Wachskerzen ausgelöscht (Stearin war noch nicht erfunden), so meldeten sich schon Mitbewohner unserer Zimmer, nämlich Ratten, die über den Fussboden, und selbst über unsere Mäntel, mit welchen

wir uns bedeckt hatten, liefen. Die erste Nacht in der Quarantaine war keine angenehme; die folgenden sollten nicht ruhiger sein.

Den nächsten Morgen erschien vor dem Hause ein Marketender und fragte durch die Thüre, welche Provisionen wir täglich brauchten, die uns dann vor die Thüre auf eine Steinplatte hingelegt wurden. Solche bestanden in vortrefflichem Weissbrod, Hühnern, Fischen, Kartoffeln, Gemüse, Käse und verschiedenen Sorten Wein. Das Geld wurde in einen Teller, mit Wasser und Essig gefüllt, gelegt. — Sodann liehen wir von ihm ein Dutzend Teller und etliche Casserollen, die erst mit Wasser und Essig abgewaschen wurden. Brennholz wurde uns auch geliefert. — Kaum hatten unsere Diener ihre Vorbereitungen zum Kochen und Braten gemacht, so sahen wir von unseren Fenstern aus die Barke des Charons landen, d. h. den Kahn mit den Pestleichen, von zwei Mrdters (Verbrecher, ganz in getheerte Leinwand gekleidet) gerudert, welche dann die Leichen durch zwei Schlingen an grosse Stangen aufhingen, und solche auf den Strand wie Heringe nebeneinander legten. Die Stelle, wo diese Leichen lagen, war im Voraus mit einer dünnen Kalklage bestreut worden. Gegen Abend kam die Barke noch-

mals mit Leichen, und sodann wurden alle an Stricken und Stangen hängend von den M^{uo}rters nach den unweit sich befindenden Ruinen des alten Chersones geschleppt, und dort in tiefe Gruben geworfen, mit Kalkschichten bedeckt und begraben. —

Unser Gepäck blieb 48 Stunden dem Durchräuchern ausgesetzt; den 9. Abends um 6 Uhr kam der Inspektor vor unsere Fenster und lud uns ein, Spoglio zu machen, d. h. unsere Kleidung abzuwerfen, und unsere durchräucherten Kleider u. s. w. aus dem Quarantaine-Häuschen heraus zu nehmen. Wir verbrachten diese angenehme Ceremonie am Ufer der Bucht, bei einem schneidenden kalten Winde, indem wir uns nackt auszogen, und uns dann in's bewusste Häuschen stürzten, wo jeder von Kleidungsstücken nahm, was er eben mit den Händen in der Dunkelheit ergreifen konnte. Ich erschien bald mit einem grossen Bettlaken bekleidet, meinen dreieckigen Federhut auf dem Kopfe und in grossen Wasserstiefeln, und lief in diesem eleganten Costüm spornstreichs in unsere Wohnung zurück, wo sich alle Reisegefährten in den grotesksten Costümen versammelten, es unseren Dienern überlassend, unsere Sachen aus dem Räucherhäuschen zu uns zu schaffen, und dagegen die am Strande abgeworfenen Kleidungsstücke

noch auf 24 Stunden in dem genannten Häuschen zum Durchräuchern aufzuhängen, zu welchem Zwecke noch eine frische Portion Chlor herbeigeschafft wurde. Oben erwähnte Ceremonie des Spoglio hätte jedem von uns ein hitziges Fieber zuziehen können, allein der Himmel bewahrte uns davor.

Unsere 14 Quarantaine-Tage waren folgendermaassen eingerichtet. Morgens um 8 Uhr Thee, welchen wir auf dem oben beschriebenen Schemel tranken; während des Frühstücks erschien gewöhnlich die Barke des Charons mit den Pestleichen, und später der Inspektor vor dem Fenster, um unsere Wünsche, was Provision, Wein u. s. w. betraf, entgegen zu nehmen; sodann zeichnete Désarnod auf dem Schemel, selbst auf einem Koffer sitzend, und ich zeichnete und schrieb auf einem Fenstergesimse. Um 11 Uhr wurde der Schemel in die Küche gebracht, und Wilde bereitete darauf Cotelettes oder sonstige Braten für den Mittagstisch, dann wurde auf diesem Schemel gespeist, sodann wieder gezeichnet oder geschrieben; um 7 Uhr Thee darauf getrunken, und endlich 4 Robber Whist bis zum Schlafengehen darauf gespielt. Vor dem Schlafe wurde jedoch alles Essbare, als Brod, Käse, Würste, kalter Braten, so wie auch Talglichter mit Bindfaden an die Decke

des Gast- und Schlafzimmers aufgehängt, um es vor der Gefrässigkeit der Ratten zu bewahren. Wie oft schlüpften diese hässlichen Thiere über unsere Kissen und Bettdecken, während wir schliefen, oder sie durch Geräusch zu verscheuchen suchten. Endlich resignirten wir uns und liessen die Ratten gewähren.

Jeden Morgen war Désarnod's erstes Geschäft, mit dem Bleistift einen Strich auf eine Fensterwand zu machen, um die Zahl unserer Quarantaine-Tage anzumerken. Nach Tische gingen wir gewöhnlich, Cigarren rauchend, vor unserer Wohnung innerhalb eines bestimmten Raumes spazieren, und gewöhnten uns so an den Anblick der nicht weit von uns auf dem Strande liegenden Pestleichen, dass wir ganz nahe an sie herantraten, um sie zu betrachten. Désarnod zeichnete sogar auf den Wunsch des Quarantaine-Arztes Sakrewsky mehrere dieser Leichen beiderlei Geschlechts, welche da nackt am Ufer lagen, mit ihren Pestbeulen und Pestechien (Pestflecken), da der genannte Arzt ein Werk über die Pest mit Abbildungen herausgeben wollte. Die meisten dieser Leichen kamen von der Flotte, andere aus den Vorstädten Ssewastopols, welche der Pest wegen abgesperrt wurden. Eines Tages besuchte uns auch, natürlich vor den verschlossenen Fenstern, der

Civil-Gouverneur von der Krimm, Staatsrath A. Kasnatscheïf, ein guter Bekannter meines Oheims in Odessa, fragte nach dem Befinden und unseren Wünschen, bedauerte, dass wir in der Quarantaine auf einem so öden Platze eingeschlossen wären; bestätigte aber die Aussage des Inspectors, dass alle Räumlichkeiten in der Kriegs-Quarantaine auf der Nordseite der Bucht mit Generalen und Offizieren überfüllt wären, die mit der Flotte von Burgas und Sisebolu hierhergebracht waren. Wir waren resignirt und erwarteten mit Geduld das Ende unserer 14tägigen Quarantaine. — Wir hatten meistens bedeckten Himmel, den 13. schneite es bei fühlbarer Kälte; den 15. schrieb ich einen Rapport an meinen Chef in Petersburg mit dem Resultate unserer Reise nach Rumelien, und wir erwarteten den 22. Februar als den Schluss unserer Quarantaine. Da trat den Abend vorher der Staatsrath Kasnatscheïf, von dem Inspector begleitet, vor unsere Fenster und sprach: „Meine Herren! ich habe Ihnen eine für Sie unangenehme Nachricht mitzutheilen. In der Quarantaine von Odessa haben sich Pestfälle am 17. Tag gezeigt; der Gouverneur Neu-Russlands Graf Woronzof hat daher befohlen, die Quarantaine auf sieben Tage zu verlängern und Sie müssen sich also bis zum 21. Tage Ihres

Aufenthaltes hier gedulden.“ Hätten uns die Mauern und die festen Fenster unserer Wohnung nicht verhindert, ich glaube, wir wären im Stande gewesen, den unschuldigen Civil-Gouverneur zu erdrosseln. Was war zu machen? wir ergaben uns in unser Schicksal. Désarnod fügte noch 7 Striche den vorhergehenden zu; der bewusste Schemel machte noch 7 mal seine Reise in die Küche und zurück in's Gastzimmer, und wir spielten noch weitere 28 Robber Whist. — Endlich erschien der 1. März und mit ihm unsere Befreiung. Der Hafen-Capitain Stuli erschien und kündigte uns an, dass Alles zu unserer Ueberfahrt nach der Nordseite der Bucht bereit sei. Wir hatten schon Alles eingepackt, schenkten dem Inspector unsere eisernen Bettstellen und Alles, was wir von unseren Sachen nicht mehr nöthig hatten; ferner bekam er eine Geldbelohnung für seine uns abgetretene Wohnung. Der Marketer hatte gute Geschäfte gemacht und versicherte uns, dass wir die besten Weine von Ssewastopol ausgetrunken hätten. — Wir wurden dann über die Rhede geschifft, mussten uns am nördlichen Ufer noch einmal besehen und beräuchern lassen, bekamen ein Certificat, dass wir eine dreiwöchentliche Quarantaine ausgehalten hätten, wurden dann durch einen doppelten

Pest-Cordon bis zur grossen Poststrasse gebracht, wo 4 Telegas warteten, um uns weiter zu bringen. Wir hätten die Postillone in unserer Freude umarmen können. Ich schalte hier als Parenthese ein, dass 14 Tage nach unserer Abreise von Ssewastopol dort ein Aufruhr der Pest wegen ausbrach, bei welchem unter Andern vom Pöbel der oben genannte Hafen-Capitain Stuli, seiner Strenge wegen, ermordet und viel Unheil angestiftet wurde. Die Schuldigen wurden später theils nach Sibirien, theils nach Archangel in die dortigen Flotten-Equipagen geschickt.

18. Wir fuhren an Baktschi-Saraï bei Regen und trübem, kaltem Wetter vorüber, so dass wir keine Lust hatten, den alten Sitz der Tataren-Khane zu besehen. Als wir darauf über die Brücke des Flüsschens Katschu fuhren, ahnte ich freilich nicht, dass ohnweit von hier ein junges griechisches Mädchen von 14 Jahren lebte, welches ich 10 Jahre später auf eine romantische Weise als Gattin heimführen sollte. Jetzt ruhten dem lieben Mädchen noch im Zeitenschoosse die schwarzen und die heitern Loose. — Bei unserer Ankunft in Ssimpheropol fanden wir das damals einzige Hotel mit Offizieren jeden Ranges überfüllt, welche eben aus der Flotten-Quarantaine in Ssewastopol gekommen waren.

Unter ihnen sah ich den früheren Gouverneur von Rumelien, General Golowin, mit seinem blutjungen Adjutanten Murawjef, der nämliche, welcher 30 Jahre später sich als Graf Amursky einen grossen Ruf durch seine Erwerbung grosser Provinzen längs des Amur und der Ostküste Sibiriens erwarb. Auch Oberst Adam war unter der Zahl der Abreisenden. Wir mussten unsere Vorgänger erst abreisen lassen, da die Zahl der Postpferde zu gering war, um die Menge Offiziere auf einmal zu befördern. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um mit Désarnod ein türkisches (tatarisches) Bad zu nehmen, im Kleinen nach denen von Adrianopel eingerichtet.

Den 4. reisten wir ab und setzten unsere Reise auf abscheulichen Wegen und auf kleinen Post-Telegas fort, die oft umwarfen, so dass Désarnod später eine Caricatur zeichnete, betitelt: „*Les différents manières de verser*“ — wo jeder von uns in der Stellung dargestellt wurde, in welcher er sich beim Umwerfen der Telega befand. Der Weg von Cherson nach Nikolaïef war schwierig; Thauwetter war eingetreten, der Steppenschnee geschmolzen, so dass die ganze Steppe wie ein grosser See anzusehen war und wir die ganze Station im Wasser fuhren; wir mussten die Ortskenntniss unserer

Postillone bewundern, die alle Vertiefungen des Wegs, obwohl mit Wasser bedeckt, vermieden, um uns nicht umzuwerfen. In Cherson und Nikolaïef labten wir uns wieder bei vortrefflichem Tische und schliefen auf Matratzen. Auf einer Station zwischen Nikolaïef und Elisabethgrad sagte uns der Postmeister voraus, dass wir mehrere Steppenschluchten, hier Balka's genannt, antreffen würden, von welchen die letzte nicht zu passieren sei. In der That fanden wir bei diesem Ravin keine Brücke mehr, solcher war mit einem reissenden Strom von 150 Fuss Breite angefüllt, und wie um uns zu foppen, war die Post-Station jenseit der Schlucht eine halbe Werst von uns entfernt. Wir mussten hier in einem elenden kleinrussischen Dörfchen liegen bleiben, bis Wilde eine originelle Fähre herstellte. Sie bestand aus zwei leeren Branntweinfässern, vermittelt Stricken und Stangen zusammen gebunden, zwei Bauern mit Spaten anstatt der Ruder setzten sich darauf, zwischen die Fässer wurde etwas Gepäck gelegt, und so begann die Ueberfahrt. Da aber der Strom sehr schnell floss, so wurden die Fässer weit hinunter an das jenseitige Ufer getrieben, und mussten dann an einem Stricke aufwärts gegen die Strömung gezogen werden. Erst wurde das Gepäck in vier Fahrten über-

geführt, dann kam jeder von uns und die beiden Fässer schaukelten tüchtig. Die Ueberfahrt dauerte im Ganzen vier Stunden. Wilde, der zuerst überfuhr, hatte einstweilen Pferde und Telegas auf der Station bestellt, und an den Uebergangspunkt gebracht, und so kamen wir den Abend glücklich in Elisabethgrad an, wo wir schon Schlittenbahn fanden.

Nun ging es schnell weiter nach Kremenschug, wo wir die dicke Eisdecke des Dnjepr passirten, nahmen dann eine Nebenpoststrasse nach Westen, um bei Tchernigof wieder auf die grosse Strasse zu gelangen; Wilde fuhr immer voraus, um Pferde, Frühstück und Mittagessen zu bestellen; und ich reiste wieder mit dem nämlichen Comfort wie anno 1825 mit General Potier von Odessa nach Petersburg. Wir fuhren von Tchernigof aus über Mohilef, Orscha, Witebsk und Lughi. So lange die Nächte dunkel waren, reisten wir nur bei Tage, aber bei Mondschein reisten wir auch die Nächte durch. Es ist ein angenehmes Gefühl, so schnell über den hartgefrorenen Schnee im Schlitten hin zu sausen. Die Stille der Nacht war nur durch das Schellengeläute der gallopirenden Pferde unterbrochen. Feld und Wald, mit Schnee bedeckt, glitzerten im Mondschein und ein magisches Licht war über die ganze

Landschaft verbreitet. Wir fuhren in offenen Schlitten, hatten warme Kleidung gegen die Kälte, und kamen den 23. März in Petersburg an, von welchem ich 13 Monate abwesend gewesen war. Den nächsten Tag stellte ich mich bei meinem Chef, dem General Tschernischef vor, welcher mich freundlich aufnahm, und mir mittheilte, dass mich Se. Majestät der Kaiser mit dem Annen-Orden 3. Klasse für meine Dienste belohnt hätte, was mich sehr angenehm überraschte. Sodann stellte ich mich Sr. königl. Hoheit dem Herzog von Württemberg vor, welcher die Absicht ausdrückte, mich nach dem Kaukasus zu senden, um Untersuchungen über die Möglichkeit einer Verbindung der Flüsse Rhion (Phasis) mit der Kura (Cyrus) zu machen. Dieses chimärische Project war eine Lieblings-Idee des Verstorbenen. Ich antwortete Sr. Hoheit, dass ich ganz zu dessen Diensten bereit sei; ging auch später wirklich nach dem Kaukasus, aber unter ganz anderen Verhältnissen.

Ich sah und besuchte Freunde und mir wohlwollende Familien, und eine Woche verschwand mir schnell; da erschien in meiner Wohnung eines Morgens ein Feldjäger mit der schriftlichen Einladung, mich noch selbigen Morgens im Kriegsministerium einzufinden.

Ich zerbrach mir den Kopf, was man wohl von mir verlangen könne, da ich meine Commission beim General Tschernischef für beendigt hielt. Wer aber beschreibt meine Ueberraschung, als dieser gütige Chef mir vorschlug, bei ihm zu dienen, und in den Generalstab zu treten. Er ersuchte mich, sogleich mich zum Grafen von Suchtelen zu begeben, welcher schon hiervon in Kenntniss gesetzt sei, und entliess mich mit den Worten: „Dienen Sie so fort, wie Sie bisher gedient haben, und Sie sollen mit mir zufrieden sein.“ Ich dankte dem General für seine freundliche Güte, und wurde vom Grafen von Suchtelen mit grosser Zuvorkommenheit empfangen. Er fragte mich über meine Vergangenheit aus, freute sich, mich unter seinen Befehlen zu sehen, und schlug mir vor, um den Dienst bei den Truppen zu lernen, nach dem Kaukasus zu gehen. „Sie sind jung, sprach er, lieben die Reisen und schöne Länder; der Kaukasus, wo ich Jahre lang diente, wird Ihnen gefallen; dort werden jetzt Expeditionen gegen die unruhigen Bergvölker ausgerüstet und Sie können sich dabei auszeichnen. Jedoch glauben Sie nicht, dass ich Sie ins Exil schicken will, ich sende Sie zu Ihrem Besten dahin, um den Dienst des Generalstabes im Felde zu lernen; sollte Ihnen das dortige Klima schäd-

lich sein, so schreiben Sie mir, und ich werde Sie alsbald zurückfordern.“ So wurde ich in den Generalstab versetzt, empfing meine Instruction und Reisegeld, und und reiste Anfangs Mai allein von Petersburg ab. Mein alter Freund Clairville begleitete mich etliche Werst auf der grossen Strasse nach Moskau. Ich nahm Abschied von ihm mit Thränen in den Augen; ich hatte eine Ahnung, dass ich ihn nicht wiedersehen sollte, und in der That, dieser seltene Mensch und vortreffliche Freund starb ein Jahr nachher an der Cholera, eine trostlose Mutter allein zurücklassend.

Hiermit endigt die dritte Epoche meines bewegten Lebens, und ich trat in eine neue kriegerische ein und zwar in einem Lande, dessen Andenken jedem Militair, der etliche Jahre seiner Jugend oder selbst seines Mannesalters dort zugebracht hat, unvergesslich sein wird. Der Kaukasus ist das Land der Poesie, besonders für den Krieger. Die Ansicht der wilden, jedoch erhabenen Natur, die Bewohner und deren Sitten, die Expeditionen in den Thälern und Schluchten der Berge, das bewegte Leben, die täglichen Gefahren, denen man ausgesetzt ist, haben einen solchen Reiz, dass auch der kälteste Mensch davon hingerissen wird.

§. 4. Aus dem Kriegsjahre 1830.

19. Der Kaukasus, so berühmt schon im grauen Alterthum, an welchen sich so viele fabelhafte Ueberlieferungen und geschichtliche Begebenheiten knüpfen, dessen rauhe und grossartige Gebirge noch bis zu den neuesten Zeiten von wilden, wenig bekannten und unbezwungenen Völkerschaften und Stämmen bewohnt waren, verdient in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit aller gebildeten Menschen.

Nach der griechischen Mythe war Prometheus an den wilden Felsen des Kaukasus geschmiedet; an den Ufern des Phasis landete Jason mit seinen Argonauten, um sich das goldene Vliess zu holen; der grosse Sesostris drang bis zu diesen Regionen vor; Cyrus, der Gründer der persischen Monarchie, fand hier sein Grab im Kriege gegen Tomiris, Königin der Massageten, und Pompejus flocht in dem kaukasischen Ländergebiete während der denkwürdigen Kriege mit Mithridates seine Lorbeerkrone, mit welcher er als Sieger im Triumph nach Rom zurückkehrte. Wie viele Völker, deren Spuren verloren gegangen, deren Namen selbst vergessen sind, zogen durch diese Berge hin und her, vor und während der grossen Völkerwanderung!

In einer späteren Zeit stritten sich byzantinische Griechen, Mongolen, Perser und Türken um den Besitz dieser von der Natur mit allen Schätzen reich ausgestatteten Länder, bis endlich die russischen Adler ihren siegreichen Flug über die Schneegipfel des Kaukasus nahmen, und die Grenzen des Reiches bis zu den Ufern des Araxes und dem schneebedeckten Gipfel des Ararat erweiterten.

Nicht Eroberungssucht bewog die russische Regierung, in das Schicksal der Kaukasischen Länder einzugreifen und sich nach und nach in den Besitz des weitläufigen Ländergebiets zu setzen, sondern die Sicherheit des Reiches gebot es, dem Hülferufe der transkaukasischen Fürsten die schützende Hand nicht zu entziehen, und aus dem Schauplatze Jahrhunderte langer Kämpfe, Plünderungen und Entsittlichungen nach und nach eine Stätte der Civilisation und des Friedens zu machen. Perser, Türken und räuberische Bergvölker stritten sich um die Wette, die transkaukasischen Länder zu beherrschen und zu berauben. Schah Abbas, der Grosse genannt, verwandelte einen grossen Theil des diesseits des Araxes gelegenen Landes in eine Wüste, um die Türken zu verhindern, von dieser Seite in Persien einzufallen, zerstörte die damals blühende Stadt

Dschulfa, am linken Ufer des Araxes gelegen und von Armeniern bewohnt, und versetzte die Einwohner, 30,000 an der Zahl, nach einer Vorstadt von Ispahan, welche bis heute den Namen Dschulfa trägt, und von den Nachkommen der dahin geschleppten Armenier bewohnt ist. Nadir-Schah unterjochte und plünderte Transkaukasien bis nach Derbent und noch 1795 machte der Eunuch Aga-Mahomed-Chan einen Raubzug nach Tiflis, plünderte und zerstörte diese Hauptstadt Georgiens, und schleppte deren 20,000 Einwohner in die Sklaverei nach Persien. — Die ehemalige türkische Festung Achalzich, im Norden von Kars, war von Alters her das grosse Raubnest, wohin alle von den Türken und Lesgiern geraubten Georgier, Imeritier und Mingrelier beiderlei Geschlechts zum Verkauf geschleppt wurden, um von da aus in alle Theile des türkischen Reiches als Sklaven und für die Harems verschickt zu werden. Auf diese Weise verloren diese unglücklichen Länder einen bedeutenden Theil ihrer Bevölkerung, während Ackerbau und Handel danieder lagen und die christlichen Einwohner in beständiger Furcht vor feindlichen Einfällen waren.

Es war also kein Wunder, dass schon 1783 Heraclius der II., Fürst von Kartalinien und Kachetien, Russ-

land um Schutz anflehte, und sich der Kaiserin Catharina II. als Unterthan unterwarf, und dass unter der Regierung Pauls den 18/30. Januar 1801 ganz Georgien mit dem russischen Reiche vereinigt wurde, um dieses zerrüttete und unglückliche christliche Land von seinen tiefen Wunden zu heilen. — In gleicher Weise ward unter der Regierung Alexanders I. Mingrelien den 2/14. December 1803, und Karabagh und Schirwan i. J. 1805 mit dem Reiche vereint. — Durch den Friedensschluss mit Persien in Gulistan, den 12/24. October 1813, wurde der Araxes als Grenze zwischen Persien und Russland bestimmt, und durch den Frieden von Turkmentschai, den 10/22. Februar 1828, trat Persien die Khanate von Nachitschewan und Eriwan an Russland ab. Endlich wurde durch den Friedensschluss zu Adrianopel, den 2/14. September 1829, das Raubnest Achalzich nebst Achalkalaki an Russland abgetreten.

Doch mit der Besitznahme des transkaukasischen Ländergebietes hatte die russische Regierung eine schwere Pflicht übernommen und viele Schwierigkeiten zu überwinden, um die öfteren Einfälle der Perser und Türken, so wie auch der Bergbewohner, besonders der Lesgier zurückzuschlagen und die wiederholten Empörungen der muselmanischen Bevölkerung dieser Län-

der zu unterdrücken. Da nun in den Jahren 1799 bis 1815 Russland an den Kriegseignissen in Europa Theil nahm und nehmen musste, so konnte es nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf die neu erworbenen Kaukasischen Länder verwenden, und musste besonders in d. J. 1811—1815 dessen Militair-Kräfte beschränken. Dennoch gingen aus den Kaukasischen Truppen Helden hervor, die sich einen unsterblichen Ruhm erwarben. So der General P. S. Katlerevsky, Sohn eines russischen Geistlichen, der mit seiner kleinen Heldenschaar die Einfälle der Perser, Türken und Bergvölker glänzend zurückschlug, die persische Armee unter dem Prinzen Abbas-Mirsa 1811 bei Aslandus vollständig besiegte, und bei dem furchtbaren Sturm und der Einnahme der Festung Lenkoran (am südwestlichen Ufer des Caspischen Meeres gelegen) im Januar 1813 zum Krüppel geschossen wurde und den Dienst verlassen musste. Er starb erst in den fünfziger Jahren in der Krimm und sein blosser Name erregte seiner Zeit einen solchen Schrecken bei den Persern, dass die persischen Mütter ihre ungehorsamen Kinder mit den Worten zur Ruhe brachten: „Peter Stepanowitsch kommt.“ — Später folgte General Jermolof, der sich durch seine Verwaltung und seine Kämpfe gegen die

Tschetschenzen und Lesgier auszeichnete; nach ihm Graf Paskjewitsch, welcher in den Jahren 1826—1829 glänzende Siege über die Perser und Türken erfocht, und die russischen Adler auf den Höhen von Kaflankuh (Grenze zwischen Aderbeidshan und Irak) und auf den Zinnen von Erzerum aufpflanzte.

Mit den Friedensschlüssen von Turkmentschai und von Adrianopel war die Ruhe in den transkaukasischen Ländern gesichert, und die Regierung konnte dort endlich zu friedlichen Beschäftigungen schreiten, suchte Handel, Gewerbe und Ackerbau zu heben, legte Chausseen an, baute zahlreiche steinerne Poststationen und regulirte die Verwaltung. Jedoch blieb der eigentliche Kaukasus noch zu bezwingen übrig, dessen zahlreiche Bevölkerung in Hunderte von Stämmen getheilt, durch Sprache, Sitten und selbst Religion geschieden, seit Jahrhunderten von Krieg und Raub lebte, wild und roh von Sitten war und auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stand.

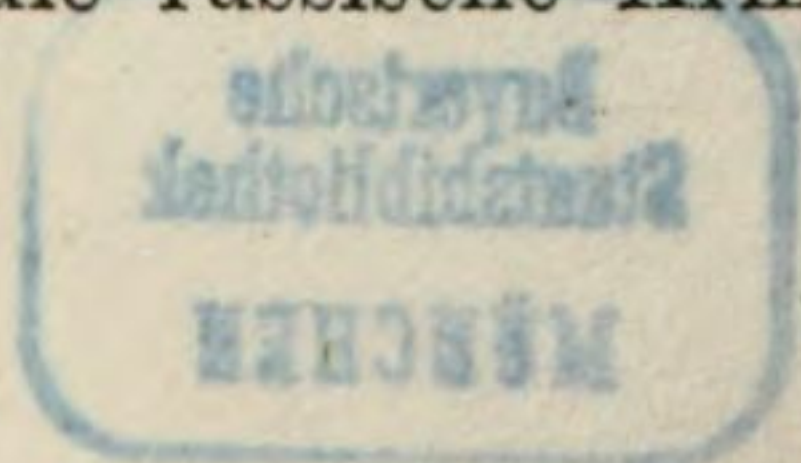
Obgleich während der Jahre 1801—29 viele einzelne Kriegszüge, reich an Heldenthaten, gegen die verschiedenen Hauptstämme (Lesgier, Tschetschenzen, Osseten und Tscherkessen) der Bergvölker unternommen worden waren, um solche für wiederholte Einfälle

in Georgien, Daghestan und auf der nördlichen Seite des Kaukasus zu züchtigen; so schritt man doch erst im Jahre 1830 zu einem allgemeinen Angriff gegen die Bewohner desselben, und zwar nach dem Plane eines der vorzüglichsten Generale der Kaukasischen Armee, General-Lt. Weliaminof. Der Kaukasus wurde gleichsam als eine Festung ersten Ranges betrachtet, deren man sich nur bemächtigen könne durch eine Reihe vorzuschiebender Parallelen, resp. an dem Ausgange der verschiedenen Thäler und der Fluss-Défiléen anzulegender Festungen und Forts, damit die Bergbewohner nach und nach von den Ebenen und den niederen Stufen in die hohen und rauhen Felsenthäler zurückgedrängt würden.

Allein trotz der Durchführung dieses gewiss vortrefflichen Planes und trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der Kaukasischen Armee und deren tapferen Führer waren doch an 35 Jahre nöthig, um den eigentlichen Kaukasus zu bewältigen. Freilich hatte diese Riesenfestung längs der nördlichen Seite eine Ausdehnung von 1100 Werst oder über 150 deutsche Meilen, und es erforderte eine seltene Energie und eine zähe Ausdauer von $3\frac{1}{2}$ Jahrzehnten, um alle Hindernisse, welche eine wilde Bergnatur, Klima und kriegerische



Bewohner den russischen Truppen entgegensetzten, zu besiegen. Während dieser langjährigen und mit äusserster Hartnäckigkeit geführten Kämpfe in den Schluchten, Wäldern und Felsthälern des Kaukasus, bildete sich eine Armee aus, welche an Tapferkeit, Ausdauer und Entsagungen aller Art in der Welt kaum ihres Gleichen hatte. Ein eigener kriegerischer Geist, eine ritterliche Kühnheit und eine seltene Selbstverläugnung herrschte in dieser Elite-Truppe; alle Kaukasischen Regimenter wetteiferten in Tapferkeit mit einander, und jedes derselben hatte seinen eigenthümlichen Typus oder vielmehr Chic. Diejenigen Offiziere, welche lange in der Kaukasischen Armee gedient hatten, erkannten sogleich einen Soldaten der Kabardinischen, Kurinischen, Apscheron'schen, Schirwan'schen, Eriwan'schen u. s. w. Regimenter, und zwar nicht so wohl an seiner Uniform, als an seinem Gange, und an seinem besondern Chic. Während der langwierigen Kämpfe, weit entfernt von ihren Cantonirungen, waren die Truppen auf sich selbst angewiesen und entwickelten neben der Tapferkeit auch eine staunenswerthe Intelligenz der Selbsterhaltung und der erfindungsreichsten Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Die kaukasischen Kämpfe wurden nach jeder Richtung hin eine tüchtige Schule für die russische Armee.



Im Jahre 1830 war die Kaukasische Linie längs des nördlichen Abhanges des Gebirges, vom Asow'schen bis zum Kaspischen Meere in drei Verwaltungs-Kreise getheilt: 1) die rechte Flanke, längs des Kuban, auf dessen linkem Ufer und in dessen benachbarten westlichen Kaukasischen Bergen die zahlreichen Stämme der Tscherkessen (Adige) wohnten; 2) das Centrum, zwischen dem oberen Laufe des Kuban und des Terek; hier wohnten die Osseten, Kabardiner, und auf dem rechten Ufer des obern Terek die Kisten, Inguschen und andere kleinere Stämme, zu den Tschetschenzen gehörend; 3) die linke Flanke, von den zahlreichen Stämmen der Tschetschenzen (Mizdshegier) und weiter östlich den Lesgiern bewohnt. — Später wurde längs des östlichen Ufers des schwarzen Meeres die Linie gleichen Namens errichtet, so wie auch in Transkaukasien die Lesgische Linie, von welcher letzteren weiter unten die Rede sein wird. —

20. Mit guten Empfehlungen, Geld und frohem Muthe ausgerüstet, verliess ich Anfang Mai Petersburg. Noch war die prachtvolle Chaussée nach Moskau unvollendet, so dass ein gutes Stück Wegs auf Knüppeldämmen und in tiefem Sande, besonders in der Nähe von Twer, zurückgelegt werden musste. Bei

meiner Ankunft in der zweiten Hauptstadt des Reiches stieg ich bei Verwandten ab und verbrachte 14 Tage im Kreise lieber Menschen. Den 27. Mai verliess ich Moskau und fuhr auf meiner Post-Telega, begleitet von meinem treuen Diener Jefim, in ein mir ganz fremdes Land, wo ich fast Niemanden kannte. Graf Suchtelen war so gütig gewesen, mir einen Empfehlungsbrief an den Grafen Paskjewitsch-Eriwanskij mitzugeben, welcher damals noch Chef der Kaukasischen Armee war, ferner hatte ich einen Brief nebst Kistchen vom Senator Besrodnoï an dessen Schwiegersohn, den Oberst von Hassford vom Generalstabe, meinen künftigen Chef; endlich war ein Dienstkamerad von mir, Capitain Melnikof, vom Corps der Ingenieure der Wege- und Wasser-Verbindungen, Adjutant beim Feldmarschall Paskjewitsch. Ich hatte also doch Jemand, an den ich mich im Nothfall wenden konnte.

Mein Weg ging über Tula, Jelez, Woronesh, Neu-Tscherkask und Stawropol. Ohnweit Woronesh holte mich ein Rittmeister von den Garde-Husaren, Fürst Djewandjir ein (ein Muselmann aus unseren transkaukasischen Provinzen), welcher nach den Bädern des Kaukasus in seiner eignen Equipage fuhr. Wir machten Bekanntschaft und der Fürst lud mich ein, mit

ihm zu fahren, und meine Post-Telega meinem und seinem Diener zu überlassen. Auf diese Weise reisten wir bequem und angenehm durch das schöne Land der Donischen Kosaken, assen vortreffliche Sterlete und wahre Riesen-Krebse in Aksai bei Neu-Tscherkask und tranken den bekannten Donischen Schaumwein (Champagner); fuhren dann durch die Steppen des Stawropolschen Gouvernements, wo wir lange Züge von Nogaï'schen hohen zweiräderigen Wagen (Arba's) mit schrecklichem Aechzen der Achsen vorüberfahren sahen. Bei diesen Arba's bewegen sich nämlich die Räder mit der Achse zusammen; solche werden nie mit Fett oder Theer eingeschmiert und verursachen also ein höchst unangenehmes geräuschvolles Aechzen, welches man auf weite Entfernung hört. Die Nogaier sind gewissermassen stolz auf dieses Geräusch, indem sie sagen: „Wir sind keine Diebe, man hört uns schon von weitem ankommen.“

Bei meiner Ankunft in Georgiewsk an der Kuma trennte ich mich von meinem Reisegefährten, welcher sich direkt von da in die Bäder von Pjätigorsk begab. Diese Bäder sind schon von weitem zu erkennen, denn es erheben sich aus der Kabardinischen Ebene fünf Berge, jeder abgesondert von dem andern, zu einer bedeuten-

den Höhe: Beschtau, Maschuka, Jelesnoja (Eisenberg), Schlangenberg und Schtscheludinaja. Am Fusse dieser Berge und in deren Umgebung befinden sich die berühmten Bäder, welche gewiss von vielen europäischen Touristen besucht würden, wenn die Verbindungen mit Europa bequemer wären.

In Georgijewsk erfuhr ich, dass das Hauptquartier von Tiflis über die kaukasischen Berge herüber auf dem Wege nach den Bädern sei, wo es die Rückkehr des Grafen Paskjewitsch aus Petersburg erwarte, welcher sich dorthin begeben hatte, um die letzten Verhaltungsbefehle eines allgemeinen Krieges gegen die Bergvölker zu empfangen. Zugleich theilte man mir mit, dass Oberst von Hassford sich unwohl auf der nächsten Station von Georgijewsk befände. Ich begab mich also unverzüglich zu ihm, um mich vorzustellen und ihm den von seinem Schwiegervater empfangenen Brief zu überreichen. Er nahm mich sehr freundlich auf und lud mich ein, mit dem Hauptquartier, welches unterdessen schon in Georgijewsk angekommen war, nach den heissen Bädern abzugehen; er werde bald nachfolgen, und dann das Weitere über mich bestimmen. Sehr erfreut über diese Einladung, eilte ich nach Georgijewsk zurück, traf dort meine künftigen Collegen vom

Generalstabe, meistens Finnländer, junge gebildete Offiziere und treffliche Cameraden, die den persischen und türkischen Krieg in Kleinasien mitgemacht hatten, unter ihnen auch Melnikof, und den nächsten Tag begaben wir uns alle nach Pjätigorsk, wo sich jeder eine Wohnung suchte, um sich so gut als möglich einzurichten.

Die Bäder von Pjätigorsk waren schon 1830 in grossartigem Style erbaut und eingerichtet, und zahlreiche Familien, sowie auch verwundete Offiziere, gebrauchten die dortigen Schwefelbäder. Elf Quellen von 22° bis 37° R., sämmtlich aus dem Innern des Berges Maschuk fliessend, trugen die Namen Alexander, Nikolai, Constantin, Michael, Elisabeth, Jermolof, Ssabanejef, Warwazi u. s. w. Die Stadt selbst war damals noch unbedeutend; desshalb nahmen wir Wohnungen in der Soldaten-Vorstadt. Hier kaufte ich mir Pferde, welche Tscherkessen in ganzen Heerden zum Verkauf brachten, und wir machten oft Ausflüge in die reizende Umgegend, besonders in die von Deutschen bewohnte Schottische Colonie.

21. Unterdessen kam der Befehl zum Angriff derjenigen Bergvölker, welche die Thäler und Schluchten auf beiden Seiten der grossen Heerstrasse zwischen Wla-

dikawkas und Kaïschaur bewohnten. Es wurden dazu zwei Truppen-Abtheilungen bestimmt; von der Nordseite des Kaukasus unter dem Befehle des Generals Fürsten Abchasof, und von der Südseite der Berge unter dem Befehle des Generals Baron von Rennenkampf. Der Hauptmann Iskrizky und ich wurden zum ersten der genannten Generale commandirt, und die Festung Wladikawkas zum Sammelplatz unserer Truppen-Abtheilung bestimmt.

Der Fürst Abchasof, unser Chef, war ein Georgier und hatte sich schon als ganz junger Offizier in den Jahren 1812—13 unter dem berühmten kaukasischen Helden, dem General Kotliarewsky durch Tapferkeit ausgezeichnet; denn bei dem furchtbaren Sturme von Lenkoran, am 1. Januar 1813, erhielt der junge Fähnrich Fürst Abchasof das Georgenkreuz vierter Klasse für Tapferkeit. Später machte er manche Expeditionen gegen die Bergvölker mit, sowie auch die persischen und türkischen Feldzüge unter dem Grafen Paskjewitsch (1826—29), unter welchem er zum Range eines General-Majors erhoben wurde, und welcher ihn jetzt zum Chef der obenerwähnten Expedition ernannte. Er konnte keine bessere Wahl treffen, denn Fürst Abchasof war ein vortrefflicher Soldat und sehr lebenswürdiger Mensch

und Chef, ein Meister im Bergkriege. Wir sollten die Stämme der Kisten, Galgaier, Jnguschen, Tagaurzen u. s. w. züchtigen, die seit mehreren Jahren die grosse Strasse von Georgien beunruhigten, und vor kurzem noch dort einen Anfall auf den persischen Prinzen Chosref-Mirsa machten, als dieser von St. Petersburg nach Teheran zurückkehrte.

Während unserer Expedition erzählte uns Fürst Abchasof im traulichen Kreise beim abendlichen Bivouac-Feuer verschiedene Episoden aus dem Feldzuge Kotliarewsky's gegen die Perser im Jahre 1812; Episoden, welche fabelhaft klingen, aber doch die reinste geschichtliche Wahrheit enthalten. Ich kann nicht umhin der Erstürmungen von Aslandus und Lenkoran hier zu gedenken. Von einem Einfall der Perser unter Abbas-Mirsa in Transkaukasien bedroht, rückte unser junger kaum 30jähriger Held, damals schon General-Major, mit nur 1500 Mann Fussvolk, 500 Reitern und 6 Geschützen aus, um die Armee Abbas-Mirsa's, an 30000 Mann stark, bei Aslandus am jenseitigen Ufer des Araxes anzugreifen. In einem Tage 70 Werst (10 deutsche Meilen) zurücklegend, durchwatete Kotliarewsky mit seiner kleinen Heldenschaar am 19. October 1812 um 8 Uhr Morgens den reissenden Araxes,

musste eines seiner Geschütze im Bette des Flusses zurücklassen, und griff mit Ungestüm, in 3 Colonnen formirt, eine Höhe an, auf welcher ein Theil der persischen Armee aufgestellt war, die aber das ohnweit liegende Lager derselben am Flüsschen Dara-urt beherrschte. Die Perser, obgleich gänzlich verblüfft durch die plötzliche Erscheinung unserer Truppen, wollten auf dieser Höhe Stand halten, konnten aber den wüthenden Angriff des Grusinischen (Georgischen) Grenadier-Regiments nicht aushalten und zogen sich eilig ins Lager zurück, wo Abbas-Mirsa eben beschäftigt war, seine Truppen zu ordnen, um solche gegen den Feind zu führen; doch Kotliarewsky liess ihm keine Zeit dazu, griff unverzüglich das persische Lager mit dem Bajonet an, nahm es mit Sturm, bemächtigte sich 35 Falkonetten, des Kriegsgeräthes und des Lagers selbst. Die zahlreiche persische Cavallerie zerstob nach allen Seiten, so wie auch ein Theil der Sarbasen; der Rest floh in die nahe Festung Aslandus, an der Mündung des Dara-urt in den Araxes erbaut, von hohen Pallisaden und zwei tiefen Gräben umringt, und von den Persern für uneinnehmbar gehalten. Den 20. mit Tagesanbruch wurde diese von den Grusinischen Grenadieren und einem Jäger-Bataillon auf verschiedenen

Seiten angegriffen, und nach einem hartnäckigen Kampfe von 2 Stunden mit Sturm genommen, vier Bataillone persischer Infanterie (Sarbasen) vernichtet, 11 Geschütze erobert und 500 Gefangene gemacht. Durch diesen doppelten Sieg wurde die persische Armee so gut wie vernichtet; Abbas-Mirsa selbst entging kaum der Gefangenschaft und flüchtete eiligst nach Tauris, nur von 20 Reitern begleitet. Unser Verlust betrug im Ganzen nur 150 Tode und Verwundete.

Nach der Zerstörung der Festung Aslandus richtete Kotliarewsky seinen Siegeslauf nach der Festung Lenkoran, an dem südwestlichen Ufer des Caspischen Meeres erbaut und von Englischen Offizieren, im Dienste Abbas-Mirsa's, befestigt. Dieselbe war von einer Garnison von 4000 Persern unter dem Befehle des Serdars Ssadyk-Chan vertheidigt. Der General erschien den 25. December 1812 vor der Festung, schloss dieselbe ein, und wandte während 5 Tage alle Mittel an, um das Blutvergiessen zu verhindern und die Garnison zur Uebergabe zu bewegen; jedoch umsonst. So feige die Perser, wie überhaupt alle Asiaten, im offenen Felde sind und einem Bajonet-Angriff oder einer Kartätschen-Lage nicht Stand halten können, so hartnäckig vertheidigen sie sich hinter Mauern und Wällen. General Kotliarewsky

schritt also mit seiner kleinen Heldenschaar, im Ganzen aus 1500 Mann bestehend, zum Sturm, und erliess den 31. December seinen letzten und so berühmten lakonischen Tagesbefehl: „Morgen mit Tagesanbruch wird zum Sturm geschritten. — Ein Rückzug findet nicht statt. — Wer zurückweicht, wird niedergestochen.“ — Der Sturm fand den 1. Januar 1813 mit Tagesanbruch statt, und nach einem dreistündigen furchtbaren Kampfe wehte die russische Fahne auf den Thürmen und Wällen Lenkoran's; 2500 Perser mit ihrem Chef Ssadyk-Chan nebst allen Offizieren blieben auf dem Kampfplatze, der Rest ergab sich. — Nur die persönliche Tapferkeit und Energie Kotliarewsky's, die Ausdauer und der Ungestüm der tapferen Truppen konnten die beinahe unübersteiglichen Hindernisse beim Stürmen bewältigen; auch war der Verlust gross: 16 Stabs- und Oberoffiziere und 325 Krieger blieben todt auf dem Kampfplatze, und die Zahl der Verwundeten war nicht geringer. — Leider fand hier Kotliarewsky das Ende seiner kriegerischen Laufbahn; im Graben der Festung seine Soldaten zum Sturme führend, erhielt er einen Schuss in die Wange, welcher ihm den Kinnbacken zerschmetterte und den kühnen Helden zu fernern Dienste unfähig machte. Für den doppelten Sieg bei

Aslandus erhielt er den Rang eines General-Lieutenants und den Georgen-Orden dritter Klasse für Tapferkeit; für den Sturm der Festung Lenkoran denselben Orden zweiter Klasse; eine seltene Belohnung, aber der geleisteten Dienste werth. — Kotliarewsky überlebte noch 40 Jahre die Eroberung von Lenkoran; er starb in der Krimm im Jahre 1852 und zwar nach jahrelangem, furchtbarem Leiden; denn man zog ihm nach und nach 40 Knochensplitter aus dem Kopfe und er nannte sich selbst nur einen lebendigen Leichnam. — Sein Name und seine Thaten sind unsterblich in den Annalen des Kaukasus.

Mein Dienstgefährte Hauptmann Dimian Jskrizky diente früher beim Garde-Generalstabe, aber in die Geschichte des 14. December 1825 verwickelt, wurde er zur Garnison nach Orsk am Ural-Flusse versetzt, nachher in die Kaukasische Armee in das 42. Jäger-Regiment eingereiht, wo Graf Suchtelen (damals, 1826, bei den activen Truppen unter Grafen Paskjewitsch dienend) denselben wieder dem Generalstabe zutheilte. Er machte den persischen und türkischen Feldzug mit Auszeichnung mit, war ein sehr gebildeter Offizier und ein vortrefflicher Mensch; wir schlossen innige Freundschaft mit einander, welche leider sein früher Tod (1831) zerriss.

Der Fürst Abchasof verliess die Bäder von Pjätigorsk in der zweiten Hälfte des Juni, von uns und hundert Linien-Kosaken begleitet. Wir durchritten die Steppen und die üppigen Fluren der grossen Kabarda, wo an vielen Stellen das Gras so hoch stand, dass ein Reiter zu Pferde darin verschwand. Die ersten Tage unseres Marsches durch diese unübersehbare Ebene sahen wir nichts von den Kaukasischen Bergen, da der Himmel mit Wolken bedeckt war; erst als wir die Malka bei Jekaterinograd überschritten und später in der Stanitza Prischibskaja übernachteten, fing der Himmel an sich aufzuklären. — In der That, als ich den andern Morgen um 5 Uhr aufstand und in den Hof meines Nachtquartiers trat, blieb ich starr vor Erstaunen und Entzücken stehen. Vor meinen Augen stand wie eine Riesenmauer die wundervolle Kette des Kaukasus in seiner ganzen Pracht da, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet. Niemals werde ich die Minuten vergessen, während welcher ich zum erstenmal das erhabene Schauspiel genoss, den Kaukasus in seiner ganzen Herrlichkeit zu bewundern. Die verschiedenen Ketten desselben waren durch eben so viele Farben-Tinten angedeutet, vom dunkelsten Grün an, durch alle Nüancen bis zum blendendsten Weiss; die

beiden Riesenkegel Elborus (18571 F.) und Kasbek (16553 F.) hoch über die übrigen Schneegipfel emporragend. Wie gesagt, der Kaukasus von der Nordseite angesehen, stellt sich wie eine Mauer dar, und da die grosse Kabardinische und Nogaïsche Steppe wenige Hügel von Bedeutung hat, und sich auf einen Raum von 250 und mehr Werst in der Breite und Länge ausdehnt, so stellen sich wenig andere Bergketten so imposant dar, als die Kaukasische von Norden aus gesehen. Dessen Südabhänge und Ausläufer, obgleich auch grandios, sind weniger pittoresk und letztere verbreiten sich durch einen grossen Theil von Georgien bis zu den Armenischen Bergen.

In der Festung Wladikawkas am Terek unweit dessen Austritts aus dem Gebirge bereiteten wir uns zur bevorstehenden Expedition vor. Die Truppen versammelten sich, und zwar: 2 Bataillone vom Regiment Ssewastopol, 4 Compagnien des 39. und 40. Jäger-Regiments, und das 5. und 6. Kaukasische Linien-Bataillon, 200 Linien- und Astrachansche Kosaken, in Allem 2065 Mann, nebst 4 dreipfündigen Bergkanonen und 4 kleinen Mörsern à la Coehorn. Unsere freie Zeit verbrachten Iskrizky und ich im gastfreundlichen Hause des Kommandanten General Skworzof, wo wir

wie Glieder der Familie angesehen wurden. Die älteste Tochter des Hauses, Appollonaria, ohnlängst aus dem Fräuleinstift von Smolney aus Petersburg angekommen, war glücklich, Jemanden zu haben, mit welchem sie Französisch sprechen und musizieren konnte, und die Mutter machte uns Vorwürfe, wenn wir einen Tag aussetzten und ihr Haus nicht besuchten. — Alles hatte hier schon ein kaukasisches Gepräge; die Festung wimmelte von Knaben mit geschorenen Köpfen, welche als Geisseln (Amonati) von den verschiedenen Bergstämmen der Umgegend abgeliefert worden waren; da befanden sich junge Osseten, Kisten, Galgaier, Dscherachen, Tagaurzen u. s. w., die sich den ganzen Tag auf den Strassen herum und allerlei Allotria trieben. Wir sahen oft mit vielem Interesse zu, wie sich diese Jungen von 8 bis 12 Jahren von der Brücke in den reissenden Terek stürzten und sich dann von der Strömung forttreiben liessen, um weiter unten an das Ufer zu schwimmen; gegen die Strömung zu schwimmen, war keine Möglichkeit. — In der Vorstadt und deren Umgebung wohnten Osseten und Kisten, deren ärmliche Haushaltung wir manchmal besahen. Ich machte mit einem Topographen unter Begleitung von Infanterie einige Ausflüge in die südliche Umgebung der Festung,

um einen Theil der Thäler und Schluchten aufzunehmen, durch welche die Truppen später marschiren sollten.

22. Unterdessen war Alles zum Aufbruch bereit und am 8. Juli, nach einem Feldgottesdienste in der Mitte der im Quarré aufgestellten Truppen, setzten sich diese in zwei Colonnen in Marsch. Die rechte unter Anführung des Fürsten Abchasof, bei welchem sich Iskrizky befand, zog längs des linken Ufers des Terek hinauf; die linke, vom Oberstlieutenant Plotnikof, Chef des Ssewastopolschen Regiments, geführt, bei welcher ich mich befand, hatte den Auftrag, von Wladikawkas aus südöstlich in die Berge zu dringen, um sich später bei dem Dorfe Targhim im Thale des Bergstroms Assa mit der rechten Colonne zu vereinigen.

Die rechte Colonne ging über den Terek, vermittelst einer Bock-Brücke, welche 10 Werst oberhalb Wladikawkas über diesen reissenden Bergstrom geschlagen worden war, und drang in die Thäler und Schluchten der Dscherachen und Kisten ein; obgleich dieselben Verhaue angelegt hatten und sonst manchen Widerstand leisteten. Das Dorf Obin wurde mit Sturm genommen und verbrannt, desgleichen die Brücke, welche über den Bergstrom Kistinka führte; als die Truppen

von da weiterzogen, wurden sie durch zahlreiche Haufen von Kisten beunruhigt, welche einen Portepée-Junker erschossen und manchen Soldaten verwundeten. Der Marsch der Colonne war überhaupt sehr beschwerlich; enge Thäler, Schluchten, Verhaue und schmale Fusspfade längs der Böschungsgelände der Berge waren schuld, dass die Truppen nur langsam vorrücken konnten, um so mehr als Lebensmittel, Pulver und Patronen auf Packpferden geführt werden mussten, und auf diese Weise die Colonne beim Marsche einen Raum von beinah einer Werst einnahm. Da, wo die Bergbewohner sich nicht vertheidigten, waren die Dörfer leer; solche bestanden aus sogenannten Saklis, d. h. viereckige Bauten aus Feldsteinen und Felsentrümmern ohne Kalk aufgeführt, 8 bis 12 Fuss hoch, und nur mit einer niedrigen Thüre und einem Schornsteine versehen, welche spärliches Licht im Innern der ärmlichen Wohnung gaben. Die Einwohner retteten sich und flohen in die Berge und Wälder mit ihren Schafen und wenigen Kühen (Federvieh hatten sie nicht), obgleich die Soldaten und Kosaken sich freundlich bezeigten. Der Schrecken, welchen unsere zum erstenmal in diese Gegenden eingedrungenen Truppen einflössten, war schuld, dass die Rädelsführer bald zu Kreuz krochen,

und als der Fürst Abchasof mit seiner Colonne den 14. Juli im Thale der Assa beim Dorfe Targhim sein Lager aufschlug, erschienen die Aeltesten (Ak'-Sakals, d. h. die weissen Bärte) aller umliegenden Dörfer, die theils wie Adlernester auf schwer zugänglichen Felsen oder in tiefen Thälern gelegen waren, unterwarfen sich und schwuren den Eid der Treue. Solcher bestand darin, dass, während der Ablesung der Eidesformel, jeder Aksakal die Regiments-Fahne mit der linken Hand berührte, und mit dem Zeigefinger der rechten Hand in ein Dintenfass tauchte, um ein Zeichen oder vielmehr einen Klecks neben seinen Namen zu drücken, welchen der Dolmetscher auf die Eidesformel geschrieben hatte.

Unterdessen war die linke Colonne, welche ich zu führen hatte, am rechten Ufer des Terek hinauf marschirt, überschritt das Flüsschen Konkur, ging auf engen Fusspfaden durch dichten Wald, sodann durch das reizende Thal von Tarsk und nächtete auf einer Anhöhe, welche die ganze Umgegend beherrschte. Wir hatten weder Zelte noch andere Lagerbequemlichkeiten; Soldaten und Offiziere schliefen in ihre Mäntel gehüllt auf dichtem Grase; wir hatten den gestirnten Himmel über uns und der Mond beleuchtete das

Lager, die Berge und das reizende Thal mit seinem magischen Lichte. Die Stille der Nacht wurde nur durch das Anrufen der Vedetten und das öftere Schnaufen der Pferde unterbrochen. Solche herrliche Nächte, unter freiem Himmel und in der frischen Bergluft zugebracht, sind unvergesslich. — Die Wege waren sehr beschwerlich, oder um die Wahrheit zu sagen, es gab gar keine Wege; nur schmale Fusspfade zogen sich längs den Abhängen der Berge oder an den Ufern der Bergströme hin. Die Truppen bildeten während des Marsches eine unendliche Schlange, die sich an den Abgründen hin fortbewegte; rechts oder links brausten in der Tiefe die Bergströme, deren Ufer entweder aus nackten himmelhohen Felsen bestehen, oder mit dichtem Walde bewachsen sind. Ich ritt gewöhnlich mit der Vorhut voraus, an meiner Seite die Führer oder Wegweiser, friedliche Bergbewohner, welche das Land kannten, und ich zeigte im Voraus die Stellen an, wo die Bergkanonen auseinander genommen und auf den Schultern der Soldaten getragen werden mussten. Unsere Führer waren ganz erstaunt, die Tirailleurs, welche auf den Gipfeln der benachbarten Höhen eine Kette bildeten, ihre Bewegungen nach den Signalen der Hörner ausführen und wie Gamsen auf- und abklettern

zu sehen. Es waren schöne aber wilde Gegenden, durch welche zum erstenmal russische Truppen zogen. Auf der Höhe von Bogotur hatten wir das schöne und erhabene Schauspiel eines Gewitters unter uns, denn wir befanden uns bereits etliche 1000 Fuss über der Ebene. Von hier stiegen wir in eine Schlucht hinab, um die gegenüber liegenden Höhen von Sugulam mit Sturm zu nehmen, denn hier hatte der Feind Verhaue errichtet und machte Miene, solche zu vertheidigen. Als aber unsere Tirailleurs dieselben umgingen, gab man uns nur eine Salve und die Vertheidiger flohen schnell in die Berge; wir konnten also unseren Weg fortsetzen, nachdem wir den Verhau zerstört hatten. — Der letzte Tag unseres Marsches vor der Vereinigung mit der rechten Colonne war der schwierigste. Unser Nachtlager auf einem hohen Felsen-Plateau war nur 12 Werst vom Lager des Fürsten Abchasof entfernt; trotz der Juli-Sommernacht war es empfindlich kalt und die Truppen hatten kein Holz zum Abkochen und zu Wachtfeuern. Wir brachen gegen 5 Uhr Morgens auf und kamen erst um 10 Uhr Abends erschöpft und ermattet durch einen 17stündigen Marsch im Lager bei Targhim an. Während dieses schwierigen Vorrückens kletterten Menschen und Pferde an den Ab-

hängen hin; links rauschte in unendlicher Tiefe die reissende Assa im engen Felsenthale, das Gebrüll der tosenden Wellen drang nur schwach bis zu dieser Höhe hinauf. Wir kamen an Stellen, wo Pferde und Kanonen an Stricken von Felsen zu Felsen hinunter gelassen werden mussten, und ein Packpferd stürzte in den Abgrund. Unsere Soldaten und Kosaken aber waren unverdrossen und munter, und rückten Abends mit Gesang in's Lager der Kameraden ein, nachdem sie sieben Tage von einander getrennt gewesen waren.

Der 15. und 16. Juli waren Rasttage; wir benutzten solche, um die Aeltesten der resp. Stämme den Eid der Treue schwören zu lassen, und Geisseln von denselben zu empfangen; sodann machten wir einen Ausflug in die Umgegend, um die Ruinen vormaliger christlicher Kirchen zu besehen, die gewöhnlich auf Anhöhen erbaut worden waren. Zu diesem Zwecke mussten wir die reissende Assa durchwaten, und die Pferde unserer Cavalcade drängten sich dicht in einer Reihe an einander, um den Uebergang über den reisenden Bergstrom ohne Gefahr zu vollenden. Obgleich derselbe bei dem Dorfe Targhim nicht breit ist, und das Wasser den Pferden nur über die Knie reichte, so war die Strömung doch so heftig und das Bett

des Bergstroms mit so grossen Felsstücken bedeckt, dass die Pferde nur langsam und mit vorsichtigem Schritte durch den Fluss waten konnten. Die von uns besuchten Kirchen waren alle im byzantinischen Style erbaut; man sah noch die Reste des Allerheiligsten (Ikonostas), des Altars und des griechischen Kreuzes in der Wand eingehauen, so wie auch des Basreliefs über dem Eingange, die Mutter Gottes vorstellend. Die Bergbewohner haben eine gewisse Scheu vor dergleichen Ruinen und sehen sie als eine heilige Stätte an. Die Zeichnung der Kirchenruine von Targhim ist mir leider verloren gegangen.

Den 17. Juli begannen die zwei vereinigten Colonnen ihren Rückmarsch nach dem Terek; das bisher schöne Wetter verwandelte sich in Nebel und Regen. Während des Marsches über Berge und Thäler wurde das Dorf Suwan verbrannt, dessen Einwohner weder ihre Aeltesten noch Geiseln in's Lager bei Targhim geschickt hatten. Als wir uns den 18. dem zerstörten Dorfe Obin näherten, wurde die Vorhut mit Flintenschüssen aus dem einzigen nicht zerstörten Thurme begrüsst, welcher an dem Rande einer tiefen Schlucht in drei Etagen erbaut war. Dergleichen Thürme von 4, 6 bis 8 Faden Höhe sahen wir oft in den Ge-

birgsdörfern (Aul's), die den Einwohnern als Zufluchtsorte bei ihren häufigen Streitigkeiten mit einander dienen (Dorf gegen Dorf oder Stamm gegen Stamm). Solche sind aus Felsenstücken und grossen Steinen, durch Lehm verbunden, aufgebaut, haben eine viereckige Form, und gleichen etwa einer abgestumpften Pyramide, jedoch mit steilen, nur wenig schrägen Seiten. Die untere Etage hat keine Thür, der Eingang befindet sich in der zweiten Etage, wohin man auf einer Leiter gelangt, die nachher in den Thurm zurückgezogen wird.

Der genannte Thurm wurde sogleich von drei Seiten durch unsere Jäger umringt, während das ganze Detachement ein Lager ausser der Schussweite des Thurmes bezog. Da unsere dreipfündigen Berggeschütze nicht im Stande waren, Bresche in den Thurm zu schiessen, und der Fürst den Bergbewohnern beweisen wollte, dass dergleichen Zufluchtsorte ihnen wenig gegen unsere Truppen helfen würden, so gab er mir den Auftrag, den Thurm durch Pulver in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zwecke befanden sich bei den Truppen sechs Fässchen Pulver zu 3 Pud jedes. Während unsere Jäger ein Feuer gegen die Schiesscharten des Thurmes unterhielten, woraus von Zeit

zu Zeit Schüsse fielen, welche zwei Pferde tödteten und verschiedene Soldaten verwundeten, näherte ich mich mit drei Sapeuren dem Fusse des Thurmes, um einen günstigen Platz auszusuchen, die Mine anzulegen. Wie oben gesagt, stand der Thurm an einem Abgrunde, von drei Seiten unerreichbar, während an der vierten Seite eine kleine Sakli angebaut war, welche als Schafstall gedient hatte. In dieser Sakli konnte ich ungestört arbeiten und fing sogleich an, die Kante des Thurmes zu untergraben, um eine Kammer zu bereiten. Die Arbeit war sehr beschwerlich, denn wir mussten grosse Steine mit eisernen Brechstangen ablösen und fortwälzen, und endete erst in der Frühe des 19., jedoch liess ich schon vor Anbruch des Tages ein Fässchen Pulver vorbringen, um die Kammer füllen zu können. Als die Inguschen, Führer unserer Colonne, das genannte Fässchen zu dem Thurme tragen sahen, fragten sie neugierig, was das zu bedeuten habe, und lachten ungläubig, als man ihnen erwiderte, „das kleine Fass sei bestimmt, den Thurm von Grund aus zu zerstören.“ Sie hielten unsere Aussage für baaren Unsinn und schüttelten bedenklich die Köpfe, wurden jedoch später zu ihrem grossen Erstaunen und Schrecken von der Wahrheit unserer Aussage überzeugt. — Während

dessen setzten die Vertheidiger des Thurmes von Zeit zu Zeit ihre Flintenschüsse fort, schimpften die Soldaten auf gut Russisch; hielten über den oberen Rand des offenen Thurmes hölzerne Gefässe mit Busa, eine Art Bier aus Hirse gebraut, empor, sowie auch Tschurek's (Brod), und schrien uns zu, dass sie reichlich mit diesen Lebensmitteln versehen seien. Nichtsdestoweniger vermutheten sie, dass etwas gegen den Thurm im Werke sei, und warfen grosse Steine auf das Dach der Sakli herunter. Sobald die Mine gefüllt war, umgab ich das Fässchen Pulver mit Steinen und Mist, liess eine kleine hölzerne Dachrinne, welche ich durch Zufall in der Sakli fand, mit Pulver füllen, um solche als Zündleiter in das Pulverfässchen zu stecken, legte dann grosse Steine mit Mist festgestampft vor die Oeffnung der Mine, schnitt ein Stück Zündlicht ab, um nach meiner Uhr die Zeit des Verbrennens zu berechnen, liess dann die Jäger sich langsam von der nächsten Umgebung des Thurms entfernen, schickte auch meine Sapeure weg und blieb ganz allein bei der Mine, an deren Zündleiter ich ein ähnliches Zündlicht steckte und solches mit einem Schwamm (Zunder) ansteckte; jetzt entfernte ich mich eilig, von etlichen Flintenschüssen vom Thurm aus begleitet, und rapportirte

dem Fürsten, dass die Mine in anderthalb Minuten springen müsste.

Unterdessen hatten sich die Truppen, ohne Ordre zu erwarten, in Reih und Glied gestellt, und erwarteten mit Ungeduld den Erfolg meiner nächtlichen Arbeit; auch auf den jenseitigen Höhen der Schlucht sah man viele Köpfe zwischen den Felsen und aus den Gebüschten herauslugen, welche etwas Besonderes zu erwarten schienen. Eine gleichsam feierliche Stille herrschte während einer Minute. Niemand sprach ein Wort. Da nach meiner Rechnung die Mine hätte springen müssen, so war ich schon im Begriffe, nach dem Thurm zurückzueilen, um nachzusehen, als mit einem donnerähnlichen Knall der mächtige Thurm in sich zusammenstürzte und Steine hoch nach allen Seiten hin flogen; eine dichte Staubwolke erhob sich zugleich mit dem Pulverdampf und hundertfältiges Echo des Knalls hallte in der Umgegend an allen Bergen und Felsen wider. Die Soldaten erhoben ein lautes Hurrah, und stürzten auf die rauchenden Trümmer des eingestürzten Thurmes zu, fingen an, die Steine, schwarz von Pulver, aufzuräumen, fanden erst eine zerbrochene Büchse, sodann einen breiten, zweischneidigen Dolch, dann Kleiderfetzen; auf einmal schrien sie: „wir haben

einen gefunden, vielleicht lebt er noch“, räumten die Steine weiter auf und zogen wirklich unter dem Schutte einen riesigen Kisten hervor, ganz geschwärzt von Staub und Pulver, mit geschorenem blutigen Kopf und Händen. Er war Anfangs ohne Besinnung, nur stöhnte er kläglich; man trug ihn in's Lager, wusch die Wunden und Quetschungen mit Wasser ab, gab ihm zu trinken und so kam er nach und nach zu sich. Dann erzählte er, dass er aus dem zweiten Stock hinauf in den dritten gestiegen war, um nachzusehen, aus welcher Ursache die Jäger und der Offizier sich vom Thurm entfernt hätten; in diesem Augenblicke stürzte das Gebäude zusammen und er wurde unter den Ruinen begraben, aus welchen wir ihn befreiten; seine Kameraden im untern Stocke waren alle zerschmettert. — Nachher ergab es sich, dass dieser Kiste (Kistiner) ein gefürchteter Räuber und Haupt der Rädelsführer war; er hiess Markus Bekajew, sprach ziemlich gut Russisch, ging den andern Tag zu Fusse mit uns, natürlich in Fesseln, und wurde später mit anderen Rädelsführern nach Sibirien geschickt.

Die Kunde von dem Sprengen dieses Thurmes verbreitete sich schnell in den Gebirgen und machte eine grosse Wirkung auf deren Bewohner, die einsahen, dass ihre

Thürme sie ferner nicht schützen würden, und daher bald aufhörten, in ihnen Zuflucht zu suchen. — In allen Dörfern auf dem Rückmarsch ausser den zerstörten Obin, Suwan und Baïna, fanden wir die Einwohner mit dem Vieh, meistens aus Schafen und Ziegen bestehend. Die Truppen beobachteten eine strenge Disciplin und Niemand wurde beleidigt oder beraubt. Ich besuchte mehrere Sakli und fand die Frauen mit Brodbacken in heisser Asche oder mit anderen häuslichen Arbeiten beschäftigt. Diese Bergbewohner leben ärmlich, selbst elend, Viehzucht und etwas Hirsebau ist ihre einzige Beschäftigung. Die Männer sind zu träge zur Arbeit und überlassen solche den Weibern; ich sah die letzteren oft gebückt unter einer schweren Last Holz oder Gras die steilen Berge hinaufklettern oder herabsteigen, während die Männer zu Hause ruhig ihre kurzen Pfeifen rauchten, schwatzten und Busa tranken.

Der Rückmarsch aus den Bergen war des anhaltenden Regens wegen sehr beschwerlich; die schmalen Fusssteige längs den Bergabhängen waren schlüpfrig; die Bergströme und Giessbäche traten aus, und man hatte Mühe, die Pferde und Berggeschütze durchzubringen. Bei unserer Ankunft am Ufer des Terek, den 20. Juli, war es kaum möglich, die Bockbrücke zu

passiren, denn der Fluss war angeschwollen und tobte fürchterlich; die Brücke hielt mit genauer Noth und wurde später abgetragen. — Wir bezogen ein Lager am linken Ufer an der grossen Militair-Strasse von Georgien, und ich erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen wir hier einen vortrefflichen ^{Schachlyk} Achachlyk (Hammelfleischstückchen am Spiesse gebraten) assen, und feurigen ^{Kachetinisches} Katichinischen Wein dazu tranken, welchen der Fürst eben empfangen hatte, und den wir seit 14 Tagen vermissten. Wir schliefen im Bivouac und standen vom Regen ganz durchnässt auf, und da es keinen Anschein hatte, dass sich das Wetter bald ändere, so war es unmöglich, unter diesen Umständen in die Tagaurzischen Berge und Schluchten einzudringen, und der Fürst gab Befehl, nach Wladikawkas zurückzukehren, um dort die schöne Witterung abzuwarten und alsdann den zweiten Theil unserer Expedition auszuführen.

Bei unserer Ankunft in der Festung wurden wir mit offenen Armen von der lebenswürdigen Frau des Commandanten aufgenommen, und hier ruhten wir etliche Tage von unseren Beschwerden aus; auch die braven Truppen erholten sich in den geräumigen Kasernen oder unter Zelten. Unterdessen hielten die Ta-

gaurzen unseren Rückzug für Furcht und wurden dadurch kecker und unternehmender in ihrem Vorhaben. Zu ihnen gesellten sich die Stämme der Kurtati und Alagier, welche die Nachbarthäler bewohnten; der Tagaurzische Häuptling Beslan Schenaïef war der Chef der Empörer. Wir bekamen durch unsere Spione die Nachricht, dass die Tagaurzen die Absicht hätten, die Brücken über den Terek längs der grossen Strasse nach Georgien zu zerstören, um den Marsch der 20. Infanterie-Division, welche aus Georgien an die Kaukasische Linie zurückkehrte, zu hindern. Auch wollten sie den Posten Lars, 25 Werst von Wladikawkas, angreifen, um die Lebensmittel, welche dort für unsere Truppen angehäuft waren, zu vernichten. Der Fürst sandte daher den 23. Juli einen Theil derselben nach Lars, um diesen Militair-Posten zu verstärken und dem Vorhaben der Tagaurzen zuvorzukommen. Diese Maassregeln hatten den besten Erfolg; doch da die Feinde nun nicht den Posten Lars anzugreifen wagten, hatten sie die Kühnheit, die 2. Brigade der 20. Division auf ihrem Marsche anzufallen, als diese längs ihren Bergen im Thale des Terek hinzog, wobei ein Soldat getödtet und mehrere verwundet wurden. Es versteht sich von selbst, dass die Aufrührer mit Verlust in ihre Berge zurückgetrieben wurden.

Dieses freche Betragen der Tagaurzen und ihrer Verbündeten bewog den Fürsten, am 26. Juli mit dem Reste der Truppen aus Wladikawkas auszurücken und die Aufrührer zu züchtigen. Nicht weit von der Festung hatte die eben angekommene 2. Brigade der 20. Division ihr Lager aufgeschlagen, und General Bergmann, ihr Chef, lud uns auf ein Glas Champagner in sein Zelt ein. Der General wunderte sich, dass wir mit so geringer Truppenzahl in die Ossetischen Berge dringen wollten, und fügte lachend hinzu: „Was mich und meine Brigade betrifft, so bin ich froh, so wohlfeil durchgekommen zu sein und mich von diesen Räubern losgemacht zu haben.“

Den nämlichen Abend war das ganze Detachement bei Lars versammelt, von wo die besten Fusspfade ins Tagaurzische Gebirge führten. Den eben angekommenen Truppen wurde eine Rast von sechs Stunden vergönnt; diejenigen aber, welche seit dem 23. hier lagerten, erhielten den Befehl, in der Nacht vom 26. auf den 27. die steilen Höhen zu erklimmen; es waren 4 Compagnien Jäger und Linien Soldaten und 50 Linienkosaken mit 2 Berggeschützen. Ich hatte den Auftrag, diese Colonne zu führen; der Fürst mit dem Rest der Truppen wollte mir eine Stunde später nachfolgen.

Um 1 Uhr nach Mitternacht fingen wir an, die Höhen zu erklimmen. Anfangs war ich mit den Führern zu Pferde, doch bald war ich genöthigt, abzustiegen und mein Pferd zu führen, die Kosaken thaten dasselbe; Jäger und Soldaten kletterten still die Anhöhen hinauf, die auseinander genommenen Geschütze auf den Schultern tragend; die Artilleristen führten die Zug- und Packpferde mit den Ladungen. Wir mussten oft anhalten, um Athem zu schöpfen, denn der Berg war steil und hoch; mit Tagesanbruch war das erste Plateau erreicht. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns in Reih und Glied sammelten und die Geschütze wieder zusammensetzten und anspannten; die Höhen waren mit starkem Reif bedeckt, welchen die ersten Strahlen der prächtig hinter den Bergen aufgehenden Sonne beleuchteten und dann schmolzen.

Kaum hatten wir eine Tirailleur-Kette gebildet und vorausgeschickt und das Bataillon sich in Marsch gesetzt, als die Feinde, welche, durch ein weites Thal von uns getrennt, auf der gegenüberliegenden Höhe lagerten, erstaunt über die plötzliche Erscheinung der Truppen in ihrer Nähe, mit fürchterlichem Geschrei und Schimpfen die Abhänge herunterliefen, um uns entgegen zu gehen, und ein Tirailleur-Feuer fing an sich zu ent-

wickeln. Da jedoch unsere Kette zu schwach war und fürchten musste umgangen zu werden, so zog sie sich allmählig, immer feuernd, zurück. Durch ihren errungenen Vortheil angefeuert, drängten sie die Tirailleure bis nahe an die Geschütze zurück, welche von der Reserve verdeckt waren. Durch ein Hornsignal, welches ich geben liess, theilte sich die Reserve und die Kette von einander, so dass die 2 Geschütze feuern konnten, und zwei Kartätschen-Ladungen, in den dichten Haufen der Tagaurzen abgesendet, hatten die Wirkung, dass dieselben erschreckt auseinander stoben, und fliehend ihre Todten und Verwundeten, nach Art der Bergbewohner, mit sich fortschleppten. Während dieses Tirailleur-Gefechtes war der Rest der Truppen mit dem Fürsten, sowie auch die übrigen Geschütze, vom Hauptmann Jskrizky geführt, auf der Höhe des Plateaus angekommen; der Fürst lobte meine Standhaftigkeit und Kaltblütigkeit und liess nun die ganze Colonne im Sturmschritt vorrücken. Dieselbe stieg ins Thal hinab und eilte die gegenüberliegenden Höhen hinan; stürmte die Verhaue, hinter welchen wir nur noch die leeren Feldhütten, aus Baumzweigen geflochten, vorfanden. Die ganze Schaar von etwa 2000 Mann hatte das Hasenpanier ergriffen und war in die Berge und Felsen

geflohen, die Jäger und Kosaken verfolgten sie, soweit es das bergige Terrain erlaubte, und das Detachement lagerte sich bei dem Dorfe Nieder-Saniba; es war leer, alle Einwohner waren geflohen. Wir hatten 2 Tode und 9 Verwundete, unter welchen 2 Offiziere. Die Leichen der beiden Soldaten waren während des Vordringens des Feindes von demselben nackt ausgezogen und grässlich verstümmelt worden.

Den 28. Juli wurde auf Kosaken- und Packpferden aus Lars den Truppen der nöthige Proviant zugeführt; unterdessen schickte der Fürst etliche Dolmetscher in die nächsten Berge, um den Einwohnern von Saniba und den umliegenden Dörfern sagen zu lassen, dass, wenn sie nicht den nächsten Morgen in ihre respectiven Wohnungen zurückkehrten, dieselben, sowie auch ihre Felder zerstört würden. Diese Drohung wirkte; die Einwohner kamen zurück und baten auf den Knieen um Gnade. Es wurde denselben befohlen, sogleich die Brücken über etliche Bergströme herzustellen, die von ihnen vorher zerstört worden waren, um unseren weiteren Marsch aufzuhalten. Abends schwuren alle Aeltesten der umliegenden Dörfer den Eid der Treue vor der Fahne des Ssewastopolischen Regiments, nur die Einwohner des Dorfes Henal kamen nicht; desswegen

wurde ihr Dorf zerstört und ihre Felder verwüstet. Den nämlichen Abend erschien auch Beslan Schenaïef, der Haupträdelsführer der Tagaurzen, und bat um Gnade. Der Fürst befahl ihm, sogleich Maassregeln zu treffen, damit die Einwohner der Dörfer Kani und Temenikafu in ihre Wohnungen zurückkehrten, und seine (des Fürsten) Ankunft morgen frühe bei dem Dorfe Kani zu erwarten, wo sich sein Schicksal entscheiden würde. — Den 29. gingen die Truppen über die von den Einwohnern hergestellten Brücken der Bergströme Tarwi-don und Henal-don, und kamen um 8 Uhr Morgens vor das Dorf Kani, wo der Fürst die Familie Schenaïef, d. h. den Vater mit seinen sieben Söhnen, festnehmen liess; alle hochgewachsene, stämmige Männer, die wahrscheinlich schon manchem russischen Soldaten das Lebenslicht ausgeblasen hatten. Nachdem die Truppen ausgeruht und die Einwohner des Thales Henal-don den Eid der Treue geschworen hatten, zog die Colonne weiter und lagerte Abends am Flusse Ghisel-don, beim grossen Dorfe Dargawi, dem Hauptdorfe der Tagaurzen, wo wir wenige Einwohner fanden, die jedoch, aus Furcht, ihre Häuser (Sakli) zerstört zu sehen, Nachts noch in dieselben zurückkehrten. Nur die Wohnung der Familie Schenaïef's wurde verbrannt

und zerstört, und der dabei befindliche Zufluchtsthurm von mir auf Befehl des Fürsten in die Luft gesprengt.

Da die Stämme Kurtati und Tschemeti an dem Aufruhr Theil genommen hatten, so befahl der Fürst, diese auch zu züchtigen; — also zog ich mit 6 Compagnien des Regiments Ssewastopol, 2 Berggeschützen und 100 Linien-Kosaken aus dem Lager von Dargawi, ging durch das Dorf Kakadie in das Thal des Fiak-don, wo die Kurtati ihre Dörfer hatten. Barsikai, Latz und Wallassif wurden zerstört und verbrannt. Die plötzliche Erscheinung russischer Truppen in den Thälern und Schluchten des Fiak-don verursachte Schrecken, und die Aeltesten der Dörfer kamen bald zu uns, brachten Geiseln und baten um Gnade; nur die Einwohner von Ober- und Nieder-Kaban weigerten sich, den Eid der Treue zu schwören. Der Weg zu ihnen führte durch eine enge Schlucht, an manchen Orten nur 20 bis 24 Fuss breit, durch welche sich der schäumende Ghisel-don eine Bahn bricht, und von Felsen auf Felsen herunterstürzt, so dass man auf eine Länge von 3 Werst durch diese Schlucht selbst mit einem Packpferde nicht durchkommen kann. Jedoch einem leichten Detachement, von mir geführt, gelang es, durch die Schlucht zu dringen, und die Einwohner

sahen mit Erstaunen und Schrecken, dass unseren Soldaten kein Hinderniss zu gross war, ergaben sich und leisteten den Eid der Treue. Die Familie Karsanof allein, in dem Aul (oder Dorfe) Ober-Lamardon, wollte sich nicht ergeben; also befahl der Fürst, das Dorf zu nehmen, welches zerstört und der Thurm in die Luft gesprengt wurde. Die Aufrührer wurden bis in ihre unzugänglichen Felsen und Schluchten verfolgt, wobei fünf von den Unsrigen mehr oder weniger verwundet wurden.

Den 3. August erschienen die Aeltesten aller Tagaurzischen und Kurtatinischen Dörfer im Lager bei Dargawi und schwuren den Eid der Treue; es wurde ihnen dann eine Proklamation in ihrer Sprache vorgelesen, die ihnen Verzeihung ertheilte, und ein Aufseher (Pristaf) wurde über sie von Seiten der Regierung gesetzt. — Den 5. August traten die Truppen den Rückmarsch über die Dörfer Kani, Saniba und Ober-Tschemi an; dieses letzte lag auf einem hohen Felsen und beherrschte von da eine grosse Strecke der Militair-Strasse von Georgien. Die Einwohner waren als Räuber und Hehler bekannt, die oft einzelne Reisende überfielen, sie ausplünderten und in die Berge schleppten oder auch tödteten, besonders Soldaten; sie hatten sich

immer feindselig gegen unsere Regierung bezeigt. Der Fürst Abchasof beschloss daher, das Dorf zu zerstören und die Einwohner auf die Ebene, in die Umgegend von Wladikawkas zu versetzen. Es war der 6. August, das Fest des Ssewastopolischen Regiments (die Verklärung Christi), welches es in Wladikawkas heute feiern wollte. Wie gewöhnlich befand ich mich an der Spitze der Colonne bei der Vorhut, wo sich auch die Sapeure mit den Schanzinstrumenten befanden, um im Nothfall den Weg für die Artillerie fahrbar zu machen; wir waren schon einen Theil der steilen Anhöhe hinabgestiegen, um auf die grosse Strasse von Georgien zu gelangen, als eine Ordonnanz mich mit den Sapeuren und den Schanzinstrumenten nach dem Dorfe Ober-Tchemi zurück rief. Hier fand ich den Fürsten, welcher mir befahl, die 3 Zufluchtsthürme des Dorfes in die Luft zu sprengen, und dann das Dorf anzustecken; zu welchem Behufe er mir 2 Compagnien Jäger und 100 Kosaken zurück liess und dann mit dem Rest der Truppen seinen Marsch fortsetzte, die Aeltesten des Dorfes mit sich führend. Ich sah die Einwohner weinend ihre Habseligkeiten aus ihren Sakli's tragen, um solche auf Esel und Packpferde zu laden und der Haupt-Colonne zu folgen. Vor der Sakli des Chefs des

Dorfes fand ich dessen Frau, eine schöne Ossetin von etlichen 20 Jahren, hoch und schlank gewachsen, die laut schluchzte und mein tiefes Mitleid erregte. Ich musste jedoch den Befehlen meines Chefs gehorchen; die drei Thürme wurden unterminirt, welche Arbeit an drei Stunden dauerte; ich selbst zündete die Minen an und einer nach dem anderen flog mit furchtbarem Knall in die Luft, während hundertfaches Echo in den Bergen widerhallte. Dies war das Zeichen, die Häuser im Dorfe anzuzünden, und in zehn Minuten war das ganze Dorf in Rauch und Flammen gehüllt. Sodann verliess ich diesen traurigen Schauplatz und zog mit meinen Jägern und Kosaken der Haupt-Colonne nach, welche ich erst bei Wladikawkas erreichte. Nach kurzem Halt zogen wir mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen in die Festung ein.

24. Es war schon 9 Uhr Abends als wir unsere Wohnung erreichten. Jskrizky und ich, wir waren beide müde vom heutigen Marsche, besonders ich, und wollten uns eben zur Ruhe begeben, als eine Ordonnanz vom Kommandanten erschien und uns einlud, sogleich zum Ball und Nachtessen beim General Skworzof zu erscheinen; wir mussten also *nolens volens* noch einmal Toilette machen. Die Veranlassung zu diesem Feste

war die heutige Ankunft des Stabes der 20. Infanterie-Division aus Tiflis, welche der Kommandant feiern wollte, so wie auch die glückliche Rückkehr von unserer vierwöchentlichen Expedition gegen die Kisten und Tagaurzen. Auf dem Balle machte ich die Bekanntschaft des Chefs der 20. Division, Generallieutenants Pankratjef, eines sehr gebildeten Mannes, welcher den Persischen und Türkischen Krieg mit Auszeichnung mitgemacht und vor kaum vier Monaten Erzerum mit seiner Division verlassen hatte. Unter den Personen seines Stabes fand ich auch einen alten Bekannten aus St. Petersburg, den Hauptmann Gregor Wilde vom Kaukasischen Sapeur-Bataillon, dessen leiblicher Bruder Constantin, der Feldjäger, mich und meine Gefährten im Anfang 1830 von der Türkei nach Petersburg begleitet hatte. — Auf diesem Balle hörten wir auch zum erstenmale von den furchtbaren Verheerungen, welche die Cholera in Tiflis angerichtet hatte. Diese Epidemie, welche sich 1830 zum erstenmale, von Indien ausgehend, in Europa zeigte, hatte eben erst an 4000 Einwohner, beinahe den sechsten Theil der Bevölkerung von Tiflis weggerafft. Eine grosse Karawane von Flüchtlingen beiderlei Geschlechts und jedes Standes hatte sich an den Stab der 20. Division ange-

schlossen, und war mit demselben von Tiflis über die Kaukasischen Berge abgereist.

Nach ein paar Rasttagen wurden die Truppen entlassen, welche theils in ihre Cantonirungs-Quartiere zurückkehrten, theils, wie z. B. das Regiment Ssewastopol, nach der Kubanschen Linie zog. Fürst Abchasof und wir kehrten nach den Bädern von Pjätigorsk zurück, unter der Begleitung von 100 Linien-Kosaken, welche uns vor dem Beginn der Expedition von den Bädern aus begleitet hatten. Die Karawane der oben genannten Reisenden benutzte diese Gelegenheit, um sich uns anzuschliessen, desgleichen auch General Skworzof mit seiner Familie, welche die Bäder besuchen wollte, so dass wir den 10. August mit einem grossen Gefolge von Equipagen aller Arten durch die reizende Ebene von Kabarda nach den Bädern aufbrachen. Jskrizky und ich waren zu Pferde und als galante Cavaliere beinahe stets an den Wagenthüren der Damen Skworzof. Der General selbst war auch oft zu Pferde, und hatte unterwegs manchmal die Freude, seinen Ochsentransporten zu begegnen, welche den Proviant zu den Festungen und den Stanitzen zwischen Jekaterinograd und Darjal, auf der grossen Strasse von Georgien führten. General Skworzof, als

Commandant von Wladikawkas, hatte nämlich damals 300 Paar Ochsen zu diesem einzigen Zwecke unter seiner Aufsicht. Im Sommer fanden diese nützlichen Thiere eine reichliche Nahrung auf der Steppe und den fetten Wiesen der grossen Kabarda, und die Soldaten der respectiven Garnisonen längs der grossen Strasse mähten umsonst das Heu für den Winter. Die Tagaurzen hatten etliche Monate vorher einige dieser Ochsen erschossen. Dieses Verbrechen konnte ihnen der General nicht verzeihen und äusserte sich darüber folgendermaassen: „Dass diese Räuber auf unsere Soldaten schiessen, finde ich natürlich und ganz in der Ordnung, denn sie halten sie für ihre Feinde; aber was haben diesen Spitzbuben meine armen Ochsen gethan?“

Unter den Reisenden aus Tiflis befand sich auch eine Dame Karabschewsky, die Frau eines Feld-Intendanten, eine Frau von ansehnlichem Embonpoint, aber herzensgut und sehr gastfreundlich; sie fuhr in einer bedeckten Droschke und rauchte ganz gemüthlich ihre lange Pfeife. Jskrizky war ein alter Bekannter von ihr aus Tiflis; er stellte mich vor und bei dem ersten Halte lud sie uns zu einem Gabelfrühstück auf der smaragdgrünen Steppe ein und bewirthete uns mit vortrefflichem

Eis-Champagner. Was mich aber besonders interessirte, war eine Georgierin in ihrem National-Costüm, ein junges Mädchen von 16 Jahren, von tadelloser Schönheit und reizendem Wuchs; es war die erste Kaukasische Schönheit, welche ich zu Gesicht bekam, und welche den Ruf ihres Geschlechts völlig bewährte.

Bei unserer Ankunft in Pjätigorsk fanden wir den Feldmarschall Grafen Paskjewitsch aus der Hauptstadt zurückgekehrt; der Fürst Abchasof stellte uns vor und empfahl uns für unsere Dienste dem Wohlwollen des Grafen, welcher uns gütig aufnahm; ich übergab später demselben den Empfehlungsbrief des Grafen von Suchtelen, welcher mir viel in der Meinung des Grafen nützte. Ich wurde vom Fürsten Abchasof zum Wladimir-Orden 4. Klasse mit der Schleife für Tapferkeit vorgeschlagen. Da General Skworzof jetzt seinen Posten verliess, so wurde Fürst Abchasof an dessen Stelle zum Commandanten von Wladikawkas und Chef der umwohnenden Bergstämme ernannt. Jskrizky blieb bei'm Fürsten; ich sollte diesen vortrefflichen Menschen nimmer wieder sehen, denn er starb während der Polnischen Campagne 1831 an der Cholera, in Brest-Litowsky.

Da sich in den Bädern von Pjätigorsk Spuren von

Cholera zeigten, so begab sich das Hauptquartier 40 Werst weiter nach Westen in die Sauerbäder (Kislowodsk), deren schöne Umgegend ich täglich bewunderte, besonders den Anblick des majestätischen Elborus. Alle Morgen begab ich mich an die Wunderquelle Narsan, ein Bassin von 10 Quadrat-Faden Oberfläche, aus dessen Tiefe das kohlen saure Wasser wie Champagner aufsprühte. Dasselbe ist leicht, beschwert den Magen nicht, mag man auch 10 Gläser und mehr hinter einander trinken, und das Baden stärkt die Nerven und den ganzen Organismus.

In Kislowodsk machte ich die Bekanntschaft eines unserer Obersten vom Generalstabe, die angenehme Folgen für meine weitere Laufbahn haben sollte. Oberst Platon Rokasowsky, gleich mir früher ein Zögling und Ingenieur-Offizier der Wege- und Wasserverbindungen, und ebenso wie ich später in den Generalstab versetzt, wurde dann Chef der topographischen Aufnahmen des Gouvernements Grodno, machte später den türkischen Feldzug von 1828/29 mit und war jetzt zur Kaukasischen Armee versetzt. Dieser gebildete und vortreffliche Mensch fasste Neigung zu mir, wir wurden beide näher bekannt und Freunde für's Leben. — Den 30. August, am Alexanderfeste, war zum letzten Mal Parade und

Gottesdienst im Freien. Oberst von Hassford wurde zum General-Major ernannt und verliess den Kaukasus. In den ersten Tagen des September begab sich das Hauptquartier nach Stawropol. Graf Paskjewitsch, von einer Escorte von türkischen Spahis aus Erzerum und Kaukasischen Linien-Kosaken umgeben, fuhr gewöhnlich in seinem Wagen und beschäftigte sich dann mit dem Durchlesen der erhaltenen Depeschen und Rapporte; manchmal war er auch zu Pferde, wo wir dann seine Suite bildeten. In Stawropol blieben wir eine Woche, und hier sah ich einen der Kaukasischen Helden, den General Weliaminof, ein Freund Jermolof's und ein hochgeschätzter General und Administrator. Auch an 20 Gardeoffiziere aller Waffen waren aus Petersburg angekommen, um Theil an der bevorstehenden Expedition zu nehmen.

Von dieser Stadt begab sich das Hauptquartier etappenweise nach Ust-Labinsk, gegenüber der Mündung der Laba in den Kuban. Wir marschirten täglich 20 bis 35 Werst, je nach der Entfernung der Stanitzen von einander, ritten gewöhnlich in Gruppen zu 8 bis 10 Offizieren um 8 Uhr Morgens aus und machten unterwegs einen Halt, um auf dem Rasen oder der Steppe zu frühstücken. In meiner Gruppe befanden

sich die Generalstabs-Offiziere Héné, Blom, Nordens-
stern, der Sapeur-Hauptmann Wilde, der Ingenieur-
Lieutenant Gorbatschewsky, der Garde-Pionier-Haupt-
mann Daragan und der Chef der diplomatischen Kanzlei
Staatsrath von Rodofinikin. Unsere Tagemärsche waren
sehr lustig und wir trieben manche Allotria. So kauf-
ten wir während eines Haltes vier vorbeifahrende Fuhren
mit Wassermelonen zu einem Rubel die Ladung von
100 Stück; liessen sie auf der grossen Strasse auf-
schütten und warteten, bis ein Bataillon Truppen vorbei-
marschirte, welchen wir die 400 Melonen als Labung
bei der herrschenden Wärme schenkten. Das war ein
Jubel unter den Soldaten, welche ihren Hunger und
Durst stillen konnten, und die grosse Strasse bis zum
nächsten Nachtlager mit Melonenschaalen bedeckten.
— Wie viele köstliche Anekdoten wurden während
unserer Tagemärsche erzählt, und welche wunderschöne
Aussicht hatten wir links von uns auf die Kaukasischen
Berge, wenn der Himmel nicht bedeckt war!

Beim Hauptquartier befand sich auch ein Fürst
Oberst Galitzin, ein grosser Melomane und Lebemann,
der ein volles Künstler-Quartett in einer besonderen
Diligence mit sich führte und während der Nachtlager
in dieser oder jener Stanitza uns mit vortrefflichen

Weinen nebst Quartetten von Haydn, Mozart und Beethoven regalirte. Während der Tagemärsche bestand meine Nahrung täglich in einem gebratenen Huhn, welches zum Frühstück beim Halte verzehrt wurde; im Nachtlager angekommen, wurde mir vom Quartiermeister meine Wohnung bei einem Kosaken-Offizier angewiesen, und mein Mittag- oder vielmehr Abendbrod bestand in einer vortrefflichen Wassermelone mit frischem Weizenbrod. Beim Schlafengehen und Morgens früh trank ich Thee mit etwas Rum. Diese einfache Nahrung und tägliche starke Bewegung zu Pferde erhielt meine Gesundheit.

Den 25. September kamen wir in der Stanitza Ust-Labinsk an, wo wir uns dem Divisions-Chef General-Lieutenant Pankratjef vorstellten. Furchtbare und anhaltende Regengüsse hielten uns hier zwölf traurige Tage auf. Ich logirte bei einem Kosaken-Unteroffizier (Urjädnik), der auch zugleich Aufseher bei dem Prahm über den Kuban war, über welchen Fluss täglich Truppen setzten. Er war ein Altgläubiger wie alle Kubanische Kosaken, und nahm mich in Affection, weil ich nicht rauchte; denn Tabackrauchen gilt für eine grosse Sünde bei dieser Secte. — Den 8. October kam der Artillerie-Hauptmann Nowitzky mit zwei tscherkessischen Edlen

(Usden's) hier an. Derselbe hatte, als Tscherkesse verkleidet, mit geschorenem Kopfe und den Stummen spielend, mit diesen seinen Führern die Reise von Anapa aus durch das Land der Schapsugen und Abadzechen mit Lebensgefahr glücklich vollbracht und legte Bericht ab, seine Führer dem Feldmarschall vorstellend, welcher dieselben reichlich belohnte. Diese beiden Tscherkessen hatten sich mit den Anderen ihres Stammes überworfen und verfeindet, waren auf unsere Seite übergetreten, gaben vortreffliche Nachrichten über die Thäler, Flüsse und Wege ihres Landes und waren auch nachher gute Führer.

Den 9. Oktober verliess ich das Hauptquartier Ust-Labinsk und kam den 10. in dem Hauptort der Kosaken des schwarzen Meeres: Tschernomorski Kasakif Jekatarinodar an, eine grosse Stanitza, wo der Koth in diesen Jahreszeiten auf den ungepflasterten Strassen fusstief war, so dass es unmöglich war, zu Fuss über eine Strasse zu gehen. Hier logirte ich bei einem Kosaken-Hauptmann (Jessaul) in einem schönen und sehr reinlichen Zimmer; besuchte später den Bazar und sah dem Treiben daselbst mit vielem Interesse zu. Den 11. bekamen wir Befehl, uns zum Uebergang über den Kuban vorzubereiten; am 12., einem Sonntag, wohn-

ten wir mit dem Grafen Paskjewitsch dem Gottesdienste in der Cathedrale bei, ein sehr grosses Gebäude mit hohem Schiffe und Thürmen, ganz aus über einander gelegten Tannenbalken gebaut und schon etwas baufällig; ritten dann 15 Werst bis zum Kuban, überschritten denselben auf einer Holzbrücke und bivouakirten auf jener Seite. — Nachts überfiel uns ein tüchtiger Regen, so dass wir erst den 13. Nachmittags weiter ritten. Ich war der Führer, wir hielten unterwegs bei dem neu aufgebauten Fort Afips an, welches der Graf besichtigen wollte, und ritten dann bei furchtbarem Platzregen weiter bis zum Flösschen Pschips, wo wir abermals bivouakirten. Den 14. heiterte sich das Wetter etwas auf und wir machten mit dem Grafen eine Recognoscirung, und bestimmten das Lager für die Truppen des General Emanuel. Abends bei prächtigem Mondschein war Musik im Lager. Den 15. wurde abermals eine Recognoscirung unternommen, dabei fouragirt, ein Tscherkessen-Dorf verbrannt und 150 Stück Vieh in's Lager getrieben. Den 17. kamen die Truppen des General Emanuel an, den 18. wurde ich demselben zukommandirt, Oberst Rokassowsky zu dessen Quartiermeister und Stabschef ernannt, und nun fing die eigentliche Expedition erst an, wenn freilich ihre Resultate auch nicht bedeutend waren.

25. An Truppen waren etwa 8000 Mann versammelt worden, meist nur Infanterie, da die Reiterei in den Gebirgen und dichten Wäldern von keinem bedeutenden Nutzen sein konnte. Der Plan des Grafen war: mit dem Haupt-Corps in der Ebene zu bleiben, und parallel der Bergkette nach Westen sich zu bewegen, während zwei bedeutende, aber leicht bewegliche Colonnen unter den Generalen Emanuel und Pankratjef in das Gebirge dringen, von einem Flussthal über den bewaldeten Berg Rücken in's nächste andere hinabsteigen, alle Auls verheeren und die Heuschober verbrennen sollten, um auf diese Weise den Tscherkessen Schrecken einzujagen und sie zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Nachdem alles Gepäck und die Wagenburg in der Ebene bei dem Haupt-Detachement zurückgelassen worden war, brach den 19. October, Sonntags um 2½ Uhr nach Mitternacht unsere Colonne in der grössten Stille auf; keine Trommel wurde gerührt, kein Hornsignal ertönte; leise marschirten die Truppen durch's hohe Gras, die Vorhut voraus und zu beiden Seiten die Tirailleur-Ketten. Noch stand der Mond am Himmel und beleuchtete mit magischem Lichte die Berge und die ganze Umgegend; wir waren 6 bis 7 Werst marschirt, da entdeckten unsere Tirailleurs den Feind,

nämlich etliche Tscherkessen, welche in einem Seitenhohlweg verborgen waren und wahrscheinlich auf der Lauer standen. Mit einem gellenden Schrei, der weit in den Bergen widerhallte und als Signal diente, entflohen sie in's Gebüsch, und bald hörten wir einige Schüsse rechts und links von der Avantgarde aus fallen. Unterdessen wurde es Tag und wir rückten in ein weites herrliches Thal; die Truppen nahmen einen Aul nach dem andern weg; alle waren jedoch von den Einwohnern verlassen und nur Hühner, Gänse und Truthühner fanden sich in Menge, welche zahlreich in die Tornister der Soldaten wanderten.

Die Tscherkessendörfer oder Auls bestanden aus Gruppen von einfach aus Strauchwerk und Weidengeflecht gebauten einstöckigen Wohnungen; die Wände waren von innen mit Lehm verstrichen und die Dächer mit Baumästen, Brettern oder Stroh gedeckt. Die Hütten waren von Obstgärten, theilweis auch von Hirsefeldern umringt; ihr Verlust war kein grosser, denn dergleichen konnte in zwei Wochen wieder hergestellt werden. Viel empfindlicher war der Verlust der zahlreichen Heuschober, weil dadurch Schafe und Kühe des Winterfutters beraubt wurden. Im Laufe des ganzen Tages rückte die Colonne weiter in's Thal

hinauf, alle Auls und Heuschober anzündend, während von den Abhängen zu beiden Seiten des Thales zahlreiche Flintenschüsse fielen, welche uns aber heute keinen grossen Schaden thaten. Gegen 5 Uhr Abends befahl mir General Emanuel, das Lager auf einem kleinen Plateau abzustecken, die Truppen zogen ein und brachten eine türkische Kanone mit, welche sie in einem der Dörfer, freilich ohne Lafette, gefunden hatten. Nachdem ich die Truppen placirt und das Zeichen zum Abkochen gegeben hatte, suchte ich einen Schlafplatz für mich aus und stiess dabei auf den Obersten Rokassowsky, der auf einer Burka lag und auf sein Abendessen wartete. Er lud mich ein, Platz neben ihm zu nehmen, mein Kosak brachte mir ein an einem Ladestock gebratenes Huhn, der Oberst hatte einen gleichen Braten und noch dazu einen Schlauch Kachetinischen Wein, und so nahmen wir zusammen ein frugales Mahl ein, welches uns trefflich schmeckte. Wir hatten als Obdach den freien Himmel, welcher uns während 14 Tagen als Zelt dienen sollte. Der Anblick der Umgegend war grossartig, aber Grausen erregend. Rings um uns brannten 45 Auls mit deren zahlreichen Heuschobern und erhellten den Horizont. Wir hörten Stimmen aus den nahen Thälern zu uns

nämlich etliche Tscherkessen, welche in einem Seitenhohlweg verborgen waren und wahrscheinlich auf der Lauer standen. Mit einem gellenden Schrei, der weit in den Bergen widerhallte und als Signal diente, entflohen sie in's Gebüsch, und bald hörten wir einige Schüsse rechts und links von der Avantgarde aus fallen. Unterdessen wurde es Tag und wir rückten in ein weites herrliches Thal; die Truppen nahmen einen Aul nach dem andern weg; alle waren jedoch von den Einwohnern verlassen und nur Hühner, Gänse und Truthühner fanden sich in Menge, welche zahlreich in die Tornister der Soldaten wanderten.

Die Tscherkessendörfer oder Auls bestanden aus Gruppen von einfach aus Strauchwerk und Weidengeflecht gebauten einstöckigen Wohnungen; die Wände waren von innen mit Lehm verstrichen und die Dächer mit Baumästen, Brettern oder Stroh gedeckt. Die Hütten waren von Obstgärten, theilweis auch von Hirsefeldern umringt; ihr Verlust war kein grosser, denn dergleichen konnte in zwei Wochen wieder hergestellt werden. Viel empfindlicher war der Verlust der zahlreichen Heuschober, weil dadurch Schafe und Kühe des Winterfutters beraubt wurden. Im Laufe des ganzen Tages rückte die Colonne weiter in's Thal

hinauf, alle Auls und Heuschober anzündend, während von den Abhängen zu beiden Seiten des Thales zahlreiche Flintenschüsse fielen, welche uns aber heute keinen grossen Schaden thaten. Gegen 5 Uhr Abends befahl mir General Emanuel, das Lager auf einem kleinen Plateau abzustecken, die Truppen zogen ein und brachten eine türkische Kanone mit, welche sie in einem der Dörfer, freilich ohne Lafette, gefunden hatten. Nachdem ich die Truppen placirt und das Zeichen zum Abkochen gegeben hatte, suchte ich einen Schlafplatz für mich aus und stiess dabei auf den Obersten Rokassowsky, der auf einer Burka lag und auf sein Abendessen wartete. Er lud mich ein, Platz neben ihm zu nehmen, mein Kosak brachte mir ein an einem Ladestock gebratenes Huhn, der Oberst hatte einen gleichen Braten und noch dazu einen Schlauch Kachetinischen Wein, und so nahmen wir zusammen ein frugales Mahl ein, welches uns trefflich schmeckte. Wir hatten als Obdach den freien Himmel, welcher uns während 14 Tagen als Zelt dienen sollte. Der Anblick der Umgegend war grossartig, aber Grausen erregend. Rings um uns brannten 45 Auls mit deren zahlreichen Heuschobern und erhellten den Horizont. Wir hörten Stimmen aus den nahen Thälern zu uns

herüberschreien: „Ubych! Ubych! was machst du mit uns? Du bist an unserm Verderben schuld!“ Ubych war der Name eines der oben genannten Tscherkessen, welche mit dem Hauptmann Nowitzky zum Grafen Paskjewitsch nach Ust-Labinsk gekommen waren, und der jetzt unser Führer war.

Den 20. stiegen wir über einen bewaldeten Berg Rücken in das nachbarliche Flussthal hinab; der Marsch ging durch dichten Wald, wo die Tscherkessen die Tirailleurs unserer Colonne auf beiden Seiten sehr beunruhigten; wir lagerten am Bergstrome Ubin. Den 21. wurden die Auls in diesem Thale zerstört und verbrannt, und indem wir nachher längs des Flusses wieder hinunter rückten, wurde unsere Nachhut hart bedrängt; denn die Tscherkessen stürzten sich mit Wuth auf dieselbe, mit der Schaschka oder dem langen breiten zweischneidigen Dolch in Händen; allein einige Kartätschenschüsse genügten, sie alsbald zu verscheuchen. Ich führte die Avantgarde und ritt eben längs eines Waldsaumes, da fielen auf einmal aus dem Gebüsche drei Schüsse auf mich, während die Tscherkessischen Schützen mit gellendem Schrei verschwanden. Eine der Kugeln streifte meine Burka, die zweite piff mir an den Ohren vorbei, und die dritte ging über den

Kopf meines Rappen, der die Ohren spitzte und heftig schnaupte. Die Tirailleurs stürzten sich sogleich in das Gebüsch, fanden aber Niemand, und so kam ich dieses mal mit heiler Haut davon. — Abends lagerten wir bei dem oben genannten Bergstrom; die Soldaten, mit Hühnern und Gänsen beladen, hielten einen trefflichen Abendschmaus und erzählten sich bei lustig auflodernden Wachtfeuern von dem heute Erlebten. Den 22. schwoll der Ubin durch Regengüsse plötzlich an, wir durchzogen den Wald vom Ill, hatten Todte und Verwundete in unserer Colonne, und lagerten Abends bei Schnee und abscheulichem Wetter; den 23. setzten wir unsern Waldmarsch fort und schlugen zwei Brücken über den Ill. Den 24. setzten wir über den Giessbach Assips und kamen bis zum Flüsschen Chabl, wo wir bei 6 Grad Kälte nächtigten, doch schlief ich auf dem Schnee, in Burka und Mantel gehüllt, ganz vortrefflich. Den 25.: Marsch thalaufwärts, Alles zerstörend, was auf dem Wege vorgefunden, und Abends Rückkehr in unser Lager bei'm Chabl. Den 26.: Marsch durch dichten Wald über einen Bergrücken und um Mittag Ankunft an dem Fluss Antchyr. Beim Fouragiren fielen die Tscherkessen über die fouragirenden Kosaken, welche keine Wachen ausgestellt hatten, her,

tödteten acht Mann und verwundeten noch mehrere; beim Verfolgen der Tscherkessen stürzte ich mit dem Pferde und verstauchte mir etwas den Fuss, doch ohne nachtheilige Folgen. Den 27. gingen wir abermals über einen dicht bewaldeten Bergrücken, wo das Tirailleur-Feuer selten aufhörte, und kamen Abends spät an den Bergstrom Bogundur, wo wir lagerten. Am 28.: Marsch bis zum Fluss Abin und dessen Thal aufwärts, Verbrennen aller Auls und Abends Rückkehr in's Lager. Den 29. wurde eine grosse hölzerne Moschee der Schapsugen, einer Scheune ähnlich, verbrannt.

Von hier aus gingen die beiden Colonnen in die Ebene zurück; wir brachen am Abend desselben Tages um 8 Uhr in der grössten Dunkelheit auf; man konnte die Hand vor Augen nicht sehen. Die Truppen marschirten die ganze Nacht in grösster Stille, überschritten den 30. den Bergstrom Antchyr, und kamen am Mittag zu der in der Ebene zurückgelassenen Wagenburg zurück. Da das Lager in der Ebene von Wald umringt war, so erhielten wir noch manche Tscherkessenkugel. Hier mag erwähnt werden, dass die Kugeln der Tscherkessen, so wie der Kaukasischen Bergbewohner überhaupt, ein stärkeres Pfeifen in der Luft verursachen, als die unsrigen, denn erstere schneiden beim Giessen

in die Kugelformen das Bleiende nicht ab; deren Kugeln verursachen daher nicht allein ein stärkeres Pfeifen, sondern auch gefährlichere Wunden. Während des Tages schlug man vier Brücken über den Fluss und den 31. kamen wir bei dichtem Nebel an den Ill, nachdem wir 20 Werst zurückgelegt hatten. Da jetzt die beiden Colonnen mit dem Detachement des Grafen vereinigt waren, so wurde der Train sehr gross und unsere zahlreichen Verwundeten wurden alle auf Wagen nach Jekaterinodar transportirt. Beinahe ein jeder von den Offizieren des Stabes hatte einen Schasugischen Hahn zum Andenken aus den zerstörten Auls mitgenommen, so dass wir im Lager alle Morgen früh durch zahlreiches Hahnengeschrei erweckt wurden, welches von der Wagenburg ertönte. Den 1. und 2. November gingen wir über den Ill und Ubin nach dem Afips zurück, sahen das neue Fort Feodorowsk, und kehrten den 3. nach Jekaterinodar zurück, wo ich meine frühere Wohnung wieder einnahm.

So hatte dieser Feldzug ungefähr drei Wochen gedauert, während welcher Zeit wir Hunderte von Tscherkessen-Auls verbrannt und dem Feinde viel Schaden zugefügt hatten, ohne ein eigentliches Resultat zu erreichen. Wir hatten den Feind wenig zu Gesicht be-

kommen, aber in allen Büschen, in allen Schluchten und Wäldern lauerte er uns auf, fiel auf unsere Nachhut oder auf die Fourageure und verwundete viele Offiziere und Soldaten.

26. In Jekaterinodar erhielt der Feldmarschall eine unangenehme Nachricht, welche seine Abreise nach Tiflis beschleunigte. Die Lesgier hatten nämlich bei der neu erbauten Festung Sakatali, jenseits des Flusses Alasan in Transkaukasien, ein Bataillon des Eriwan'schen Karabinier-Regiments überfallen, einen Theil desselben niedergehauen und 4 Geschütze weggeführt, deren Beschtzung obigem Bataillon anvertraut worden war. Graf Paskjewitsch eilte sogleich nach Tiflis, um seine Maassregeln zur Bestrafung der Lesgier zu treffen. Mir fiel das Geschäft der Winter-Dislocation für die Truppen zu, wobei ich vielfach Gelegenheit fand, die Sitten und Gebräuche der Kosaken in ihren Ländern am schwarzen Meere und Kuban kennen zu lernen.

Nach Verlauf einer Woche waren meine Kreuz- und Querszüge beendet, ich kehrte nach Jekaterinodar zurück, übergab meinen Dislocations-Entwurf dem General Emanuel und bereits den 12. brach der Stab in Eilmärschen nach Tiflis auf. Wir legten zu Pferde jeden Tag 50, selbst 60 Werst zurück. Oberst Rokassowsky

und ich logirten beständig in den Nachtquartieren zusammen, zu ihm gesellte sich später ein Offizier vom Ismaïlschen Garde-Regiment, Balaschof, ein junger gebildeter und reicher Mensch, welcher einen vortrefflichen Koch bei sich hatte, so dass für einen guten Abendtisch und schmackhaftes Frühstück stets gesorgt war. — So ritten wir über die Stanitzen längs des Kuban hinauf bis Temitbekskaja, und von da östlich über Now-Troïtzkaja nach Stawropol, wo wir den 18. November bei furchtbarem Schneegestöber ankamen. Hier hatten wir etliche Rasttage, ritten dann weiter über Jekaterinograd durch die schöne Ebene der Karbada nach Wladikawkas, wo wir den 30. ankamen, brachten den 1. December in der Familie Skworzof vergnügt zu, und zogen den 2. weiter durch das wilde, erhabene schöne Defilee des Terek über Lars, Darjal und Kasbeck nach Kobi. Da ich während der Sommer-Expedition mit dem Fürsten Abchasof nur bis Lars gekommen war, so hatte ich jetzt Musse, das wilde Defilee, welches der Terek brausend durchströmt, zu bewundern. Die grosse Militair-Strasse, welche durch dieses Thal nach Georgien führt, übertrifft vielleicht alle ähnlichen Bergstrassen an wilder Schönheit. Himmelhohe Felsen thürmen sich zu beiden Seiten der

Strasse auf und verengen das Thal, besonders bei Darjal, dem *Pytae caucasiae* der Alten. Der Terek hatte jetzt, im December, viel weniger Wasser als im Sommer, wo das Tosen der schäumenden Wogen die Worte der Wanderer übertönt. Keine Beschreibung kann eine vollkommene Idee von der wild-erhabenen Gegend wiedergeben, welche wir durchritten, und nur unserem unsterblichen Dichter Puschkin ist es annähernd gelungen, dieselbe in blühender, hinreissend schöner Sprache zu schildern.

Bei der Post-Station Kasbek bewunderten wir den titanischen Gipfel gleichen Namens (15553 Fuss), mit ewigem Schnee bedeckt, von dessen steilen Felshöhen von Zeit zu Zeit ungeheure Lawinen herabstürzen, das Terekthal auf weite Strecken verschüttend, und wochenlang die Verbindung mehr oder weniger hindernd. Bei solchen Unfällen schwillt der Terek oberhalb der gestürzten Lawine furchtbar an, überschwemmt die grosse Strasse und bohrt sich einen Durchgang durch die angehäuften Schneemassen, welche gleichsam eine Schnee- und Eisbrücke über denselben bilden, in welche man Stufen einhaut, um die Post wenigstens auf Packpferden weiter zu befördern. Eine solche Eisbrücke bildete sich im Sommer 1832 nach der Lawine, welche

das Terekthal bei Darjal gänzlich verschüttete, und diese Brücke widerstand dem Schmelzen mehrere Wochen.

In Kobi, am Fusse der Hauptkette, angekommen, mussten wir warten bis der grosse Train des Stabes den Pass des Kaukasus passirt hatte. Vor unserer Ankunft wartete hier der junge Fürst Ssuwarof und ein Feldjäger zwei Wochen lang auf die Freimachung der Passage. Diese mühsame und gefährliche Arbeit verrichteten etliche hundert Osseten aus der Nachbarschaft, welche verpflichtet sind, die Passage über den Gutt- und Kreuzberg frei zu halten, und dafür eine Entschädigung in Geld und Mehl bekommen.

Den 4. December machten wir uns auf, um zu Pferde den Uebergang über die Hauptkette des Kaukasus zu vollbringen; es war heiterer Himmel, aber kalt; der Bergpfad und alle Berge waren mit in der Sonne glänzendem Schnee bedeckt. Wir ritten langsam die ziemlich steile Strasse längs der Bergwand hinauf; auf halbem Wege zwischen den Stationen Kobi und Kaïschaur befindet sich eine Ossetische einzelnstehende Wohnung (Sakli), wo der Reisende im Winter, von einem Schneesturm überrascht, eine Zuflucht finden kann. Der Weg geht immer aufwärts bis zum Kreuz-

berge, vorher passirt man den schmalen Weg des Guttberges, an dessen rechter Kante ein furchtbar tiefes Thal, das Teufelsthal genannt, sich hinzieht, und in welches im Februar und März manchmal furchtbare Lawinen stürzen. Wehe dem Reisenden, den eine Lawine am Guttberge überfällt; Menschen, Wagen und Pferde werden in den Abgrund mit fortgerissen und sind verloren. Von dieser Wasserscheide aus hat man schon eine Aussicht auf das Thal der Aragwa, welche nach Süden eilt, um sich mit der Kura zu vereinigen; während die nördlich abfallenden Bäche dem Terek zufließen. Auf der Station Kaïschaur hatten wir einen Vorgeschmack von Georgien; eine Schenke (Duchan) war mit georgischen Bauern angefüllt, deren Frauen und Töchter als Nationalkostüm lange weisse baumwollene Uebertücher (Tschadri) trugen, welche den ganzen Körper, das Gesicht ausgenommen, bedeckten. Grosse Schläuche von ganzen Büffelhäuten, die vier Beinhäute gen Himmel gestreckt, waren mit Kachetinischem Wein gefüllt, der uns vortrefflich schmeckte, und nach einem ermüdenden Ritte durch tiefen Schnee, oder zu Fuss, das Pferd am Zügel führend, schliefen wir vortrefflich in einer georgischen Sakli. Den 5. brachen wir nach Passanaur auf, stiegen den steilen Abhang

von Kaïschaur hinunter zu dem reizenden Thale, welches die Aragwa durchströmt und wurden hier schon von Frühlingslüften empfangen, obgleich es Winterszeit war. In Kweschett bewirthete uns der Oberst Tsche-lajef, Aufseher der Bergbewohner der Umgegend, mit einem trefflichen Mittagessen, dann ritten wir am rechten Ufer der Aragwa durch herrliche Thäler über Passanaur nach Ananur, wo wir in der Wohnung eines Georgischen Priesters die Nacht zubrachten. Den 6. ritten wir durch ein pittoreskes Bergland über die Stadt Duschett nach Mzchet, der alten Hauptstadt der Georgischen Könige, welche in der Cathedrale daselbst begraben sind. Nicht weit von hier vereinigt sich die Aragwa mit der reissenden Kura, dem Cyrus der Alten, und hier ist auch die steinerne Brücke, deren Erbauung man dem Pompejus zuschreibt. — Wir nächtigten in einem Kloster, und Oberst Rokassowsky, welcher unterdessen zum Ober-Quartiermeister des abgesonderten Kaukasischen Armee-Corps ernannt worden war, schlug uns vor, den nächsten Tag, anstatt direct auf der grossen Strasse nach Tiflis zu reiten, die Aragwa bei einer Furth zu überschreiten, und längs des linken Ufers der Kura hinab nach der deutschen Vorstadt von Tiflis zu gehen, wo er zur Feier unserer Ankunft

ein Mittagsmahl bei dem Wirthe Salzmann bestellt hatte, — ein Vorschlag, der freudig von allen Mitgliedern des Generalstabes angenommen wurde. So ritten wir denn den 7. Morgens beim schönsten warmen Wetter durch die krystallklaren Wellen der Aragwa, längs des linken Ufers der Kura, bei Gärten, Weinbergen und Dörfern vorbei und kamen um 1 Uhr Nachmittags bei Salzmann an, wo wir einen vortrefflichen deutschen Tisch mit Kachetinischem Weine vorfanden, und unsern neuen, lebenswürdigen Chef bei Champagner hoch leben liessen. Nach Tische und gegen Abend ritten wir nun in die für mich ganz unbekannte Hauptstadt Georgiens ein, und ich hatte nicht Augen genug, um die vielen neuen Gegenstände, die sonderbare Bauart der Häuser, den Bazar, die mannichfaltigen Trachten und das Treiben auf den engen, krummen Strassen zu bewundern. Oberst Rokassowsky bat mich in der lebenswürdigsten Weise, bei ihm zu wohnen. Da es bei der Ankunft in unsere Wohnung schon beinahe Nacht war, so stiegen wir auf das platte Dach unseres Hauses, welches nahe am Eriwan'schen Platze gelegen war, um uns etwas umzuschauen. Der Vollmond beleuchtete mit sanftem Lichte die Strassen, den Platz und die Höhen, welche Tiflis von allen Seiten um-

gaben. Wir sahen die georgischen Frauen, in weisse Tücher gehüllt, welche den ganzen Körper bedeckten, wie Gespenster durch die Strassen wandeln; Musik und Gesang erklang überall, georgische junge Mädchen in ihrer Nationaltracht tanzten auf den Terrassen der Häuser mit Begleitung des grossen Tambourin's und des Taktschlagens (durch Händeklatschen) der sie umgebenden Gespielinnen. Das Rauschen der Kura ertönte in der Ferne, und hie und da erhob ein melancholischer Esel, deren Tiflis eine grosse Zahl zum Lasttragen besitzt, sein melodisches Geschrei. Wir befanden uns en plein Orient, und ich werde nie den ersten Abend meiner Ankunft in Tiflis vergessen.

Nach den Meldungen beim Feldmarschall Grafen Paskjewitsch und dem General-Gouverneur von Tiflis, General-Adjutanten Strekalof, ordneten wir unsere Dienstgeschäfte und orientirten uns in Stadt und Umgegend. Zunächst besuchten wir die Kirchen und den Bazar, die Festung Metech, auf einem steilen Felsen am linken Ufer der Kura liegend, zu welcher 1826—29 gefangene Perser und Türken einen fahrbaren Weg gebahnt hatten, die Vorstadt Awlabar, das Hospital auf dem Atlugh und die deutsche Kolonie. Bei einem unserer Ausflüge nach Süden, auf der Strasse nach Eri-

wan, begegnete uns eine grosse Karawane aus Persien, bestehend aus langen Zügen von Dromedaren, mit Seidenballen und Teppichen beladen. Da unsere kabardinischen und russischen Pferde noch nie dergleichen Thiere gesehen hatten, so wurden sie scheu und galopirten eilig davon. Unsere ganze Cavalcade war in vollständiger Debandade, und wir hatten viele Mühe die Pferde zu beruhigen, und nach und nach an den Anblick der Kameele zu gewöhnen. — Was die Stadt selbst betrifft, so hatte damals (1830) Tiflis etwa 25000 Einwohner, und zwei Drittel der Häuser bestanden aus Sakli's, mehr oder weniger geräumig, mit flachen Dächern, ohne Oefen und nur mit primitiven Kaminen versehen. Nur der obere Theil der Stadt, vom Eriwan-Platz bis an die Barrière, welche nach der grossen Strasse nach Russland führt, war mit schönen grossen Gebäuden europäischen Styls besetzt. — Zahlreiche Saki (Wasserträger) führten auf Maulthieren ihre zwei mit Kura-Wasser gefüllten Schläuche in alle Wohnungen; gutes Weissbrod, Milch, Eier und Butter brachten die deutschen Colonisten der Umgegend in die Stadt. Holz war sehr theuer, dagegen Wein ausserordentlich wohlfeil; eine ^{Tunga} Jungor (5 Flaschen) gewöhnlichen kachetinischen Weins war zu einem Abbas,

d. h. zu 20 Kopeken Silber zu kaufen. Er wurde in grossen Büffel-Schläuchen, auf hohen zweirädrigen Wagen (Arbas), von zwei mächtigen Büffeln gezogen, zur Stadt und in die Duchan's (Weinbuden) gebracht. — Was das weibliche Geschlecht, Georgierinnen und Armenierinnen, betraf, so lebte solches damals noch sehr zurückgezogen und hatte wenig Umgang mit uns Russen, etliche reiche Familien und Georgische Fürsten ausgenommen, deren Weiber oder wenigstens die Töchter schon eine europäische Erziehung genossen hatten. Später hat sich Alles geändert, die Sakli's verschwanden nach und nach, und wurden durch wohnliche Häuser ersetzt, Brunnen und Fontainen mit frischem Quellwasser erschienen auf den Plätzen und an den Strassenecken; Theater und Oper entstanden, und jetzt (1870) ist Tiflis eine prächtige Stadt mit circa 70000 Einwohnern, grossen eleganten Gebäuden, reichen Magazinen, breiten und geraden Strassen, und mit allem Comfort versehen. Die Stadt selbst liegt in einem Kesseltale, rings von nackten Bergen umringt, und von der reissenden Kura durchströmt, über welche mehrere Brücken führen.

Oberst Rokassowsky richtete sich mit mir häuslich ein und wir begaben uns alle Morgen um 10 Uhr nach

dem Generalstabsgebäude, welches etliche Schritte von uns am Eriwan'schen Platze lag. Hier beschäftigte mich vorzugsweis die Dislocation der Truppen des Kaukasus, demnächst fing ich aber auch an, Materialien zu sammeln, um mich mit der Topographie, Ethnographie und der Statistik der Kaukasischen Länder überhaupt, und der Bergvölker insbesondere, bekannt zu machen. Für gewöhnlich widmete ich die Winterabende meinen immer tiefer eindringenden Studien, und wenn Oberst Rokassowsky Abends 10 Uhr vom Vortrag beim Feldmarschall zurückgekehrt war, so fesselte uns beim Summen des Theekessels gar häufig interessantes und belehrendes Geplauder bis nach Mitternacht. — Am Sylvester-Abend versammelten sich die Offiziere und mehrere ihrer Freunde in der deutschen Colonie bei dem damals berühmten Wirthe Jean Paul, welcher ein vortreffliches Souper servirte. Wir beschlossen das Jahr 1830 unter fröhlichen Gesprächen und heiteren Scherzen bei Champagner und Punsch.

§ 5. Aus dem Kriegsjahre 1831.

27. Unter Arbeit, Studium und Erholung, gewürzt durch den Umgang mit gebildeten und lebenswürdigen Männern, zog der Winter und Frühling schnell vorüber.

Zu Anfang Februar blühten bereits die Mandel- und Pfirsichbäume und manch fröhliches Mahl wurde schon so früh im Jahre im Garten oder unter offener Veranda eingenommen. Am ersten Osterfeiertage begaben sich die Offiziere von der Kirche aus zum Grafen Paskjewitsch, um demselben nach russischer Sitte zu Ostern Glück zu wünschen. Er empfing uns freundlich, theilte uns seine Abberufung mit, und dankte uns allen mit bewegter Stimme für unsere Dienste während seiner Verwaltung des Kaukasischen Ländergebietes von 1826 bis 1831. Er verliess bald darauf Georgien, um später das Obercommando in Polen zu führen, nahm alle seine Adjutanten und viele Militär- und Civil-Beamte mit und übergab die Verwaltung Transkaukasiens dem General-Adjutanten Pankratjef, einem sehr gebildeten und tüchtigen Manne. Derselbe liess meinen Freund, den Hauptmann Demian Jskrizky aus Wladikawkas kommen und gab ihm eine ehrenvolle Stelle beim Generalstab, so dass wir alte Waffenbrüder wieder vereinigt wurden.

Anfangs Mai wurde Oberst Rokassowsky zum Commissar ernannt für die Grenzregulirung zwischen den Transkaukasischen Ländern und der Asiatischen Türkei. Unser Abschied war traurig, denn wir hatten uns gut

in einander gelebt. Doch meine Einsamkeit war nicht von langer Dauer, ich wurde kurz darauf den Truppen zukommandirt, welche sich in Kachetien versammelten, um an dem Feldzuge (Expedition) gegen die aufrührerischen Lesgier unter dem Pseudo-Propheten Kasi-Mullah^a in Daghestan Theil zu nehmen.

Ich verliess demgemäss Tiflis den 11. Juni, von meinem treuen Jefim und einem donischen Kosaken begleitet, machte einen Halt in der deutschen Colonie Marienfeld und erreichte gegen Abend das Lager des Eriwanschen Karabinier-Regiments, welches unter seinem Chef, dem Flügel-Adjutanten Oberst Fürst Dadian Theil an der bevorstehenden Expedition nehmen sollte. Ich meldete mich beim Fürsten, einem sehr gebildeten jungen Manne, welcher mich gütig aufnahm und mich bat, täglich an seiner Tafel Platz zu nehmen. Das Lager des Regiments war in einem reizenden Thale aufgeschlagen, und wir durchzogen nun die schönsten Gegenden Kachetiens mit dessen unermesslichen Weingärten, setzten über die Jora, einen Zufluss der Kura, und lagerten jeden Abend in schönen Thälern, bei herrlichem Mondschein. Am Tage war die Hitze sehr gross, das Regiment verliess daher das Lager schon bei Tagesanbruch, marschirte 15 bis 20 Werst, machte

langen Halt unter Zelten und legte in der Abendkühle noch einige Werst zurück. Der Marsch bot manche Abwechslung dar. Eines Tages erhielt der Fürst Dadian mit seinen Offizieren eine Einladung von einem in der Nachbarschaft wohnenden Georgischen Fürsten zu frugalem Abendmahl in seinem Weinberg. Wir wurden vom Eigenthümer am Eingange des Weinberges empfangen und zu einem offenen Platze geführt, wo grosse Teppiche ausgebreitet lagen, auf welchen kupferne Plateau's mit Kaviar, geräucherter Schahmahi (ein schmackhafter Fisch des Caspischen Meeres), am Spiesse gebratene Hammelfleischstückchen (Schachlyk), Schafkäse und mehrere aromatische Kräuter, welche die Georgier sehr lieben und roh essen, aufgestellt waren. Nachdem wir uns auf den Teppichen niedergelassen und dem schmackhaften Imbiss tüchtig zugesprochen hatten, wurde die Erde in unserer Mitte etwas aufgegraben. Wir bemerkten eine Lage eichener Bohlen, von welchen zwei aufgehoben und auf die Seite geräumt wurden, und ein aromatischer Weingeruch stieg aus der Tiefe, angenehm unsere Geruchsnerven kitzelnd. Es war ein in die Erde gegrabenes grosses bauchiges Gefäss, aus gebranntem Thone, von 4 bis 5 Fuss Tiefe, ohne Deckel und mit weiter Oeffnung, welches uns sei-

in einander gelebt. Doch meine Einsamkeit war nicht von langer Dauer, ich wurde kurz darauf den Truppen zukommandirt, welche sich in Kachetien versammelten, um an dem Feldzuge (Expedition) gegen die aufrührerischen Lesgier unter dem Pseudo-Propheten Kasi-Mulluh^a in Daghestan Theil zu nehmen.

Ich verliess demgemäss Tiflis den 11. Juni, von meinem treuen Jefim und einem donischen Kosaken begleitet, machte einen Halt in der deutschen Colonie Marienfeld und erreichte gegen Abend das Lager des Eriwanschen Karabinier-Regiments, welches unter seinem Chef, dem Flügel-Adjutanten Oberst Fürst Dadian Theil an der bevorstehenden Expedition nehmen sollte. Ich meldete mich beim Fürsten, einem sehr gebildeten jungen Manne, welcher mich gütig aufnahm und mich bat, täglich an seiner Tafel Platz zu nehmen. Das Lager des Regiments war in einem reizenden Thale aufgeschlagen, und wir durchzogen nun die schönsten Gegenden Kachetiens mit dessen unermesslichen Weingärten, setzten über die Jora, einen Zufluss der Kura, und lagerten jeden Abend in schönen Thälern, bei herrlichstem Mondschein. Am Tage war die Hitze sehr gross, das Regiment verliess daher das Lager schon bei Tagesanbruch, marschirte 15 bis 20 Werst, machte

langen Halt unter Zelten und legte in der Abendkühle noch einige Werst zurück. Der Marsch bot manche Abwechslung dar. Eines Tages erhielt der Fürst Dadian mit seinen Offizieren eine Einladung von einem in der Nachbarschaft wohnenden Georgischen Fürsten zu frugalem Abendmahl in seinem Weinberg. Wir wurden vom Eigenthümer am Eingange des Weinberges empfangen und zu einem offenen Platze geführt, wo grosse Teppiche ausgebreitet lagen, auf welchen kupferne Plateau's mit Kaviar, geräucherter Schahmahi (ein schmackhafter Fisch des Caspischen Meeres), am Spiesse gebratene Hammelfleischstückchen (Schachlyk), Schafkäse und mehrere aromatische Kräuter, welche die Georgier sehr lieben und roh essen, aufgestellt waren. Nachdem wir uns auf den Teppichen niedergelassen und dem schmackhaften Imbiss tüchtig zugesprochen hatten, wurde die Erde in unserer Mitte etwas aufgegraben. Wir bemerkten eine Lage eichener Bohlen, von welchen zwei aufgehoben und auf die Seite geräumt wurden, und ein aromatischer Weingeruch stieg aus der Tiefe, angenehm unsere Geruchsnerven kitzelnd. Es war ein in die Erde gegrabenes grosses bauchiges Gefäss, aus gebranntem Thone, von 4 bis 5 Fuss Tiefe, ohne Deckel und mit weiter Oeffnung, welches uns sei-

nen flüssigen Inhalt zum Genusse darbot. — Da die Georgier damals weder Keller noch Fässer besassen, so wurde der mit den Füßen gekelte Wein, wie in alten Zeiten, in eingegrabenen grossen irdenen Gefässen aufbewahrt, bis er verkauft oder vertrunken war. Die georgischen Diener schöpften das köstliche Nass mit silbernen Asarpesch's (grossen Suppenlöffeln) zur Füllung der auf einmal zu leerenden Trinkschalen. Später erschienen die nationalen Trinkhörner, mit Silber beschlagen, welche aus den Hörnern des Kaukasischen Steinbocks gefertigt werden. Es gab dergleichen, deren innere Höhlung an drei Flaschen aufnahmen, und auch Trinker, welche solche Hörner auf einmal auszutrinken im Stande waren. Doch ein solcher Silen befand sich nicht unter uns. Georgische Musik der grossen Tambourine und der Surnah (eine Art Mandoline) mit Nationalgesängen erheiterte das Fest, von dem wir erst nach Mitternacht mit etwas schweren Köpfen heimkehrten. — Der kachetinische Wein hat unter andern vortrefflichen Eigenschaften auch die, dass er, wenn in grossem Maasse genossen, zwar Kopfweh, aber nie Katzenjammer verursacht, denn er ist rein, unverfälscht, ein wahrer Naturwein, und wer einmal an diesen vortrefflichen Wein, der dem Burgunder ähnelt,

gewöhnt ist, der mag keinen andern mehr trinken. Obengenannte irdene Gefässe sind manchmal von ausserordentlicher Grösse, Umfang und Tiefe, ja man erzählt, dass einst ein Dragoner des Regiments Nishny-Nowgorod bei nächtlichem Ritt eingebrochen und in einer solchen Riesenkufe sammt seinem Ross ertrunken sei. *Relata refero.*

Wir durchzogen Muganlo, Arboschaki und andere grusinische (georgische) Dörfer und kamen den 19. Juni zu den Königsbrunnen (Zarsskje Kolodtzi), dem Sommeraufenthalt des Dragoner-Regiments von Nishny-Nowgorod, während es im Winter unten im Alasan-Thale in Karagatsch steht. Hier auf den schönen kühlen Höhen und herrlichen Weiden der Königsbrunnen bezogen wir ein Lager, welches ich für 4 Bataillone und 16 Geschütze absteckte. Ich erhielt eine Wohnung beim Regimentsarzt Jarozky und speiste gewöhnlich beim Obersten Kaschkarof, einem grossen Musikliebhaber, vor dessen Fenster alle Abend sein vortreffliches Musikcorps spielte und uns durch Motive aus den neuesten Opern entzückte. Nach und nach versammelten sich die Truppen, auch kam General-Lieutenant Baron Rosen bei uns an. Den 25. war grosse Parade zu Ehren des Geburtstags des Kaisers,

und am 29. Juni, am Tage der Apostel Peter und Paul, das Fest des Eriwan'schen Karabinier-Regiments. Zur Feier desselben hatten die Karabiniers in weniger als drei Tagen einen grossen Saal aus Strauchwerk und grünen Aesten erbaut. Im Hintergrunde war eine Trophäe aus Waffen und Fahnen errichtet, in der Mitte prangten auf einem grossen, 6 Fuss hohen und breiten Schilde die beiden kolossalen Buchstaben E. N. (Eriwan, Nicolai), aus lauter Georgien-Kreuzen und silbernen Medaillen für die persischen und türkischen Feldzüge (1826 — 29) zusammengesetzt; als Kronleuchter fungirten Trommeln mit Bajonetten, deren Tüllen zu Kerzenhaltern benutzt waren, und überall waren die grünen Wände mit Waffen verschiedenster Art geschmückt. — Das Fest fing bei dem schönsten Wetter mit einer Wachtparade und Feldgottesdienst an und endete nach splendidem Diner im Festsale mit Feuerwerk und ausgelassenem Jubel der durch den reichlichen Wein erheiterten Soldaten.

28. Den 1. Juli machte ich einen Ausflug mit dem Generallieutenant Baron Rosen nach dem schönen Alasan-Thale und nach Lesghistan. Wir fuhren an 30 Werst immer bergab bis zum Flusse Alasan, rasteten im Schatten ehrwürdiger Nuss- und Platanen - Bäume

(auch Tschinar genannt) bei vortrefflichem vom Oberst Dobrof, Chef des Dragoner-Regiments, gereichtem Frühstück, passirten um 5 Uhr Nachmittags den Alasan, und ritten alsdann noch 26 Werst weit, durch einen prächtigen, man möchte fast sagen, Urwald, in welchem die Kaukasischen Sapeure erst im vergangenen Jahre eine Strasse gebaut hatten zur Verbindung des Flusses mit der neu erbauten Festung Ssakatali. Diese neue Strasse war eine Riesenarbeit gewesen; es mussten unter Anderem Nussbäume umgehauen werden, welche sechs englische Fuss im Durchschnitt hatten; alle umgehauenen Bäume wurden auf beiden Seiten des Weges aufgethürmt und schliesslich durch Verbrennen derselben die erforderliche Lichtung geschaffen. Hier in diesem wunderschönen Lande ist jedoch die Vegetation so üppig, dass wenn man nicht von Zeit zu Zeit den Weg ausrodet, der Nachwuchs wieder schnell aufschiesst. Als Beweis der üppigen Vegetation in diesem mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Lande mag dienen, dass eine vom General-Adjutant Strekalof der Akademie in Petersburg im Jahre 1831 zugesandte Weinrebe aus der Gegend von Ssakatali vierzehn englische Zoll im Durchmesser hatte.

Wir kamen um 8 Uhr Abends in der neuen Festung

an, welche auf einer Anhöhe erbaut wurde, speisten beim General Reutt, dem tapferen Vertheidiger von Schucha im Jahre 1826, zu Nacht, und ich nahm meine Wohnung bei den beiden Obersten Espejo, die mit den Bauten beauftragt worden waren. Es dürfte am richtigen Platze sein, hier etwas Näheres über die Festung Ssakatali und das Land Kachetien mitzutheilen.

Der weite Raum zwischen dem Flusse Alasan, der Kura, der Provinz ^{Nischa} Nischa und der Hauptkette des Kaukasus, welche sich vom Berge Barbalo aus nach Süd-Osten hinzieht, und der ein reiches fruchtbares Land mit reizenden Thälern und einer überaus üppigen Vegetation darbietet, gehörte ursprünglich zu Kachetien, einer Provinz des Königreichs Georgien. Die Bergbewohner jenseits der Kaukasischen Hauptkette, zu dem Stamme der Lesgier gehörend, kamen im Frühjahr, sobald die Pässe vom Schnee befreit waren, über die Berge, um sich als Feld- und Gartenarbeiter bei den Georgiern zu verdingen, und jeden Herbst mit ihrem Gewinnste nach der Heimath zurückzukehren. — Das schöne Land gefiel den rauhen Bergbewohnern so, dass sie jährlich in grösserer Anzahl aus ihren Bergen kamen; aber da die Georgier nicht allen Ankömmlingen Arbeit geben konnten, so liessen sich die Lesgier nach

und nach im Lande selbst nieder, und im Laufe der Zeit, die Schwäche Georgiens benutzend, nahmen sie es bis an den Alasan in Besitz, und theilten sich in eine Menge kleiner Republiken, unter welchen sich die von Bjelokani, und besonders die von Djari-Ssakatali durch ihren Einfluss auszeichneten.

Sobald die Lesgier sich im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts hier in diesem reichen Lande festgesetzt hatten, war deren Hauptbeschäftigung der Menschenraub. Sie fielen einzeln oder in Haufen in Kachetien ein, raubten Menschen und Vieh; erstere schleppten sie entweder als Sklaven in die Berge, oder brachten sie auf geheimen, ihnen allein bekannten Bergpfaden, durch Georgien durch, bis zu der damals türkischen Festung Achalzich, ein berüchtigtes Raubnest, wo sie die gefangenen Männer, Weiber und Kinder, besonders Mädchen, mit Vorthail als Sklaven verkauften. — Ausserdem waren sie in beständigem Hader und Krieg mit den schwachen Herrschern von Georgien, bis zur Einverleibung dieses schönen Königreichs mit dem russischen Reiche im Jahre 1801. — Von jetzt ab wurde den Lesgiern aber das Handwerk nach und nach gelegt. Schon im Jahre 1803, während der Verwaltung des Fürsten Zizianof, schlug General Gjuljakof

die Lesgier bei Bjelokani, und sie mussten sich unterwerfen. Im Jahre 1806 wurde General Orbeliaⁿof mit Truppen nach Djari, dem Hauptorte der Lesgier, geschickt, um solche zu züchtigen; jedoch war deren Unterwerfung unter das russische Scepter nicht aufrichtig; sie benutzten vielmehr jede ihnen günstige Gelegenheit, um sich zu empören, und neue Einfälle in Kachetien zu machen; einzelne Banden wagten sich sogar bis in die Nähe von Tiflis, um Menschen zu rauben. Die öfteren Kriege während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts mit Persien und der Türkei waren schuld, dass dieser Unfug bis zum Jahr 1830 mehr oder weniger fort dauerte, und nur nach dem glücklich beendigten Kampfe von 1828/29 gegen die Türken in Asien war es dem Grafen Paskjewitsch möglich, einen Theil der russischen Truppen zur Unterwerfung der Lesgier zu verwenden.

Es war im Februar 1830, in der Jahreszeit, wo die Kaukasischen Berge mit Schnee bedeckt und die Pässe über dieselben ungangbar waren, als der Graf die Elite des Kaukasischen Corps in der Stärke von 10000 Mann mit 45 Geschützen am Alasan versammelte und vor Djari rückte. Die erschreckten Bewohner, auf ihre eigenen Mittel beschränkt, da ihre

Landsleute jenseits der Berge ihnen in dieser Jahreszeit nicht zu Hülfe kommen konnten, wollten ihr Eigenthum nicht der Zerstörung aussetzen, und unterwarfen sich abermals der Gnade des Siegers. Graf Paskjewitsch erklärte ihnen jedoch, dass von nun an ihr Land einen Theil des russischen Reiches bilden würde, und dass unverzüglich Festungen am Ausgange der Schluchten und Bergpässe von Bjelikaru und Ssakatali erbaut werden sollten; doch war er so grossmüthig, den Inhabern der Häuser und Gärten, welche zu diesem Zwecke zerstört werden mussten, deren Werth zu bezahlen. Er selbst suchte die Stelle aus, wo die neue Festung bei Djari erbaut werden sollte, liess einen Theil der Truppen, mit etlichen Sapeur-Compagnieen zurück, und verliess mit dem Reste Lesghistan, so wie auch später Georgien, um den Kampf mit den Bergvölkern auf der Nordseite der Kaukasischen Berge zu beginnen, und deren Gehorsam gegen die russische Regierung zu erzwingen.

Die Lesgier, wüthend, dass ihre Bergpässe nun versperrt würden, und eine Festung unter ihren Augen bei Djari aufgebaut werden sollte, erwarteten nur die Abreise des Grafen mit der Hauptmacht der Truppen, um den Bau der neuen Festungen wo möglich zu

verhindern. Schon im Mai 1830 fiel ein Schwarm von 5000 Lesgiern das neu entstehende Fort Bjelokani an, wurde aber durch den tapferen Major Bjutschkejef, welcher den Bau mit einer Truppen-Abtheilung deckte, mit Verlust in die Berge zurückgetrieben. Durch diese Niederlage noch mehr erbittert, suchten sie nun die im Bau begriffene Festung Ssakatali zu überrumpeln, welches um so leichter auszuführen erschien, da die Sapeure und Soldaten beschäftigt waren, den dichten Wald in der Umgegend der neuen Festung zu lichten, und die Fruchtgärten mit ihren hundertjährigen Nuss- und anderen Bäumen, so wie auch die Häuser eines Theiles des Dorfes Djari zu vernichten, welche Arbeit bei der grossen Hitze sehr ermüdend und anstrengend war. Da Djari schon lange nicht mehr existirt, so sei es mir erlaubt, eine oberflächliche Beschreibung dieses merkwürdig gelegenen Ortes zu machen.

Dieser feste Punkt, aus drei Dörfern bestehend: Djari, Gogami und Ssakatali, befand sich in einer tiefen Schlucht, zwischen hohen, senkrechten Felsen gleichsam eingeklemmt, und dehnte sich mit seinen Fruchtgärten auf eine Länge von 8 Werst tief in die Schlucht hinein aus. Am oberen Anfang der Schlucht war eine Festung, auch Ssakatali genannt, von dem Dorfe gleichen Na-

mens, durch Felsen, hohe Mauern, Verhaue und tiefe Gräben abgesondert. Die drei Dörfer zusammen hatten 1260 Häuser, alle aus Stein gebaut, jedes von einem Fruchtgarten mit Mauern umringt und mit Schiesscharten versehen. Alle diese Mauern waren in einem rechten Winkel mit der Schlucht erbaut, so dass jede eine Vertheidigungslinie bildete, und so zu sagen jedes Haus mit seinem Fruchtgarten eine besondere Festung darstellte. Je weiter man in dieser Schlucht vordrang, um so mehr häuften sich die Hindernisse. In der Mitte dieser drei Dörfer befand sich überdies noch eine besondere Festung mit hohen Thürmen versehen. Lesgier sowohl wie Georgier hielten diesen Ort für uneinnehmbar, um so mehr, als unsere Truppen schon dreimal, in verschiedenen Epochen, das untere Dorf Djari genommen hatten, ohne weiter in den Ort zu dringen. Dem Grafen Paskjewitsch war es vorbehalten, diesen Eigendünkel der Einwohner zu vernichten.

Im Anfange des Octobers 1830, zur Zeit der Kämpfe unserer Truppen jenseit des Kuban gegen die Tscherkessen, erhielt der Commandant der neuen Festung Ssakatali die Nachricht, dass sich die Lesgier in grosser Anzahl sammelten, um die neue Festung anzugreifen,

die damals, wie oben erwähnt, noch mit Fruchtgärten und Wald umringt war, welche die Truppen bemüht waren auszuhauen und zu lichten. Der Kriegsgouverneur von Tiflis, General-Adjutant Strekalof, eilte selbst nach Ssakatali, um alle Maassregeln des Widerstandes zu treffen, und die Lesgier, welche täglich unsere Soldaten und Sapeure beim Waldlichten beunruhigten, zurückzuschlagen. Den 15. October nach Mittag griffen die Lesgier in solcher Wuth und mit solcher Uebermacht unsere Tirailleur-Kette im Walde, welche das Holzfällen der Truppen deckte, an, dass sie mit einer einzigen Büchsen-Salve den grössten Theil der Kette tödteten oder schwer verwundeten, welches ihnen um so leichter war, da sie unvermerkt durch den dichten Wald heranschleichen, und jeder seinen Mann aufs Korn nehmen konnte. Sodann massakrirten sie in einem Nu die Holzfäller und stürzten sich mit Wuth auf die Artillerie, welche auf einer Anhöhe stand, tödteten mit einer neuen Salve beinahe alle Artilleristen und auch viele Pferde, nahmen vier Geschütze und verschwanden im Walde, ohne das Eingreifen der Artillerie-Bedeckung abzuwarten. Es war ein Bataillon des Eriwanschen Karabinier-Regiments, welches so stark mitgenommen wurde, und der Chef des Regiments, Fürst

Dadian, war in Verzweiflung über diesen Verlust. Man erzählt, dass 150 fanatische Lesgier, nachdem sie sich mit Busa (Hirsensbier) berauscht, in einer dem Kampfplatze benachbarten Moschee den Schwur geleistet hätten, die Russen nur mit blanker Waffe (Dolch und Schachka) anzugreifen. Von den 80 Mann der Tirailleur-Kette blieben nur der Führer derselben, Fürst Guramof (ein Georgier) und sein Hornist am Leben; ersterer mit einer Kugel im ^{Kinn} Knie. Dem Oberstlieutenant Glucke von Gluckenau (einem Oesterreicher in russischen Diensten) wurde bei dieser Gelegenheit der Knöchel am linken Fusse zerschmettert. Beide Wunden wurden von unseren Wundärzten für unheilbar erklärt; dem Oberstlieutenant sollte der Fuss abgenommen werden, und Guramof, dem die Kugel im Halse stecken geblieben, war zum Tode verdammt, als eine alte Türkin, die Wittwe eines Arztes in Achalzik, sich erbot, die beiden Wunden zu behandeln, und auch wirklich mit einfachen Kräuterumschlägen vollkommene Heilung erzielte.

Wie oben erzählt, erfuhr Graf Paskjewitsch von diesem Unfalle in Jekaterinodar, nach der Rückkehr aus der transkaukasischen Expedition. Er eilte sogleich nach Tiflis, gab aber unterdessen Befehl, alle verfüg-

baren Truppen nach Djari zu senden, um diesen Ort zu nehmen und zu zerstören. Schon einen Monat nach jenem Unfall, nämlich den 4. November, als die Bergpässe wieder mit Schnee bedeckt waren, nahmen unsere braven Truppen diesen für unüberwindlich gehaltenen Ort ein, sowie auch die abgenommenen vier Geschütze zurück; und dieses Raubnest wurde von Grund aus zerstört, die Bäume umgehauen und die Häuser und Mauern der Erde gleich gemacht. Die Einwohner, die nicht entflohen, wurden in die Ebene längs des Ufers des Alasan versetzt.

Auf diese Weise wurde das Land ruhig, und obgleich später noch Räubereien und Unruhen daselbst stattfanden, so blieb doch Kachetien von Einbruch und Menschenraub befreit und verschont.

29. Eine Ausnahme war der berühmte Einfall der Lesgier, 10,000 bis 12,000 Mann stark, unter Schamyl in das trans-alasanische Gebiet und Kachetien in den ersten Tagen des Juli 1854 und der Raub der Familien Tschavtschawadse und Orbelianof, welcher zur Zeit grosses Aufsehen erregte und an welchen zu erinnern einige Anführungen aus Werderewsky's ergreifender Schilderung hinreichen.*)

*) E. A. Werderewsky, Die achtmonatliche Gefangenschaft

Eine Tagereise von Tiflis und zehn Werst vom Alasan liegt in herrlicher Gegend und im Angesichte des majestätisch ausgebreiteten Kaukasus des Fürsten David Tschavtschawadse Familienschloss Zinodali, in ganz Georgien und auch in Russland bekannt durch die Liebenswürdigkeit, feine Bildung und Gastfreundschaft seiner Bewohner. Während der Fürst als Oberst und Commandeur einer Abtheilung regulären Militairs und georgischer Milizen nördlich des Alasan gefesselt war, um dem Einfall der Lesgier und Tschetschenzen im Juni des Jahres 1854 zu begegnen, die Furthen des Flusses zu decken und dem Anmarsch auf die kleine Festung Schilda entgegen zu treten, war die Fürstin mit ihrer Schwester zur Sommerfrische von Tiflis nach Zinodali gekommen.

Das Schloss beherbergte ein schönes jugendliches Schwesternpaar, in dessen Adern das königliche Blut des Grossvaters, des letzten gekrönten Herrschers von Georgien, Gregor's XIII., rollte. Die Fürstin Anna zählte kaum 28 Jahr, ihre Schwester Barbara war

bei Schamyl der Familien des General-Majors Fürsten Orbelianof und des Flügel-Adjutanten Oberst und Fürsten David Tschavtschawadse, nach mündlichen Mittheilungen der Gefangenen selbst. 2. Auflage. 1857. 480 Seiten in 8^o in russischer Sprache.

26 Jahr alt, aber bereits Wittwe des Generals Fürsten Ilja Orbelianof; sechs liebliche Kinder umschwärmten die fürstlichen Mütter.

Zwar durch ein Billet ihres Gemahls beruhigt, aber ohne männlichen Schutz, gab die Fürstin widerstrebend verschiedentlichen Warnungen vor Räubereien der Lesgier nach und bestellte für den 5. Juli in der nahen Kreisstadt Telaf Postpferde zur Abreise. Aber das Unglück war nicht mehr abzuwenden; eine lesgische Räuberbande hatte den Alasan an einer unbewachten Stelle durchschritten und überfiel das vertheidigungslose Schloss in der achten Morgenstunde.

Die unglückliche Familie, mit den Kindern, Gouvernanten und Dienstfrauen 22 an der Zahl, hatte sich hinauf in das Belvédère des Schlosses geflüchtet, ein alter Diener suchte sie durch Absägen der hölzernen Treppe zu retten, allein die Fürstin liess das Werk nur halb ausführen, um bei voraussichtlicher Brandstiftung nicht rettungslos verloren zu sein und wartete eine fürchterliche Stunde auf die Lösung ihres Schicksals, während sich die Bande an der Plünderung der 22 Zimmer der unteren Etage ergötzte. Endlich kam die Entscheidung, die Räuber stiessen die Thüre zum Belvédère ein, stürzten sich wie Tieger auf ihre Beute,

rissen die Sammet-, Seiden- und Mousselin-Kleider ihrer Opfer herunter, schleppten sie die zusammenbrechende Treppe hinab, warfen sie auf ihre Pferde oder trieben sie mit der Peitsche zum Fussmarsch an und steckten das Schloss gleich den umliegenden Dörfern in Brand.

Mit Verzweiflung im Herzen erschaute der Fürst den Feuerschein des brennenden Familienschlosses und erkannte die Beutestücke, welche die verfolgenden Milizen den Räubern abgejagt, als Zeichen der vollzogenen Plünderung; mit Wuth setzte man den fliehenden Lesgiern nach, brachte ihnen grosse Verluste bei und zersprengte auch jene Bande, welche die Bewohner von Zinodali entführt; aber es gelang dennoch den einzelnen Räubern, mit ihren kostbaren Beuten in die Berge zu entfliehen und sie als Siegestrophäen ihrem fanatischen Herrscher Schamyl zu überliefern.

Schauerlich klingt der Bericht von den Qualen der armen Gefangenen auf der zweiundzwanzigtägigen Schreckensreise bis nach Weden, dem Aufenthaltsorte Schamyls in Nord-Dagestan. Kaum dass man den Unglücklichen das Hemd und Corset als spärliche Kleidung gelassen, wurden sie unter Hunger und Durst, durch Sturm und Regen, durch Nacht und Nebel, durch

reissende Bergströme und über eisige Schneefelder immer tiefer in die Gebirgswildniss geschleppt. Die unglückliche Fürstin Anna musste mit ihrem Räuber ein Pferd theilen, einen Arm fest an dessen Gürtel gebunden umschlang der andere Arm ihre kleine erst vier Monate alte Lydia und als ihr bei einer heftigen Bewegung des Pferdes das Kind entfiel, da flehete die Mutterangst vergebens nach einem kurzen Halt, nach einer Rettung — die Kleine blieb liegen und wurde anderen Tages todt aufgefunden. Die anderen kleinen Kinder wurden in wollenen Reisesäcken auf beiden Seiten der Pferde oder Esel weiter geschleppt, und die Fürstin Anna musste es mit eigenen Augen sehen, wie ein roher Lesgier eines der Kinder, welches vor Hunger und Durst schrie und weinte, bei den Beinchen erfasste, mit dem Kopf gegen einen Felsen schleuderte und den Leichnam in den Abgrund warf.

Eine Fortsetzung der Leiden jeglicher Art bot die achtmonatliche Gefangenschaft in Weden, bis dann endlich den Schwergeprüften die kaum noch gehoffte Stunde der Erlösung schlug. Schamyl forderte zuerst für die Gefangenen von Zinodali ein Lösegeld von 5 Millionen Silberrubel, stieg nach monatlicher Unterhandlung zu 1 Million herab und begnügte sich endlich mit 40,000

Rubel, wenn ihm sein Sohn Dshemal-Eddin zurückgegeben werde. Derselbe war im Jahre 1839 bei dem Sturme auf Achulgo als siebenjähriger Knabe gefangen genommen, in einem Petersburger Cadettencorps sehr gut erzogen und als Offizier in ein Ulanenregiment versetzt worden. Der Kaiser Nicolaus genehmigte im Interesse der fürstlichen Familien die Auslieferung, welcher der bereits völlig russificirte und an ein gebildetes und geordnetes Leben gewöhnte junge Mann mit schwerem Herzen nachkam. Er brachte durch seine Heimkehr in die Berge in Wahrheit ein Opfer, das er nur wenig Jahre überlebte.

Durch ein unglückseliges Verhängniss war zwölf Jahre früher, also 1842, auch der Gemahl der Fürstin Barbara, Fürst Ilja Orbelianof, als junger Offizier durch Verrath in Dagestan gefangen und nach Dargo zu Schamyl geschleppt worden. Die Erzählungen seiner Leiden während siebenmonatlicher Gefangenschaft sind haarsträubend. Er wurde mit 14 Leidensgefährten gefesselt und nur mit dem Hemd bekleidet in eine sieben Fuss tiefe Grube geworfen. Die Grube war am Tage halb und des Nachts ganz bedeckt, so dass die Unglücklichen kaum athmen konnten und wechselweis einer auf dem andern liegen mussten. Niemals wurden

die Gefangenen herausgelassen, nicht einmal zur Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse und man warf den Christenhunden täglich nur ein halbpfündiges Maisbrod hin, so dass sie zu Skeletten abmagerten. Trotz der Wachsamkeit gelang ein Fluchtversuch; mehrere der Unglücklichen retteten sich, andere wurden wieder eingefangen, unter ihnen auch Orbelianof, von nun ab mit doppelten Ketten belastet und von doppelten Leiden gequält, bis denn endlich durch die Auswechselung gegen gefangene Müriden die ersehnte Freiheit erlangt wurde.

Gott sei's gelobt und des sechzigjährigen energischen, opferreichen Ausharrens der russischen Regierung sei's gedankt, dass solche Barbarei im Kaukasus niedergedrückt ist.

30. Nach dieser Abschweifung sei zu unserem Aufenthalte in der Festung Ssakatali zurückgekehrt.

Nachdem der schon weit fortgeschrittene Festungsbau besichtigt und die Umgegend genau recognoscirt war, verliessen wir am 4. Juli dieselbe und wandten uns nordwestlich zur Inspicirung der neuen Redoute Bjelokani. Wir hatten mit bedeutenden Hindernissen zu kämpfen, denn gegen 9 Uhr Abends überraschte uns ein furchtbares Gewitter, was das Waldesdunkel

in stockfinstere Nacht verwandelte, das Passiren der schnell angeschwollenen tosenden Bjelokani im höchsten Grade gefährlich machte und uns nur durch den Verfolg angezündeter Signalfeuer ganz durchnässt um Mitternacht die Redoute erreichen liess. Von den Offizieren der Garnison geliehene Garderobe und ein vortreffliches Nachtmahl stellte unsere Kräfte wieder her, und am nächsten Morgen nahmen wir Theil an der Ceremonie der Grundsteinlegung der Maurerarbeiten des Forts, der Parade, dem Scheibenschiessen der Schützen u. s. w. und assen bei dem tapferen Vertheidiger des Forts Bjutschkejef zu Mittag, während die Soldaten fröhliche Nationallieder sangen.

Den 6. besichtigte Baron Rosen und ich die Umgegend, so wie auch das Bataillon der Garnison und kehrten wir dann direct durch dichten Wald und reizende Thäler nach dem Flusse Alasan zurück. Hier erhielt ich während des Haltens den Befehl, mit dem Truppentheil, der bei dem Königsbrunnen im Lager stand, sofort nach Dagestan aufzubrechen; wir eilten also nach dem Lager zurück, kamen Abends an, und fanden daselbst schon Alles in Aufregung, um den Abmarsch zu beschleunigen.

Nachdem ich mich vom Generallieutenant Baron

Rosen verabschiedet hatte, brach das Detachement, aus Karabiniers, Jägern und acht Geschützen bestehend, unter Anführung des Fürsten Dadian den 7. Juli auf, und stieg in das Thal des Alasan hinab, wo wir den 8. stehen blieben. Die Hitze war drückend, und alle Soldaten waren glücklich, sich im Laufe des Tages zwei bis drei mal baden zu können. Abends wurde über den Alasan gesetzt, und fort ging es in südöstlicher Richtung durch die reizenden Thäler der durch ihren Seidenbau berühmten Provinz Nucha. Wir setzten nach einander über die Bergströme Muchach-Tschaï, Kiptschak und Agri und passirten herrliche Gegenden, doch störten uns manchmal im Marsche die zahlreichen überschwemmten Reisfelder; welche wir umgehen oder durchwaten mussten, da durch die künstliche Bewässerung oft auch die Wege auf vielen Stellen überschwemmt waren. Liebliche Thäler, dichte Platanen- und Nussbaum-Wälder wechselten mit üppigen Wiesen, Fruchtgärten, Maulbeerbäumen in unendlicher Anzahl und Dörfern ab, und zur Linken starrten uns die hohen Gipfel der Kaukasischen Berge entgegen. Die Tagesmärsche waren wegen der drückenden Hitze kurz und fanden früh Morgens statt. Ein genauer Auszug aus meinem Tagebuche wäre hier nicht am Orte, wollte ich

nicht durch Aufzählung einer Menge von Dörfern, Weilern und Bergströmen ermüden, bei welchen wir lagerten, oder über welche wir setzten. Doch muss ich erwähnen, dass das heisse Klima und das Wasser auf den Gesundheitszustand der Truppen nicht ohne nachtheiligen Einfluss blieb. Auch ich hatte zuerst leichte Fieberanfälle und da ich bis jetzt nie unwohl gewesen war, so konnte ich mir Anfangs die Symptome dieses Uebels gar nicht erklären. Ich hatte Nachts Hitze, Durst und phantasirte, und als wir die Ebene von Schirwan durchzogen, und die Bergströme Goktschaï, Karamariantschaï und den Aksu durchwatet hatten, wurden die Fieberanfälle heftiger. Nach unserer Ankunft, Sonntags den 26. Juli, bei grosser Hitze, in dem alten Schemacha, dem Hauptorte der Provinz Schirwan, war mein Paroxismus mit Erbrechen so stark, dass ich das Lager verlassen musste und meine Zuflucht in der Stadt zu einem Offizier-Hospital nahm. Mein Leidensgefährte war Hauptmann Deutrich, Chef der Batterie, welche den Truppen zugetheilt worden war; auch mein treuer Diener Jefim erkrankte und wurde ins Soldaten-Hospital gebracht, wo der arme Mensch den 3. August starb. Dies war ein grosser Verlust für mich, welchen nur diejenigen recht zu

würdigen wissen, die, wie ich, die Treue und Anhänglichkeit des russischen Soldaten an seinen Herrn erprobt haben. Der Tod dieses treuen Menschen ging mir sehr nahe. Während meiner Reconvalescenz hatte ich genug Musse, mir die Stadt anzusehen, welche damals 13000 Einwohner, meistens Perser und Tataren, hatte; häufige Erdbeben waren die Ursache, dass ein grosser Theil der Stadt nur Ruinen darstellte; das letzte Erdbeben von 1826 hatte die halbe Stadt zerstört.

Den 4. August verliessen die Truppen das Lager bei Schemacha und bogen links von der grossen Baku'er Strasse ab, um durchs Gebirge nach der Provinz Kuba in Dagestan zu marschiren. Sie gingen über Hügel und Bergränder, durch Thäler und Bergströme, und erreichten nach drei ermüdenden Märschen das Defilee und Plateau Alty-agatsch, wo beim zerstörten Karawansaraï gleiches Namens gelagert wurde. Die Gegend um Alty-agatsch war pittoresk und reizend; später wurde hier eine grosse Colonie von Malachanen (russische Protestanten-Secte) gegründet, welche sich wohl befinden und sich durch ihren Fleiss bereichern.

Nach zwei Rasttagen erhielten wir plötzlich den Befehl, nach Schemacha zurückzukehren. Gerüchte, die sich später als irrig erwiesen, waren verbreitet

worden, als wenn die Perser, den Aufstand in Polen benutzend, die Absicht hätten, einen neuen Einfall in die transkaukasischen Länder zu machen. Es wurden also Truppen bei Schemacha versammelt, um auf Alles vorbereitet zu sein. Den 10. August kam unser Detachement wieder an das linke Ufer des Kosdi-tschaï an, machte Halt, um abzukochen, und erfreute sich des krystallhellen Wassers, welches als Bach in der Mitte eines mit Steinen und Felsenstücken bedeckten und über 60 Faden breiten Bettes hinrieselte. Kaum hatten wir etliche Offiziers-Zelte aufgeschlagen, um das Mittagsmahl im Schatten zu erwarten, da die ganze Umgegend von Bäumen entblösst war, so überraschte uns ein heftiges Gewitter mit starkem Platzregen, welcher eine halbe Stunde anhielt und die Truppen völlig durchnässte. Der Widerhall des Donners in den Bergen, welche uns rings umgaben, war von erhabener Wirkung, allein wir sollten bald auch ein schreckliches Schauspiel vor unseren Augen sich entfalten sehen. Bald nachdem Gewitter und Regen aufgehört, vernahmen wir ein sonderbares Geräusch gleich entfernten Wasserfällen und es vergingen kaum 10 bis 15 Minuten, als sich eine hohe Fluth aus der Bergschlucht des Kosdi-tschaï heranwälzte, dessen breites Bett sofort

überfluthete und sich mit Donnergebrüll einen Weg bahnte, grosse Stücke der Uferwände von beiden Seiten mit fortreissend, so dass wir kaum Zeit hatten, unsere Zelte 30 bis 40 Schritte weiter vom Ufer aufzustellen. Es war ein erhabener und zugleich furchtbarer Anblick, welchen uns das Tosen des gewaltigen Bergstromes mit dessen nun schmutzigen Wellen darbot. Es war keine Möglichkeit, heute über den Fluss zu setzen, und das Detachement musste am linken Ufer nächtigen. Den andern Morgen war das Wasser abgeflossen, und ein kleiner schmutziger Bach zeigte die Mitte des Flussbettes an, durch welchen die Truppen wateten, sich kaum die Stiefel benetzend. — Solche plötzliche Anschwellungen der Bergströme kommen im Kaukasus zur Sommerzeit oft vor, und wehe den Truppen oder den Equipagen, welche in solchen Augenblicken ein Flussbett durchwaten; die plötzlich anschliessende Fluth reisst Alles mit sich fort, Menschen, Pferde und Wagen. Viele Unglücksfälle ereignen sich alljährlich auf diese Weise, sei es in Transkaukasien, oder in der Kabarda an den Zuflüssen des Terek.

Den 11. August Abends rückten wir wieder in unser altes Lager bei Schemacha ein, und fanden ein tatarisches Cavallerie-Regiment aus der Provinz Kasach

uns gegenüber lagernd. Die Nacht war warm, und der Vollmond beleuchtete die Umgegend mit seinem magischen Lichte; Musik und Gesang ertönte in beiden Lagern bis nach Mitternacht. Hier in diesem Lager blieben wir 14 Tage stehen, die Ereignisse erwartend. Wir vertrieben uns die Zeit mit Besuchen in der Stadt, zu Oefterem auch mit dem Zuschauen der originellen Widderkämpfe, denn hier hatten viele Hauseigenthümer ihren besonderen Kampfwidder, von denen manche von beträchtlicher Grösse. Das Zusammenprallen der Hörner der beiden Kämpfer war interessant anzusehen; sie suchten, nach dem ersten Anprall, einander mit den Köpfen zurückzudrängen, und der Zurückgedrängte war der Besiegte; dabei wurden Wetten angestellt.

Während unseres *dolce far niente* im Lager bei Schemacha hatte ich auch Gelegenheit, die damals berühmten Tänzerinnen dieser Stadt zu sehen. Diese Bajaderen, meistens persischer Abkunft, waren früher bis nach Tiflis gekommen; aber schon General Jermolof entfernte sie aus der Hauptstadt von Georgien, weil sie nicht selten die jungen russischen Offiziere und Civil-Beamten, bei gänzlichem Mangel an weiblichem Umgange, zu Ausschweifungen verleiteten. Sie wurden demgemäss nach Schemacha relegirt. Die Ge-

legenheit, welche mir den Anblick dieser Sirenen verschaffte, war originell. Ich bekam nämlich von einem mir befreundeten Arzte in Schemacha mit mehreren anderen Offizieren eine freundliche Einladung zu einem Abendessen mit persischer Musik, und der Ort unserer Versammlung war das persische Bad, welches früher dem Ex-Chan von Schirwan gehörte. Nach Sonnen-Untergang begab ich mich also in dieses Bad, auf orientalische Weise gebaut und eingerichtet, mit Kuppeln von farbigen Glanzziegeln und Fenstern von gefärbtem Glase, welche das Tageslicht von oben hereinliessen; mit marmornem Fussboden und schönen Arabesken an den Wänden. Der freundliche Wirth empfing uns am Eingange des Badesaals, in dessen Mitte eine reichliche Tafel gedeckt war, mit Pillao, Schaschlyk und anderen persischen Gerichten besetzt. Guter Katchinischer Wein war im Ueberfluss vorhanden; es wurden verschiedene Toaste ausgebracht, die Köpfe der Gäste wurden nach und nach aufgereggt — als auf ein Zeichen unseres Wirthes die Vorhänge (Saraï-perde) eines Nebengemaches sich öffneten und vier junge Bajaderen in ihrer pittoresken Kleidung eintraten, von zwei alten Persern mit Tambourins und ^{georgischer} griechischer Geige (welche wie ein Violoncell gespielt wird) gefolgt,

die sich sogleich in eine Ecke des Saales niedersetzten, um zum Tanze aufzuspielen. Die Tänzerinnen waren im Alter von 16 bis 20 Jahren, schön und reizend; sie trugen seidene Jäckchen, welche die Taille nicht verhüllten, seidene Hemden, welche vorn bis zum Nabel offen und nur durch einen Knopf unter dem Busen zusammengehalten waren, und seidene, sehr faltenreiche, am Knöchel zugeknöpfte Beinkleider. Ihr Tanz, obgleich üppig, war nichts weniger als unzünftig, sondern graziös und anständig; nur die zitternden und markigen Bewegungen der Hüften erinnerten an die Tänze der Andalusierinnen. Dass dergleichen Tänze aber, die Bewegung der Arme und Hüften, die Mimik der Tänzerinnen, besonders deren feurige Blicke, ihre mit Surmeh (Antimonium) geschwärzten Augenwimpern, Begierden erregen können, ist keinem Zweifel unterworfen, und General Jermolof wusste recht gut, was er that, als er diesen Sirenen den Aufenthalt in Tiflis verbot.

Während man im Lager von Schemacha die Ereignisse abwartete, wurde ich nach Sardob, am linken Ufer des Kura, abgeschickt, um die Brücken und Wege, welche sich zwischen obiger Stadt und der Kura befanden, zu besichtigen. Ich verliess das Lager den

27. August, von einem Jessaul oder Tatarischen Polizeibeamten begleitet. Den ersten Abend hielt ich am Ach-Ssu an und schlief in einer Tatarischen Wohnung; zum Frühstück brachte mir ein Knabe ein grosses kupfernes Plateau, welches er auf dem Kopfe trug und vor mich hinstellte, besetzt mit frischen Feigen, Weintrauben, harten Eiern, Brod und saurer Milch. Unterwegs begegnete ich dem 42. Jäger-Regiment und dem muselmännischen Cavallerie-Regiment Karabag unter Oberst Baratof, beide nach dem Sammelplatz Schemacha marschirend, und übernachtete zu Liaki in einer Wohnung, ganz von dickem Rohr (Schilf) erbaut. Nur der untere Theil der Wände war drei Fuss hoch, von der Erde an, mit Thon-Erde bestrichen, um die Schlafenden vor Erkältung zu schützen, während über sie die kühle Nachtluft frei hinstrich; eine sehr nützliche Vorsicht in diesen heissen Gegenden, wo man solche Sommerwohnungen (ohne Fenster) oft antrifft. Das Licht des Tages dringt zwischen den Rohrstäben durch, und das Innere befindet sich in einer beständigen kühlen Dämmerung. Den 2. September kam ich in Sardob an, man quartierte mich in's Fremdenhaus, eine nach allen Seiten offene Veranda mit erhöhtem Fussboden, wo ich den Blicken der Bewohner ausgesetzt war.

Der Aelteste des Dorfes, Ibrahim Beg, begleitete mich den nächsten Morgen bei furchtbarer Hitze bis an die Ueberfahrt, wo wir in einem grossen ausgehöhlten Baumstamme über die Kura setzten, die Sättel der Pferde in diesem primitiven Kahne deponirt, während sie selbst nebenher schwammen. Am rechten Ufer angekommen, wurden unsere Pferde wieder gesattelt und wir verfolgten unseren Weg weiter, ungefähr 15 Werst in's Land hinein, die Wege und deren Zustand besichtigend. Hier empfing ich einen Extraboten, welcher mich schleunig nach Schemacha zurückrief, da die Gerüchte eines feindlichen Vorhabens der Perser sich als unbegründet erwiesen hatten. Ich schlief die nächste Nacht wieder in Sardob, einem der ungesundesten Orte Transkaukasiens, umringt von Sümpfen, deren feuchte Ausdünstungen Fieber erregen. Myriaden von grossen Mücken verfinsterten die Luft des Abends, wenn das Wetter still war, und die Hitze war selbst während der Nacht drückend. Ich eilte so schnell als möglich durch die mir schon bekannten Gegenden zurück und kam den 4. wieder im Lager bei Schemacha an, wo ich meinen alten Freund, den Sapeurhauptmann Wilde vorfand, welcher als Courier von Tiflis kam, um uns die bevorstehende Ankunft des General-Adjutanten

Pankratjef zu melden. Derselbe kam auch wirklich den 5. an; den 6. setzten die Reiter-Regimenter Schirwan und Karabag ihren Marsch nach Dagestan fort, und der Truppentheil, bei welchem ich mich befand, folgte den 7. mit dem Reiter-Regiment Kasach. Unser Weg war der nämliche wie früher, und beim Karawansaraï Alty-Agatsch lagerten wir den 9. und 10. des schlechten Wetters wegen.

31. Den 11. September setzten wir unseren Marsch bei abscheulichem Wetter fort; wir befanden uns mitten in den Vorbergen des Kaukasus, welche sich vom Gipfel Barbalo aus südöstlich hinziehen und sich bei Baku in die Ebene verlieren. Der lehmige Boden war dermaassen aufgeweicht, dass Artillerie und Train kaum folgen konnten. Die Umgegend, theils waldig, theils offen, war an vielen Stellen reizend, allein Nebel und Regen verdüsterten die Landschaft. Von der Passhöhe hatten wir auf der einen Seite einen Fernblick auf das Caspische Meer, auf der andern die Schneekette des östlichen Kaukasus, deren zwei höchste Gipfel Dagestans, der Baba-Dag (11934 Fuss) und Schach-Dag (9556 F.) in ihrem weissen blitzenden Gewande auf einige Stunden von der Sonne beleuchtet wurden. Von hier stiegen wir schon in die schönen Thäler

Dagestans hinab und lagerten den 16. bei der Stadt Kuba. In der Stadt selbst, die damals nichts weniger als reizend war, fand ich meinen Freund, den Obersten Rokassowsky, so wie auch den Hauptmann Jskrizky, letzteren leider an einem hitzigen Fieber darnieder liegend. Ich brachte den ganzen Abend bei ihm zu, und beschwor ihn, nicht in diesem abscheulichen Nest zu bleiben, und mit dem Hauptquartier weiter zu reisen; der Fürst Dadian bot ihm seine bequeme Equipage an; unser Stabs-Arzt Ter-pugassof, ein Armenier, nahm es auf sich, ihn zu behandeln und zu pflegen, allein Jskrizky fühlte sich nicht stark genug, um den Truppen folgen zu können. So verliess ich diesen vortrefflichen Menschen mit Thränen in den Augen; ich hatte ein Vorgefühl, dass es ein Abschied auf ewig war.

Den 17. verliessen unsere Truppen das Lager bei Kuba, an dem Flösschen Kubinka, und setzten den Marsch weiter nach Norden durch eine waldige und durchschnittene Gegend fort; am Kussar-tschaï fanden wir das 42. Regiment unter seinem tapferen Obersten Meklaschewsky. Ich frühstückte bei diesem hochgebildeten und vortrefflichen Manne, einem Onkel des Hauptmanns Jskrizky, und schloss mich auf einige Tage dem Regiment an, da jetzt die verschiedenen Truppen-

theile ein Ganzes bildeten. Das Passiren des Ssamur, des bedeutendsten süd-dagestanischen Flusses, war mit grossen Schwierigkeiten verbunden, denn das von mehreren Armen durchrieselte, mit Geröll und Felsblöcken bedeckte Bett erlangt die Breite von einer Werst und mehr und wird durch die Schneeschmelze während der Tageshitze in einen reissenden Strom verwandelt, so dass nur die frühen Morgen- und späten Abendstunden zum Uebergang geeignet sind. Die Truppen überschritten den Strom auf einer aus den landesüblichen zweirädrigen „Arbas“ improvisirten Brücke. Immer mehr dem Kaspischen Meere genähert, rückten wir am 23. September in Derbent ein und bezogen an dessen Nordseite ein Lager.

Derbent, die *Pylae Caspiae* der Alten, ist ein merkwürdiger Ort, besonders was seine Bauart betrifft. Die Stadt selbst ist zwischen zwei etliche Werst lange ungeheuere Mauern eingeklemmt, die sich parallel von Westen nach Osten, von den letzten ziemlich steilen Ausläufern der Kaukasischen Berge bis in's Meer hinein ziehen, und somit den Weg vollständig versperren, welcher längs der Westküste des Kaspischen Meeres, vom südlichen nach dem nördlichen Dagestan führt. Die Mauern, von ungeheuren, regelmässig gehauenen Fels-

stücken ohne Kitt-Verbindung aufgeführt, trotzen seit Jahrtausenden dem Einfluss der Witterung und der Menschenhand. Es ist unbekannt, wer einst dieses Cyklopen-Werk ausgeführt hat; die persische und Landes-Legende schreibt es Alexander dem Grossen, König von Macedonien, zu; allein bis hierher sind weder die Macedonier, noch selbst Pompejus mit seinem Römerzug gekommen; der Erbauer von Der-bent (Thor-Verschluss) ist also unbekannt. Von dem oberen Theile der Stadt, der Citadelle (Naryn-Kale) hat man eine herrliche Aussicht auf die Stadt selbst, die Umgegend und das Meer.

Vom Anfange des Jahres 1831 an, war Dagestan der Schauplatz eines verheerenden Krieges zwischen den Lesgiern, fanatisirt durch ihren neuen Propheten Kasi-Mullah, und unseren Truppen. Erstere hatten die Festung Burnaya, auf einer Anhöhe bei Tarki, belagert, wurden aber durch den tapferen General Kochanof geschlagen und zu Paaren getrieben und die Festung entsetzt. Im August belagerte Kasi-Mullah, welcher wieder mit zahlreichen Schaaren aus den Bergen gekommen war, Derbent, welche Festung ebenfalls vom General Kochanof entsetzt ward, während die Aufrührer geschlagen und abermals zerstreut wurden. Obgleich

nun die Ebene ruhig blieb, so waren doch die benachbarten Bergbewohner noch in vollem Aufruhr, besonders die von Tabassaran und Kara-Kaï-tach, und die Truppen, welche sich nach und nach bei Derbent versammelten, waren bestimmt, die Empörer in ihren Wäldern, Schluchten und Bergen aufzusuchen, um sie zu strafen und zum Gehorsam zu bringen. Einstweilen erwarteten wir die Ankunft des General-Adjutanten Pankratjef; — nach grosser Hitze fing ein tüchtiger Landregen an, welcher etliche Tage dauerte und die Luft abkühlte. Den 28. September erhielten wir hier die Nachricht vom Sturm und der Einnahme von Warschau, welcher Sieg durch 101 Kanonenschüsse aus der Citadelle gefeiert wurde. — Den 29., als wir beim Obersten Meklaschewsky an der Mittagstafel in seinem geräumigen Zelte sassen, empfing er einen Brief; ich sah, wie er ihm beim Durchlesen entfiel und Thränen seine Wangen benetzten. Wir waren alle erregt. Er hatte die Nachricht von dem Tode seines Neffen, meines Herzensfreundes Jskrizky erhalten, welcher in Kuba am Nervenfieber gestorben war. Es war ein grosser Verlust für ihn und für mich, und sein Tod erregte allgemeine Trauer. Auch die Braut Jskrizky's, eine Tochter des Generals Skworzof in Wladikawkas,

starb bald aus Gram über den Tod ihres Geliebten; selbst dessen Onkel Meklaschewsky, welchen auch eine angelobte Braut in Russland erwartete, sollte diese nie wiedersehen; ihm war beschieden, den Soldatentod noch im Laufe desselben Jahres zu sterben.

Den 30. September kam der kommandirende General Pankratjef in Derbent an und nahm alsbald seine Maassregeln, um drei Detachements zugleich in die Tabassaranschen Wälder und Berge zu senden und die Aufrührer von allen Seiten anzugreifen. Die erste Colonne unter Fürst Dadian, bestehend aus 1000 Mann der Eriwan'schen Cavallerie, vier Geschützen und etlichen hundert Mann tatarischer Cavallerie aus der Provinz Eriwan, rückte in die Berge auf das Dorf Chuschni los. Die zweite Colonne unter Oberst Meklaschewsky, bestehend aus zwei Bataillonen des 42. Jäger-Regiments, einem Bataillon des Regiments Kura, mit vier Positions- und zwei Berg-Geschützen und zwei muselmanischen Cavallerie-Regimentern, ging in der Richtung auf Djuwök ab, einem der festesten Plätze von Tabassaran, wo unsere Truppen noch nie gewesen waren. Bei dieser Colonne befand ich mich. Eine dritte Colonne, unter dem Oberst Bassof, bestehend aus sieben Compagnien der Regimente Apscheron und Kura, mit sechs Geschützen,

dem Donischen Kosaken-Regiment Bassof und der Cavallerie von Kuba, nahm die Richtung nach dem Dorfe Madschaliss, um die Colonne des Oberst Meklaschewsky von Seiten der Einwohner von Kara-Kaï-tach zu decken. Da ich mich bei der zweiten Colonne befand, so will ich hier die Beschreibung dieses Zuges mittheilen, welcher eine interessante Episode meines Soldatenlebens bildet.

Alle drei Colonnen unternahmen concentrische Bewegungen in das Bergland Tabassaran und rückten an ein und demselben Tage aus ihren respectiven Lagern aus. Die unsrige, alles Gepäck zurücklassend, rückte Donnerstag den 2. October aus; wir verfolgten längs des Meeresufers unseren Weg nach Norden, und bivouakirten beim Dorfe Chan-Mamed-Kala. Hier fanden wir den Oberst Bassof mit seinen Kurinzen und Ap-scheronen. Freitag den 3. unternahmen wir einen Nachtmarsch, rückten um 11 Uhr Abends in aller Stille aus dem Lager, verfolgten einen ebenen, aber schlammigen Weg, liessen das grosse Dorf Welikent links liegen, und drangen in einen dichten Wald mit sumpfigem Boden ein, von Bächen ohne Brücken durchschnitten, so dass die Truppen erst mit Tagesanbruch bei einem Orte Almallah im Walde rasteten. Uns

Offizieren wurde auf einem Teppiche, unter einer prächtigen Eiche, vom Oberst Meklaschewsky ein kaltes Frühstück servirt, und von uns mit vortrefflichem Kachetinischen Wein begossen. Wir stiessen mit unseren Gläsern auf einen glücklichen Erfolg an, und ein junger Lieutenant Rybakonof rief in seinem Enthusiasmus aus: „Nun, meine Herren! wem von uns ist es bestimmt, noch vor dem heutigen Abend die Engel im Himmel singen zu hören?“ — Wir alle lächelten, nicht ahnend, dass acht Stunden später es dem Frager selbst bestimmt war, die Engel im Himmel singen zu hören. Nach einer Stunde Rast verfolgten wir unsern Weg durch dichten Wald mit sehr schlammigem Boden; der Waldpfad wurde so enge, dass die Truppen nur drei Mann breit marschiren konnten; sie gingen so schnell, als es der schlammige Boden erlaubte, konnten aber trotz ihrer Eile, nachdem sie schon 35 Werst zurückgelegt hatten, nur gegen 1 Uhr Nachmittags in die Umgebung von Djuwek gelangen.

Dieser grosse Ort, auf einem Bergabhang gelegen, ist rings von dichtem Walde, Sumpf, Hohlwegen und Schluchten umgeben; er galt für uneinnehmbar. Schah Nadir soll hier im vorigen Jahrhundert mit Verlust zurückgeschlagen worden sein, und selbst General Jer-

molof wagte nicht, in diese Wälder einzudringen. Deswegen hatten alle Nachbardörfer ihre ganze Habe nach Djuwek in Sicherheit gebracht; übrigens waren die Einwohner, verstärkt durch Tabassaraner aus der ganzen Gegend, entschlossen, sich auf's Aeusserste zu vertheidigen. Da die Infanterie des sumpfigen Weges halber nicht schnell genug vorwärts kommen konnte, um Djuwek zu überrumpeln, so gab Oberst Meklaschewsky der muselmanischen Cavallerie die Erlaubniss, vorwärts zu traben, um das Dorf anzufallen. Gierig auf Plünderung, stürzte sie sich im Galopp durch den engen Waldpfad vorwärts, und ich folgte ihr auf meinem schon etwas ermüdeten Pferde. — Oberst Meklaschewsky beauftragte mich dabei, eine Stelle auszusuchen, wo man eine Batterie zweckmässig aufstellen könne, und mir die Umgegend bis zur Ankunft des Fussvolks etwas genauer anzusehen, da wir, wie bereits gesagt, gar keine Idee von den Oertlichkeiten hatten. Kaum hatte ich mich etliche Werst durch den Koth gearbeitet, so hörte ich schon von ferne heftiges Flintenfeuer und Allah-Geschrei; ich folgte dem Schalle und sah bald einen kleinen Trupp unserer Cavallerie langsam zurückkommen, einen quer auf einem Pferde liegenden Leichnam mit sich führend. Es war

Mahmed-Agar, der Unter-Commandirende (Gehülfe) des Obersten des 2. Muselmanischen Reiter-Regiments, dem eine Lesginische Kugel durch den Kopf gegangen war. Seine Diener und Getreuen führten den Entseelten unter Weinen und Wehklagen, wie es persische Sitte mit sich bringt, aus dem Gefechte, und die Cavallerie, von heftigem Büchsenfeuer der Lesgier empfangen, wagte nicht in das Dorf zu dringen, sondern begnügte sich, zu scharmützeln, bis zur Ankunft unserer Infanterie und Artillerie. Für letztere hatte ich einstweilen eine vortheilhafte Stelle auf einer freien Anhöhe ausgesucht, von welcher man das gegenüberliegende Dorf Djuwek bestreichen konnte. Jetzt kam Oberst Meklaschewsky mit der Artillerie angesprengt; die sechs Stücke wurden in Batterie aufgestellt, und obgleich dieselben etwa einen Fuss tief in den weichen Boden einsanken, fingen sie doch sogleich zu feuern an, und überschütteten das Dorf mit Granaten und Vollkugeln. Die Wirkung blieb nicht lange aus. Man hörte verwirrtes Geschrei, es stiegen Rauch und Flammen aus dem Dorfe auf, Frauen und Kinder, so wie auch einen Theil der männlichen Einwohner sah man mit Vieh und Habseligkeiten aus dem Orte in den hinterliegenden Wald und auf die Felsen flüchten. Unterdessen war das Fussvolk

angekommen und wurde schnell in zwei Sturmcolonnen geordnet; ein Bataillon Jäger stand links, das Bataillon Kura rechts von der Batterie, und ein Bataillon Jäger blieb als Reserve zurück. Die Tirailleurkette drang vor, und die beiden Colonnen stiegen schnell den Abhang zur Schlucht hinunter, während die Granaten und Vollkugeln über unsere Köpfe hinsausten. Unten in der Schlucht hielten wir etwas an, um uns zu verschnaufen und zu ordnen; sodann ertönten Hörner und Trommeln zum Sturm, und mit lauten Hurrahs stiegen wir die vor uns liegende Höhe zum Dorf hinauf. Ich führte das Bataillon Kura, an meiner Seite war der Lieutenant Rybakonof, der seiner Compagnie voranging. Auf der Mitte der Anhöhe unter Kugelgepfeife angekommen, fühlte ich auf einmal eine Last auf meiner rechten Schulter und etwas Feuchtes und Warmes spritzte mir in's Gesicht; es war der junge Rybakonof, dem eine Büchsenkugel den Kopf zerschmettert hatte und der auf mich fiel. Zwei seiner Soldaten trugen den Leichnam aus dem Feuer; wir drangen, ohne einen Schuss zu thun, im Sturmschritt bis an das Dorf, wo sich die Lesgier, in weisse Hemden gekleidet (als zum Tode geweiht) tapfer vertheidigten. Allein die russischen Bajonette räumten bald

auf; die Cavallerie war uns gefolgt, sie umschwärmte das Dorf und fing an, den Granaten zu Hülfe zu kommen, das heisst Feuer in die Heuschober zu legen. Bald war das Dorf genommen, zahlreiche Leichen in ihren von Blut gerötheten weissen Sterbehemden bedeckten den Boden; der Rest der Einwohner floh in die Wälder und Berge, und unter Anderem sah ich von weitem ein junges Lesgisches Mädchen, von zwei Reitern und etlichen Soldaten verfolgt, fliehend von Felsen zu Felsen gleich einer Gemse und dann unter dem schrillen Ausrufe: Ghiaur! (Ungläubiger) sich in die Tiefe hinabstürzen. — Sobald das Dorf genommen, und der Feind verjagt war, fing eine colossale Plünderung an, wobei sich besonders unsere tatarisch-per-sische Cavallerie auszeichnete. Teppiche, reiche Kleidungen, Kupfer-Geschirr, Reitpferd-Geschirre mit Gold und Silber ausgelegt, eine grosse Masse Vieh, welches die Einwohner nicht hatten retten können, fielen den Siegern in die Hände. — Es wurde den Truppen zwei Stunden Zeit zu dieser Plünderung gelassen; sodann wurde das ganze Dorf in Brand gesteckt, und die feurige Lohe schlug bald zum Himmel hinauf, die ganze Umgegend in Rauch und Dampf hüllend. — Wir hatten 8 Todte und 50 mehr oder weniger Ver-

wundete; die ersteren wurden in's Lager gebracht und unter einer Eiche begraben. Mit dem Anbruch der Nacht blieben nur noch die Tirailleur-Ketten bei dem brennenden Dorfe zurück, welches sie umstellten. Die Truppen, bis zum Tode ermüdet, kochten ab, zahlreiche Feuer, aus grossen Scheiterhaufen aufgerichtet, erleuchteten den dichten Wald. Die Truppen ruhten vier Stunden, sodann wurden die Tirailleurs allmählich zurückgezogen, und gegen Mitternacht traten wir in grösster Stille unseren Rückmarsch an, die Cavallerie vorausschickend. Die Nacht war stockfinster, und nur der rothe Widerschein des noch immer brennenden Dorfes und der Wachtfeuer erleuchteten uns etwas den Pfad im Walde. Glücklicherweise beunruhigten uns die Feinde nicht; sie mochten den Gedanken des Verlustes ihres uneinnehmbaren Djuwek noch nicht fassen können. Auf der Derbenter grossen Strasse angekommen, wurde beim Dorfe Welikent 4 bis 5 Stunden gehalten, und von den Soldaten sofort ein grossartiger Bazar oder vielmehr eine Auction ihrer reichen Beute eröffnet. Hier vereinigte sich Oberst Bassof mit uns, und wir kehrten Abends in unser früheres Lager bei Allmallah zurück, wo wir Alle in einen Todesschlaf versanken, ja selbst die Pferde alle Viere ausstreckten, um sich von ihrer Müdigkeit zu erholen.

Fürst Dadian war mit seiner Truppen-Abtheilung nicht minder thätig gewesen. Er hatte nach hartnäckigem Kampfe das Dorf Chuschni genommen und nebst einigen anderen Dörfern der Umgegend zerstört. Bei weiterem Vordringen wurden seine Truppen von ansehnlicher Feindesmacht angefallen, und nur nach etlichen Stunden heissen Gefechts gelang es, dieselbe in die Flucht zu schlagen. Unser Verlust bestand hier in 6 Todten und gegen 50 Verwundeten, auch der tapfere Chef der 8. Carabinier-Compagnie, Hauptmann Brjesinsky, wurde erschossen. Um seinen Leichnam entspann sich ein erbitterter Kampf, und obgleich derselbe nicht zu retten war, so wurde doch sein Tod gerächt, denn an 12 Lesgier, welche sich um seinen Leichnam umhergesetzt hatten, um das ihm abgenommene Geld und die Kleidung zu theilen, wurden alle durch einen gut gerichteten Kernschuss mit Kartätschen niedergeschmettert; keiner von ihnen stand wieder auf. Uebrigens erfüllte sich auch an dem nämlichen Tage die vor der Expedition vom Verstorbenen geäußerte Prophezeiung: „Sollte ich getödtet werden, so mag auch meine Fuhre (Telega) mit meiner Habe und mit den Pferden zu Grunde gehen“; — denn als die Truppen am Nachmittag desselben Tages längs eines steilen

Bergabhanges weiter vordrangen, stürzte im Wagenzuge wirklich die Fuhre des Verstorbenen mit den Pferden und Allem, was darauf war, in den Abgrund und war unrettbar verloren. Den 5. October wurde von dem Fürsten Dadian das grosse Dorf Chimendi genommen und zerstört, und somit das Räubernest des abtrünnigen Abdul-Risa-Kadi vernichtet. Den 8. kehrten die Truppen unter Fürst Dadian in's gemeinschaftliche Lager von Mamend-Kent zurück.

32. Während nun die aufrührerischen Tabassaranen bestraft wurden, warf sich Kasi-Mullah in's nördliche Dagestan, um dort die Einwohner gegen unsere Regierung aufzuwiegeln. Um dieses wo möglich zu verhüten, sammelten sich im obigen Lager an 7000 Mann Infanterie, 2400 Mann Cavallerie mit zahlreicher Artillerie und erwarteten die Generale Pankratjef und Kochanof. — Den 11. rückten wir nach dem grossen Dorfe Dshemikent und von da nach dem Dorfe Ulu-Terekme, wo ein Theil unserer Truppen lagerte, während der andere sich nach Baschly wandte, dessen Einwohner Geiseln als Zeichen ihrer Unterwerfung stellten. Den 16. kam General Pankratjef an, und nun ging es in starken Märschen durch fruchtbare Ebenen mit grossen Dörfern und allmählich wieder in die nordöstlichen

Vorberge des Kaukasus hinein, bis wir am 22. October Temir-chan-schura erreichten. Auf dem Marsche vergnügten wir uns jeden Tag mit der Fasanenjagd. Die Chans (Adlige) unserer muselmanischen Reiter-Regimenter Karabag, Schirwan u. s. w. hatten Falken bei sich und liessen sie täglich auf Fasanen steigen. Zuvörderst wurden gut abgerichtete Jagdhunde in die Gebüsche geschickt, um die furchtsamen Fasanen daraus aufzuscheuchen, und sobald der Fasan, der einen schweren Flug hat, sich aus dem Gebüsche erhob und eine kurze Strecke geflogen war, wurde dem Falken die Kappe abgenommen. Der Falke sieht sich um, erblickt den Fasan, erhebt sich sogleich über den fliehenden Feind und stösst nun auf denselben herunter, packt ihn mit den Krallen und stösst ihm mit dem Schnabel das Hirn ein. Der Jäger eilt herbei, nimmt ihm den Vogel ab, und giebt ihm den Kopf des Fasans als Lohn. Die Truppen standen gewöhnlich des Nachts im Lager, wir Offiziere aber nahmen unsere Nachtquartiere in den Lesgischen Dörfern und Flecken, in geräumigen, steinernen, gewöhnlich zweistöckigen Häusern, wo wir Hühner, Brod, Gerste für die Pferde u. s. w. im Ueberfluss fanden, auch sahen wir schöne Lesgische Mädchen, selbst manche mit blauen Augen und blonden Haaren.

In einem unserer Nachtquartiere, dem Dorfe Gelli, lebte die Frau des Generals Jermolof, der in Transkaukasien eine schöne Lesgierin geheirathet (natürlich auf die linke Hand) und mit ihr zwei Knaben und eine Tochter gezeugt hatte. Die Söhne schickte er nach Russland, um sie in Petersburg im Cadetten-Corps erziehen zu lassen; die Mutter blieb mit der Tochter in Tiflis, und als Jermolof den Kaukasus verliess, kehrte sie nach Gelli in ihren Geburtsort zurück. Als wir den 22. Gelli verliessen, brachte, auf den Wunsch des General-Adjutanten Pankratjef, ein alter Lesgier die junge Tochter Jermolof's; er war zu Pferde und hielt das Kind im Alter von 5 bis 6 Jahren, in einen Pelz gehüllt, vor sich auf seinem Sattel. Wir Alle betrachteten mit Interesse das schöne Mädchen mit den schwarzen Augen und dem Vater sehr ähnlich. Der General trug mir auf, dem Kinde in seinem Namen zehn Ducaten zu schenken. Gott weiss, was aus diesem Mädchen geworden ist. — In Temir-Chan-Schura, wo später ein permanentes Lager gebildet wurde, aus welchem jetzt eine Provinzialstadt entstanden ist, erfuhr der kommandirende General Pankratjef, dass im Dorfe Jerpeli eine Bande von 8 bis 10,000 Lesgiern unter Umalat-Bey, einem Verwandten des Schamchal's

von Tarki, sich an Kasi-Mullah angeschlossen habe, und Willens wäre, das Dorf zu vertheidigen. Wir liessen also alles Gepäck und Fuhrwesen im Lager bei Temir-Chan-Schura zurück und rückten am 23. gegen Jerpeli vor, dessen Umgebung durch grosse Verhaue geschützt war. Der Tag war kalt und es herrschte ein dichter Nebel. Die Truppen rückten von allen Seiten auf das Dorf und die Verhaue zu, und nachdem der Nebel sich etwas verzogen hatte, wurde Jerpeli mit Sturm genommen, und der Feind trotz seiner Gegenwehr in die Flucht geschlagen, wobei er an 150 Mann auf dem Platze liegen liess. Unsere Truppen erbeuteten unter Anderem an 10,000 Schafe, Ziegen und Hornvieh, so wie auch viele Kupfergeschirre und schöne Teppiche. — Der 24. war ein Rasttag und das Kochen im Lager nahm kein Ende; alle Kessel waren voll Schaffleisch, und junge Hammel wurden am Spiesse gebraten. Die Soldaten thaten sich *bene* und Alles war lustig und fidel. Selbst die zahlreichen Hunde, welche aus den Dörfern den Truppen folgten, streckten alle Viere von sich, so satt hatten sie sich gefressen. Zu mir kam unter Anderem ein Soldat, und bat mich inständigst, ihm einen Teppich abzukaufen und ihn somit von dieser Last zu befreien; er wollte nur 25 Ko-

peken Silber dafür haben, und der Teppich war gross und mit schönen Arabesken. Ich gab ihm die 25 Kopken, konnte aber den Teppich, der vielleicht 20 Silber-Rubel werth war, nicht mitnehmen. Den nämlichen Tag machten wir einen Ausflug nach dem grossen Dorfe Kasanischtschi, wo ein kleines Scharmützel stattfand.

Den 25. gingen wir mit 2500 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavallerie und 12 Geschützen nach der sehr starken Position bei Tschirkei am Flusse Ssulak. Alles Gepäck, die Verwundeten und Kranken, wurden unter starker Bedeckung unter dem Major Leschtschenko bei dem Dorfe Kafir-Kumyk zurückgelassen. Unser Weg führte über Berg und Thal durch ein drei Werst langes Defilée; sodann stiegen wir eine Anhöhe hinauf, welche sich hierauf sanft gegen das rechte Ufer des Ssulak senkt, auf dessen linkem Ufer das genannte grosse Dorf liegt. Von unserer Seite war es so zu sagen unangreifbar. Der reissende Ssulak, 40 bis 50 Faden breit, drängte sich gleich unterhalb des Dorfes durch eine nur einen Faden breite, tiefe granitne Schlucht, über welche eine enge Brücke führte, welche die Lesgier abgetragen hatten. Um nun von unserer Seite zu dieser Brücke zu gelangen, musste man durch

ein enges Felsen-Defilée nur ein Mann hoch, d. h. einzeln im Zick-zack sich winden. An beiden Ausgängen dieser Gasse waren natürliche, bedeckte Wege in den Felsen, längs des linken Ufers des Ssulak, wo der Feind die Ankommenden einzeln *à bout portant* niederschossen konnte. Kugeln und Kartätschen prallten an den Granitfelsen ab. Das gegenüber liegende grosse Dorf zu nehmen, schien unmöglich; denn durch den reissenden Ssulak zu waten oder zu schwimmen war hier unausführbar und 4000 Tschetschenzen und Koïsubulinzen vertheidigten das Dorf und die steile Felsenkette längs des linken Ufers. Kasi-Mullah selbst hatte Tschirkei den Tag vor unserer Ankunft verlassen und seinen Schwiegervater Mullah-Mahomed als Chef der Vertheidigung zurückgelassen.

Nachdem wir die Oertlichkeit untersucht und geprüft hatten, wurde das diesseitige Ufer durch eine Kette von Tirailleurs besetzt, und dann den Truppen die Nachtruhe, nach einem forcirten Marsch, vergönnt. Mit dem Anbruch des 26. October wurden 10 Zwölfpfünder gerade gegenüber dem Dorfe auf einer Anhöhe aufgepflanzt und zwei Sechspfünder bestrichen von der Seite das Defilée der abgetragenen Brücke. Sodann wurden zwei Bataillone Jäger unter Major Kandawurof

abgesandt, um die Furth zu überschreiten, welche, nach den Aussagen unserer Führer, 500 Faden oberhalb unseres Lagers sich befinden sollte. Die muselmanische Cavallerie bekam den Auftrag, den Strom unterhalb der Furth zu durchschwimmen. Während dieser Truppenbewegungen wurde das Dorf mit Vollkugeln und Granaten überschüttet; letztere zündeten an verschiedenen Orten, crepirten und tödteten Menschen und Vieh. Da Tschirkei wie auf der Hand vor unseren Augen auf dem gegenseitigen Ufer sich ausbreitete, so sahen wir den Tumult im Dorfe und hörten deutlich das Geschrei der Weiber, das Wehklagen der Kinder, so wie das Gebrüll des Viehes. Die Einwohner wollten ihr Dorf nicht vernichtet und verbrannt sehen, und als nach einer halben Stunde an mehreren Orten die Flammen in die Höhe stiegen, sahen wir eine Deputation mit weissen Fahnen aus dem Dorfe dem Ufer des Flusses zueilen, um uns zuzurufen, dass wir das Feuer einstellen sollten, indem die Einwohner gesonnen seien, den Eid der Treue zu schwören und eine 12pfündige Karthaune herauszugeben, welche in einem früheren Gefechte mit den Tschetschenzen im Walde von Auchof vom General Emanuel zurückgelassen werden musste. Auf Befehl des Generals Pankratjef wurde das Tirail-

leur- und Geschütz-Feuer eingestellt, und ich konnte mich nun dem Ufer nähern und zwar dem Punkte, wo der Ssulak sich durch die furchtbare, enge Schlucht seine Bahn bricht. Auf jener Seite waren theils natürliche, theils künstlich in die Felsen gehauene bedeckte Wege, so dass es unmöglich gewesen wäre, den Uebergang hier mit Gewalt zu erzwingen. Während des Kampfes hatten wir 10 Todte und 70 schwer und leicht Verwundete, auch etwa 70 muselmanische Cavallerie-Pferde waren getödtet oder verwundet worden. Nach den Aussagen der Einwohner hatten sie an 300 Todte und Verwundete.

Den 27. kehrten die Truppen nach Chalim-Aul bei Kafir-Kumyk zurück, wo wir des schlechten Wetters wegen liegen bleiben mussten. Oberst Rokassowsky befahl hier ein hitziges Fieber, und dessen Bett musste unter ein Zelt im Zimmer aufgestellt werden, da der Regen durch das Dach traufte. In Chalim-Aul erschienen nun die Abgeordneten von den Bergdistricten Salatau, Gumbet, Koisubuli, Tschirkei und anderen Gebieten des nördlichen Dagestan, schwuren den Eid der Treue und lieferten die oben erwähnte Haubitze aus. Den 30. marschirten wir nach dem Dorfe Paraul zurück, und General Pankratjef machte mit uns

einen Ausflug nach Tarki, der Residenz des Schamkals und besah auch die damals berühmte Festung Burnaja, von Jermolof erbaut, welche später verlassen wurde. — Die Truppen waren in den Flecken und Dörfern Karabudak-Kent, Buinak, Otamysch, Kajakent und in anderen Orten aufgestellt, um die Umgegend zu bewachen, während die muselmanischen Cavallerie-Regimenter aus Karabag, Schirwan und Kasach unter der Anführung ihres Chefs Kalbalaï-Chan (General-Major) entlassen wurden, da solche schon acht Monate im Felde standen, die rauhe Jahreszeit sich näherte und ihre Pferde erschöpft waren.

33. Unterdessen war Kasi-Mullah aus Dagestan nach der Tschetschnja geflohen, sammelte hier neue Räuberbanden, wurde aber vom General Weliaminof den 19. October bei Tschir-jurt auf's Haupt geschlagen und floh abermals in die Berge. Aber unermüdlich in seinen Versuchen, unseren Truppen oder den Bewohnern am unteren Terek zu schaden, gelang es ihm, General Weliaminof in die Gegend von Grosnaja zu locken, während er unverhofft sich auf die Stadt Kisljar warf, am 2. November deren Vorstadt plünderte und sich mit Beute und Gefangenen beladen in die Berge zurückzog. — Während dessen war das Haupt-

quartier nach Derbent zurückgekehrt, wo wir den 5. November ankamen. Den 10. reiste unser Oberst Rokassowsky nach Tiflis, da seine Gesundheit sehr litt. Denselben Tag erhielten wir die Nachricht, dass sich Kasi-Mullah wieder in dem nördlichen Dagestan gezeigt hätte. Da nun die Truppen daselbst noch versammelt waren, so begab sich General Pankratjef abermals nach Jerpeli, und wir rückten in Eilmärschen nach. Das Wetter war rauh und kalt, ein schneidender Wind wehte von den Bergen, und als wir den 16. in Jerpeli ankamen, lag schon Schnee. — Ich nahm mein Absteigequartier beim Obersten Meklasczewsky, mit welchem ich einen fröhlichen Abend verlebte. Er hatte einen Urlaub nach Russland erhalten, um seine Braut, von welcher er schon lange getrennt war, zu heirathen. Er zeigte mir die prächtigen Kaschmir-Shawls und die Türkisen, welche er in Persien während des Feldzuges von 1826/28 gekauft und für seine Braut bestimmt hatte. Wir unterhielten uns bis spät in die Nacht; es war leider unsere letzte gemüthliche, freundschaftliche Unterhaltung; denn die Tage dieses vortrefflichen Menschen waren schon gezählt, und er sollte bald ein Opfer dieses Krieges werden.

In Jerpeli erfuhren wir, dass Kasi-Mullah in dem grossen Dorfe Gimri sich aufhielt, wo seine Frau und ein Theil seiner Familie wohnte. Dieser Ort liegt in einer sehr tiefen Schlucht am Koissu, umringt von himmelhohen Felsen, so dass der Zugang ausserordentlich schwierig ist; nur durch enge Fusspfade längs der Bergwände, wo an manchen Stellen selbst Leitern angelegt sind, gelangt man in die Tiefe des ungeheuren Bergkessels, wo Gimri, umringt von blühenden Gärten und Weinlauben, liegt. Die Lesgier und Tschetschenzen hatten bis jetzt geglaubt, dass dieser Ort für unsere Truppen unzugänglich sei, und sie pflegten zu sagen: „nur wenn sich die Russen in Schnee oder Regen verwandelten, wäre es denselben möglich, Gimri zu erreichen.“ General Kochanof hatte schon vor unserer Ankunft sich der Orte Jerpeli, Kasanitschi, Karanai und aller Pfade bemächtigt, die nach den Höhen von Gimri führten, und den 17. wurde ich mit einem grossen Detachement auf diese Höhen geschickt, um eine Demonstration gegen den Ort zu machen. Das Wetter war kalt, und die Anhöhen steil, so dass die Truppen erschöpft oben ankamen; doch ihr Erscheinen daselbst hatte die Folge, dass die Einwohner von Gimri Kasi-Mullah zwangen, diesen Ort mit seiner

Familie zu verlassen und sich nach dem Flecken Ir-
geni zurückzuziehen, wo sich sein Schüler Hamsad-
Beg aus Awarien mit ihm vereinigte. Die Einwohner
von Gimri gaben Geiseln und das Detachement zog
sich wieder von den Höhen nach Jerpeli, Karanaï und
Paraul zurück. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt
war, so wurden die Truppen in die Winterquartiere
gelegt, und Gimri kam diesmal mit dem Schrecken
davon. Im folgenden Jahre (1832) sollte es doch den
russischen Truppen unter der Führung der Generale
Baron Rosen und Weliaminof in die Hände fallen,
und Kasi-Mullah seinen Tod daselbst finden. Diese
Episode des Kaukasischen Bergkrieges ist eine der
interessantesten in den Annalen unserer dortigen Kämpfe,
ich sollte aber nicht mehr Zeuge davon sein.

Den 18. November ritten wir nach Paraul zurück;
der Weg war gefroren und die Engpässe mit Schnee
bedeckt. Auf dem Marsche nach genanntem Dorfe be-
gegnete ich zum letztenmal Meklaschewsky; er hielt
auf einem Hügel auf seinem prachtvollen Goldhengst
aus Karabag, eine Lesgische Schafmütze auf dem
Haupte, und leitete den Marsch seines Regiments und
einer schweren Batterie durch den Hohlweg. Ich ritt
an ihn heran, wir stiegen beide vom Pferde, um Ab-

schied von einander zu nehmen und uns zu umarmen. Ich fragte ihn, ob er über Tiflis oder Kisljar seine Rückreise nach Russland antreten würde; im ersteren Falle hoffte ich auf baldiges Wiedersehen in Tiflis; allein er schien niedergeschlagen zu sein und eine Ahnung seines nahen Todes zu haben; denn er gestand mir, dass er gewiss sei, nicht lebend aus Dagestan herauszukommen. Ich suchte ihn aufzuheitern und fügte hinzu, dass die Truppen ja die Winterquartiere bezögen und alle Feindseligkeiten des annähernden Winters wegen eingestellt seien; allein seine Melancholie blieb dieselbe und er nahm mit Thränen in den Augen Abschied von mir — Abschied auf ewig, wie wir gleich sehen werden.

Den 19. und 20. brachten wir in Buinak zu, wo der General Pankratjef einen Adjutanten des neuen Corps-Commandirenden Baron Rosen empfing, welcher ihm dessen Ankunft in Tiflis meldete. Den 22. kamen wir nach Derbent zurück. Unser letzter Ritt aus dem Nachtquartier in Dshemikent war ein angenehmer; es war schönes, warmes Wetter; wir Offiziere machten mit den Tatarischen Chans Wettrennen, eine Art Fantasia; dabei erhitzte ich mich, gab meine Filz-Burka an meinen Diener ab, und als wir etwas später an

einer Bergschlucht vorbei ritten, sauste aus derselben ein so kalter Wind auf uns nieder, dass ich sogleich eine Erkältung fühlte und bei meiner Ankunft in Derbent auch einen Fieber-Anfall bekam, der sich etliche Male wiederholte, und ein Paar China-Pulver nöthig machte, um mich den 30. vom Fieber zu befreien. Unterdessen waren Nachrichten aus dem nördlichen Dagestan eingetroffen, welche uns tief betrübten.

Nachdem Kasi-Mullah genöthigt worden war, Gimri zu verlassen, suchte er sich neue Anhänger zu verschaffen, fand auch etliche hundert fanatische Lesgier verschiedener Stämme, und stieg, von seinem Schüler Hamsad-Beg-Awarsky begleitet, den 22. November aus den Bergen von Koisubuli herunter. Er nahm mit 400 Genossen 11 Werst von Kasanischtschi bei dem „Tschumkessken“ genannten Orte eine feste Stellung ein, umringt von Wald und Schluchten und geschützt durch Verhaue. General Kochanof ging demselben entgegen, allein in der Umgegend von Kasanischtschi angekommen, fiel ein so dichter Nebel, dass es unmöglich war, in diesem wilden Terrain etwas auszurichten, und die Truppen mussten sich wieder nach Dshengutai, Paraul und Kasanischtschi zurückziehen, nachdem mehrere Soldaten im dichten

Nebel verschwunden und wahrscheinlich von den Lesgiern getödtet worden waren. Um nun den Feinden keine Gelegenheit zu geben, sich in Tschumkessken und in der Umgegend festzusetzen, gab General Pankratjef den Befehl, diesen Punkt zu nehmen und zu zerstören; und da General Kochanof krankheitshalber das Commando der Truppen dem ältesten Chef nach ihm, nämlich dem Obersten Meklaschewsky übergab, so war letzterer genöthigt, seine Abreise nach Russland zu verzögern und den Befehl des Ober-Generals auszuführen. Er verliess also den 1. December Kasanischtschi, wo er die Wagenburg unter einer Bedeckung zurückliess, und führte seine zwei Bataillone und eilf Compagnieen der Regimenter Kura und Apscheron mit eilf Geschützen gegen Tschumkessken, wo sich Kasi-Mullah unterdessen tüchtig verschanzt hatte, auch seine Schaar auf 1000 Mann Lesgier angewachsen war. Auf dem Marsche schnitt Oberst Meklaschewsky 200 Awaren ab, welche sich mit Kasi-Mullah vereinigen wollten, tödtete einen Theil derselben, und verjagte den Rest in die Wälder und Berge. In der Nähe von Tschumkessken angekommen, überzeugte sich Oberst Meklaschewsky, dass es unmöglich war, die Artillerie auf die gegenüberliegende Seite der Schlucht zu schaffen,

welche die Truppen von Tschumkessken trennte. Zu gleicher Zeit berichtete Fürst Beibutof, Major des Regiments von Nishnij-Nowgorod, dass alle Bergpfade, die auf die gegenüberliegenden Höhen führten, mit dichten Verhauen versperrt waren; daher entschloss sich Oberst Meklaschewsky, um bei den kurzen Tagen keine Zeit zu verlieren, das Fussvolk allein zum Stürmen zu führen. Während die Verhaue durch eine Batterie von acht Geschützen von der Höhe beschossen wurden, stürzten sich drei Bataillone Jäger und Apscheroner die Höhe hinunter gegen die Verhaue und verjagten die Feinde, welche sich theilweise in eine Verschanzung, Agatsch-Kalassi (Holzfestung) genannt, retteten. Von allen Seiten umringt, kämpften sie den Kampf der Verzweiflung. Dieser Zufluchtsort bestand in einem Viereck von dicken, doppelten horizontalen Baumstämmen, mit Schiessscharten versehen, von oben mit Erde bedeckt, und von der Südseite durch eine Schlucht von 50 Faden Tiefe geschützt. Alle Feinde, denen es nicht gelang, sich in dieses Reduit zu retten, wurden niedergestochen. Vor diesem Holzfort aber fand die Infanterie den heftigsten Widerstand. Ein dichter Kugelregen, beinahe *à bout portant*, lichtete die Reihen der Stürmenden, die, von ihren tapferen Offizieren geführt,

sich auf die Schanze stürzten und die darauf gesteckte Fahne herunterrissen. Oberst Meklaschewsky, von der Höhe herab den heftigen Kampf beschauend, liess sich von seiner Tapferkeit hinreissen und stürzte sich zu Pferde den steilen Abhang hinunter, von zwei Compagnien vom Regiment Kura gefolgt, welche vom Major Beibutof geführt, sich nach ihm von der Batterie aus in die Schlucht stürzten und die gegenüberliegende Höhe hinankletterten. In der Tiefe angekommen, stieg der tapfere Oberst Meklaschewsky vom Pferde und führte seine Getreuen im Sturmschritt gegen die Schanze, aus welcher die Lesgier einen Kugelhagel auf die Angreifenden sandten. Meklaschewsky war mit seinen Jägern bis dicht an die Schanze vorgedrungen, als ihn eine tödtliche Kugel niederstreckte; er konnte nur noch die Worte aussprechen: „Gebt meinen Leichnam nicht dem Feinde preis!“ und hauchte seine edle Seele aus. Seine Todesahnung hatte sich leider erfüllt, — er starb den Heldentod auf dem Felde der Ehre. Ruhe seiner Asche! — Während dieses wüthenden Sturmes wurden schwer oder tödtlich verwundet: Oberstlieutenant Michailof, Major Kandaurof, fünf Ober-Offiziere und eine grosse Anzahl Soldaten.

Der Major vom Regiment Apscheron, Abramenko,

und Fürst Beibutof übernahmen das Kommando, und es gelang ihnen, den Feind aus der Schanze herauszuschlagen oder zu vernichten. Die einbrechende Dunkelheit endigte den Kampf und begünstigte die Flucht der wenigen sich rettenden Feinde. Die Holzfestung wurde sogleich in Brand gesteckt und erhellte während der Nacht den grauenvollen Kampfplatz, auf welchem die ermüdeten Krieger lagerten, den Tod ihres geliebten Führers betrauernd. Seine Leiche wurde einbalsamirt und nach seinem Gute in Süd-Russland gesandt.

Den andern Morgen übernahm der älteste Stabs-offizier, Major Ziklaurof, vom Regiment Kura den Oberbefehl über das Detachement, machte die Schanzen dem Erdboden gleich und liess das Gehölz umher aushauen und verbrennen. Sodann wurden die Todten begraben. Mehr als 150 feindliche Leichen und 70 Pferde lagen auf dem Wahlplatze, ohne diejenigen zu rechnen, welche in der Holzfestung verbrannt waren. Unter den ersten fand man einen der Haupt-Rathgeber und Gehülfen Kasi-Mullah's, Aksai-Redjibof; — kein Gefangener war gemacht worden, denn die erbitterten Soldaten gaben Niemand Pardon. Zwei Fahnen Kasi-Mullah's und eine Hamsad-Beg's, so wie auch deren Pferde mit

Sattelzeug, eine reiche Beute in Gold und anderen werthvollen Sachen fiel den Siegern in die Hände; auch fand man den Koran und die Gebetbücher des falschen Propheten, ein Zeichen, in welcher Eile er sich gerettet hatte. Aber auch unser Verlust war bedeutend, Oberst Meklaschewsky, Major Kandaurof, die Hauptleute Ragusin und Sinetnikof waren unter den Todten, alle mir theure, liebe Kriegskameraden, mit welchen ich so manches Glas Wein bei heiterem Gespräche am Bivouacfeuer geleert hatte. An Soldaten wurden 92 getödtet und 282 verwundet. Dieser Kampf von Tschumkessken war einer der erbittertsten im nördlichen Dagestan; die Bande Kasi-Mullah's wurde durch denselben vernichtet und zerstreut; er selbst verbarg sich mit wenigen Getreuen, worunter Hamsad-Beg, in einer Höhle unweit Gimri, wo er sich schon früher einen Zufluchtsort bereitet hatte, und während des Winters 1831/32 hörte man nichts mehr von ihm. Tschumkessken und dessen Umgebungen hiessen von nun an das Meklaschewski'sche Feld.

Jetzt wurden die Truppen in ihre Winterquartiere nach den Dörfern Karabudak-kent, Dshemikent, Biledje und der Festung Kuba verlegt. Vom verwaisten 42. Jäger-Regiment ging ein Bataillon auf die Linie am

Terek; das zweite ging mit der Leiche seines theuren Führers in sein Stabsquartier nach der Festung Schuscha in Karabag zurück. So schloss der Feldzug gegen Kasi-Mullah im Jahre 1831. — Das folgende Jahr erneuerten sich die Kämpfe im nördlichen Dagestan, sie endeten mit der Einnahme des Bergkessels Gimri und mit dem Tode des falschen Propheten, dem bald darauf der berüchtigte Schamyl folgte. Der erbitterte Kampf gegen diesen währte bis 1859.

34. Den 5. December verliess ich mit einigen Kameraden des Stabes Derbent; wir ritten bei Kälte, Schnee und heftigem Winde zwischen der Küste des Kaspiischen Meeres und den östlichen Vorstufen des Kaukasus nach Süden zu, kamen am 11. in Baku an und stiegen beim Kommandanten dieser Festung, Oberst Kalomeïzof ab, welcher uns erwartet hatte, und uns mit einem trefflichen Frühstück erquickte. Sodann wurde mir eine geräumige und schöne persische Wohnung angewiesen, wo ich mich bequem einrichtete, um etliche Tage auszuruhen, die Stadt und Umgegend zu besuchen, und weitere Befehle von unserem Chef, General Pankratjef, zu erwarten. Die einzige Unbequemlichkeit dieser persischen Wohnung war, dass wir in Ermangelung von Oefen oder Kaminen unsere Zimmer mit

glühenden Kohlen in einem kupfernen oder irdenen Becken heizen mussten. Dergleichen Heiz-Apparate, Mangul genannt, findet man im ganzen Orient, besonders in der Europäischen Türkei; sie können durch ihre Ausdünstung leicht gefährlich werden.

Die Stadt Baku war 1831 eine hübsche Provinzialstadt, mit reinen Strassen und einer doppelten Festungsmauer, sehr gut unterhalten. Die Aussicht auf den halbkreisförmigen Hafen und das Meer war reizend; in der Ferne erblickte man mehrere Inseln. Der Bazar ist gross, das Getriebe auf den Strassen lebhaft; der Palast des ehemaligen Chan ist schön, verfällt aber allmählich in Ruinen. Am Abend nach meiner Ankunft hatte ich das für mich neue und schöne Schauspiel der ewigen Feuer, welche ihre hellen Flammen hoch in die Luft ausbreiten, und Nachts eine Art Leuchtthurm bilden. Die Feuerflammen sah man deutlich von Baku aus; sie erheben sich aus dem Tempel der Ghebern oder indischen Feueranbeter, ungefähr 16 Werst östlich von Baku auf der Halbinsel Apscheron, und ich nahm mir vor, sie noch vor meiner Abreise zu besuchen. Trotz des ewigen Regens besah ich mir die Naphta-Brunnen in der Nähe der Stadt, welche der Krone jährlich eine bedeutende Summe ein-

tragen, besuchte auch einen Ball, welchen der Commandeur uns zu Ehren gab. Wir hatten hier Gelegenheit, viele hübsche Armenierinnen zu bewundern, so wie auch eine schöne Perserin, die Schwester des früheren Chans von Talysch, welche ein Major Illinsky aus dem Harem entführt und später geheirathet hatte. Sie war, was man *une maîtresse femme* nennt, von vielem Charakter und sehr *dégagée*; ich frühstückte den nächsten Tag bei ihr mit dem General Pankratjef, und sie bot Alles auf, uns zu bezaubern. Nach diesem persischen Frühstück machten wir einen Ausflug nach Atesch-gah, den ewigen Feuern der Ghebern. Das Kloster dieser Hindu's hatte im Grundriss die Form eines unregelmässigen Fünfecks. Am Eingang befand sich der grosse Tempel mit vier Feueressen, die eine Höhe von 30 bis 35 Fuss hatten, und aus welchen beständig das entflammte Wasserstoffgas ausströmte. Im Hofe des Klosters standen noch vier Schlote mit brennendem Gase, in der Mitte ein kleiner Tempel, und längs der Mauern waren kleine Zellen mit gewölbten Decken, in welchen die Ghebern, jeder für sich, wohnten. Es waren Hindu's, von dunkelbräunlicher Hautfarbe, sehr mager und bis auf einen schmalen Gürtel von Baumwollenzeug um die Hüften nackt. In

jeder Zelle brannte beständig eine natürliche Flamme aus Wasserstoffgas, und neben dem Sitz des Bewohners befand sich ein 2 bis 3 Fuss hohes, 3 bis 4 Fuss langes und ziemlich schmales Mauerstück mit kleinen Löchern, die man ebenfalls in gleich viele Gasflammen verwandeln konnte. Alle Zellen waren im Innern weiss getüncht und reinlich gehalten. Der Hindu, in dessen Zelle wir eintraten, sprach etliche Worte Englisch, denn er diente früher unter den Seapoys in Indien; er blies in eine grosse Muschel mit schrillendem Tone, bevor er sein Gebet verrichtete, nährte sich, wie alle seine Gefährten, von Brod und Kräutern, selten mit Reis (Pillav), den jeder sich beim natürlichen Feuer in seiner Zelle zubereitete. Die Anzahl der hiesigen Feueranbieter war damals zehn bis zwölf, und die Gestorbenen wurden später durch neue Pilger aus Bombay ersetzt.

Vor dem Kloster befand sich ein tiefer Brunnen, in welchem die Luft mächtig mit Wasserstoffgas geschwängert war. Vor unseren Augen bedeckte man die Oeffnung des Brunnens mit einer Filzdecke oder einer Matte aus Binsen, liess den Brunnen auf diese Weise etliche Minuten bedeckt, sodann warf unser Führer eine Hand voll brennendes Stroh in die Tiefe desselben, zog die Decke schnell hinweg und alsbald

erfolgte die Explosion mit lautem Knalle. In der Nähe sahen wir auch natürliche Kalköfen. Die Einwohner häuften nämlich eine Masse Kalksteine bis zu einer gewissen Höhe auf, und zwar so, dass die Flammen überall die Steine belecken konnten, sodann machten sie mit einem eisernen Stabe oder Ladstock Löcher in den Boden unter und um die Steine herum, brachten an diese Oeffnungen brennendes Stroh und augenblicklich schlugen Flammen heraus, hervorgebracht durch das Wasserstoffgas, mit welchem der Erdboden hier geschwängert ist. Die ganze Halbinsel Apscheron, so wie die Umgegend von Baku ist in geologischer Hinsicht merkwürdig und interessant durch ihre zahlreichen Naphtaquellen, Schlamm-Vulkane und ewigen Feuer.

Der zweiwöchentliche Rückmarsch von Baku nach Tiflis wurde am 15. December angetreten; er verlief ohne absonderliche Abenteuer, aber unter körperlichen Anstrengungen, da wir die Hälfte Weges zu Pferde blieben, wenn auch nicht immer auf den eigenen, deren Zahl bei mir, in Folge der grossen Anstrengungen, von fünf bereits auf zwei beschränkt worden war. In Jelissawetpol wurde ein interessanter Halt gemacht, insofern eine Recognoscirung des dortigen Schlachtfeldes die Situation vergegenwärtigte, in welcher Graf Paskjewitsch

i. J. 1826 mit 7000 Mann 50,000 Perser unter Abbas-Mirsa total schlug und damit seinen Feldherrnruhm gründete. Nach einer Abwesenheit von 6½ Monaten oder 201 Tagen kamen wir am 29. December in Tiflis an. Ich stieg bei meinem alten Freunde, dem Chef der diplomatischen Kanzlei, Rodofinikim, ab, fand die freundlichste Aufnahme und verschiedene alte Bekannte wieder und beeilte mich vor Allem, zu körperlicher Erquickung ein persisches Bad zu nehmen. Den 30. stellte ich mich dem Chef des Generalstabes General Wolchowsky vor, sodann dem neuen Chef der Kaukasischen Armee und Kaukasiens, Baron v. Rosen und seinem Vetter, dem General-Lt. Rosen, meinem alten Bekannten vom Lager bei den Königsbrunnen, endlich meinem lieben Freunde, dem Oberst Rokassowsky, bei welchem ich wieder Wohnung und Tisch fand. Das Jahr 1831 schloss aber für mich mit einem Fieberanfall, am 31. December, wahrscheinlich durch Erkältung nach dem Bade.

Zweites Buch.

1832 und 1859.

Allgemeines über den kaukasischen Krieg und Einzelnes aus den Kriegsjahren 1832 und 1859.

§ 1. Allgemeines über den kaukasischen Krieg.

1. Die ersten vier Monate dieses Jahres brachte ich in Tiflis auf eine sehr angenehme Weise zu, häufige Fieberanfälle abgerechnet, welche mich belästigten. Meine Morgenstunden waren dem Dienste gewidmet und meine Abende vielfach bis in die Nacht hinein dem Sammeln und Ausschreiben der zahlreichen Materialien zu einer späteren Beschreibung der Bergvölker des Kaukasus, welche Arbeit ich bereits seit meiner Ankunft in diesem so interessanten Lande im Sinne hatte. Diese Beschäftigung verhinderte mich jedoch nicht, Gesellschaften zu besuchen und mit Freunden zahlreiche Spazierritte in die Umgegend zu machen; auch wurde ich in die lebenswürdige Familie des Corps-Commandeurs Baron Gregori Wladimirowitsch Rosen

eingeführt, zu den kleinen Bällen und Abendgesellschaften eingeladen und ertheilte selbst Unterricht in der Mathematik einem der Söhne des Hauses, Dimitri Rosen. Unsere Mittagessen im Freien in angenehmer Gesellschaft hatten, wie im vorhergehenden Jahre, ihren Fortgang, ebenso meine geistigen Unterhaltungen mit Oberst Rokassowsky. Während des Carnevals gab Baron Rosen einen costümirten Ball, zu welchem die Elite der russischen, georgischen und armenischen Gesellschaft eingeladen war, so wie auch etliche Perser, Kurden und Häuptlinge verschiedener Bergstämme, welche sich damals in Tiflis aufhielten; alle Costüme und Typen der Völkerschaften des Kaukasus, Persiens und der asiatischen Türkei waren vertreten. Die Fräulein Lydie und Sophie Rosen als Cauchoises waren ganz allerliebste, aber die Krone des Balles war die junge Fürstin Catharine Tschavtschawadse, eine Georgierin, damals 17 Jahre alt, und als junge Tscherkessin costümirt, ein Bild orientalischer Schönheit, schlank wie eine Palme, mit wunderschönem Profile und feurigen, schwarzen Augen, wie eine Sylphide tanzend. — Dreissig Jahre später sah ich sie wieder in der Hauptstadt als Fürstin von Mingrelien, zwar immer noch eine schöne Frau, aber dennoch — *Tempi passati.*

Da meine Fieberanfälle immer häufiger wurden, und selbst China nicht mehr half, sondern nur China mit Jod vermischt, in Citronensaft aufgelöst, so rieth mir unser Arzt Wichmann, den Kaukasus zu verlassen, oder wenigstens die Luft zu verändern, sonst wäre es leicht möglich, dass meine Gebeine in Georgien blieben. Der Himmel war mir jedoch auch hier wieder günstig, denn vier Tage nach dem Ausspruch Dr. Wichmann's erhielt ich einen Befehl unseres General-Quartiermeisters, General-Adjutanten von Neidhardt aus Petersburg, unverzüglich nach der Hauptstadt zurückzukehren. Ich sah diese Ordre als eine Fügung Gottes an, bereitete mich augenblicklich zur Abreise vor, verkaufte meine kleine Haushaltung so wie auch meine Pferde, ordnete meine zahlreichen Papiere und setzte im Voraus das Programm auf, nach welchem ich im Sinne hatte die Bearbeitung meiner Materialien vorzunehmen, um sie bei meiner Ankunft in Petersburg unserem Chef zur Genehmigung vorzulegen.

Ich verliess Tiflis den 27. Mai, nachdem ich von allen Freunden Abschied genommen hatte, und besonders vom Obersten R., welchen ich bald in der Hauptstadt wiedersehen sollte. — Trotz Ende Mai wehte ein kalter Wind, und ich bekam einen so heftigen Fieberanfall

30 Werst von Tiflis, dass ich mich unter einem Baume niederlegen musste, um das Ende desselben abzuwarten; dann fuhr ich durch das reizende Thal der Aragwa über Ananur nach Passanaur, wo ich am Pfingst-Sonntag den 29. Mai ankam. Hier hatte ich aber einen Fieberanfall, welcher mit heftigem Erbrechen endete. Trotz meiner Erschöpfung reiste ich weiter nach Kwischeti, dem Aufenthalt des Chefs der umliegenden Bergbewohner, Oberst Tschelajef, eines alten Bekannten, welcher mich freundlich einlud, einen Tag bei ihm zu verweilen. Kwischeti liegt am Fusse des südlichen Abhanges der Kaukasischen Hauptkette, an der Aragwa, welche hier aus den Bergschluchten, beim Eintritt in das schöne Georgien, ihren Lauf nimmt, um sich ohnweit Mzchet mit der Kura zu vereinigen. Bei dem Oberst Tschelajef fand ich Orjitzky, einen reichen gebildeten Mann, aber einer der Decabristen, welcher in das Dragoner-Regiment von Nishnij-Nowgorod als Gemeiner verwiesen war und nach sechsjährigem Exil die Erlaubniss erhalten hatte, nach Russland mit Ausnahme der beiden Hauptstädte zurückzukehren. Er schloss sich mir als Reisegefährte an. Den 30. hatten wir das schönste Wetter und die Kaukasischen Berge zeigten sich in ihrer ganzen Pracht; die Gegend war

reizend und wir konnten nicht genug ihre Mannichfaltigkeit bewundern. — Ein Spanier, General von Betten-court, s. Z. Chef der Wege- und Wasser-Verbindungen in Russland, der den Kaukasus im Jahre 1819 besuchte, konnte sich nicht enthalten, als er in das Thal der Aragwa herabstieg, auszurufen „*cual hermosa Andalusia*“ (welches schöne Andalusien). — Unsere Gesellschaft wurde noch durch zwei neue Ankömmlinge aus Tiflis vermehrt, den General Reutt, den tapferen Vertheidiger Schuscha's im Jahre 1826, und den Oberst Kuprianof, Adjutant des Fürsten Mentschikof. —

Den 31. Mai schickten wir unsere Equipagen, mit Ochsen bespannt, voraus und verliessen dann zu Pferde unseren freundlichen Wirth, um den steilen Weg nach Kaïschaur hinauf zu klimmen. Oben angekommen, warf ich den letzten Blick zurück auf das reizende Georgien, dessen Andenken Jedem theuer ist, welcher etliche Jahre daselbst und in den kaukasischen Ländern zugebracht hat. Dieses poetische Land besitzt einen eigenen Reiz, der sich eines Jeden bemächtigt und einen besonderen Stempel auf Alles drückt, was hier lebt und webt. Mir war es vom Schicksal bestimmt, den Kaukasus noch dreimal zu besuchen.

Der Weg von Kwischeti nach Kaïschaur hebt sich,

wie gesagt, steil aufwärts und zieht sich im Zickzack an den Abhängen der Hauptkette hin; wir ritten durch das bekannte Teufelsthal und über den Gutt- und Kreuzberg-Pass, nach Kobi in das Terekthal. Mit dem Uebergange über die Berge verschwanden meine Fieberanfälle wie durch Zauber und kamen während 40 Jahre nicht wieder zum Vorschein.

Den 1. Juni ritten wir bei dem herrlichsten Wetter weiter nach Kasbeck, wo wir den neuen Exarchen von Georgien fanden, der uns seinen Segen gab, passirten das wildromantische Defilé von Darjal und rückten am 2. in Wladikawkas ein. Hier begrüßte ich alte Bekannte, brachte den 3. im Kreise der Familie Skwortzof zu, ging am 4. mit der grossen Carawane nach Jekaterinograd, welche allwöchentlich zweimal, unter immer noch nothwendiger militairischer Bedeckung, durch die grosse Ebene der Kabarda expedirt wird. Im Fluge eilte ich nach Moskau, ruhte daselbst bei lieben Verwandten und Bekannten zehn Tage aus und traf nach mehr denn zweijähriger Abwesenheit am 6. Juli 1832 in St. Petersburg ein.

2. Obgleich ich mich im Verlaufe des Jahres mit der Beschreibung der Kaukasischen Bergvölker zu befassen hatte und auch so glücklich war, für den im Januar

1833 vollendeten ersten Theil die vollste Zufriedenheit meines hohen Chefs, des Generals von Neidhardt, und eine Allerhöchste Geldbelohnung von 3000 Rubel banco zu ernten, also nicht unmittelbar an den kriegerischen Ereignissen theilnehmen konnte, so sei es mir doch gestattet, einige interessante Episoden aus den Kämpfen im östlichen Kaukasus i. J. 1832 mitzutheilen und hierbei die von einem russischen Officier T als Augenzeugen publicirte meisterhafte Beschreibung auszüglich zu verfolgen.

Bevor ich jedoch hierzu schreite, muss ich an der Hand zweier bewährter Autoren (Fadejew und Romanowsky) einige Worte über den „Muridismus“ fallen lassen, weil ohne seine Würdigung die Hartnäckigkeit der kaukasischen Kämpfe und namentlich die Erbitterung der Vertheidigung nur ungenügendes Verständniss finden kann.

Als im Jahre 1801 General Knorring das frühere Königreich Georgien für Russland in Besitz nahm, befand sich der ganze Kaukasus, das Gebirge wie auch Transkaukasien, in einem wahren Chaos. Die Bewohner des letzteren waren in völlige Auflösung zerfallen, nicht durch innere Fäulniss, sondern in Folge äusserer, unaufhörlicher und unerhörter Gewaltthatigkeit. Der

ganze Kaukasus war in einen einzigen Sklavenmarkt umgewandelt worden. Man braucht sich nur zu erinnern, dass die Mameluken in Egypten, die Leibwache der Chalifen von Bagdad, Gürdjo, d. h. Georgier genannt, nur aus Kaukasischen Sklaven bestanden; dass die ersten Janitscharen denselben Ursprung hatten, dass alle weissen Sklaven in Persien und der Türkei aus dem Kaukasus dahin geschleppt worden sind, dass die türkischen Harems von Kaukasischen Frauen und Mädchen angefüllt waren, und dass die Ethnologie die Vermischung mit Kaukasierinnen als Ursache der Verwandlung des Typus der Osmanischen Horde in den jetzigen türkischen, angiebt. — Wenn man alle diese Thatsachen zusammenstellt, so kann man die unglückliche Lage begreifen, aus welcher die russische Regierung Transkaukasien befreite. Von der Zeit an, wo das Königreich Georgien, welches auch seiner Zeit die Gebirge beherrschte, von den wilden Horden Tshinghiskan's zertreten wurde, verschwand jeder Gedanke von Recht und Ordnung aus der Landenge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Die dortigen Völkerschaften theilten sich in zwei Parteien, in Jäger und in Beute, je nachdem sie in unzugänglichen Schluchten oder in der Ebene wohn-

ten. Aber auch dieser Unterschied verschwand mit der Zeit. Von Jugend an auf den Menschenraub abgerichtet, gewöhnten sich die Kaukasischen Bergbewohner so an dieses Handwerk, dass sie solches in ihre eigenen Schluchten übertrugen. Von der Menschenjagd aus Georgien zurückkehrend, legten sie dem Nachbar einen Hinterhalt, und stahlen ihm seine Kinder weg, verkauften oft selbst die eigenen. Zu Lande und zu Meer wurden aus dem Kaukasus ganze Sklavenladungen abgefertigt; nicht schwarze, wie von der Küste von Guinea, sondern Menschen der weissen europäischen Race und meistens Christen. Noch während des 18. Jahrhunderts lebte der ganze Kaukasus noch wie in der vorhistorischen Zeit, in welcher mit denselben Mitteln der Grund zur allgemeinen Sklaverei gelegt wurde.

Die Uebergabe Georgiens an die russische Regierung machte dieser Schmach ein Ende, aber nicht auf einmal. Um Transkaukasien von den Lesgischen Räuberbanden zu säubern und zu befreien, musste man sie während 15 Jahren ausrotten, wie man wilde Thiere ausrottet; und im Laufe dieser Epoche waren die russischen Streitkräfte in Transkaukasien nicht gross und hatten sich mit wichtigeren Kämpfen zu beschäftigen. Persien und die Türkei, seit drei Jahrhunderten in be-

ganze Kaukasus war in einen einzigen Sklavenmarkt umgewandelt worden. Man braucht sich nur zu erinnern, dass die Mameluken in Egypten, die Leibwache der Chalifen von Bagdad, Gürdjo, d. h. Georgier genannt, nur aus Kaukasischen Sklaven bestanden; dass die ersten Janitscharen denselben Ursprung hatten, dass alle weissen Sklaven in Persien und der Türkei aus dem Kaukasus dahin geschleppt worden sind, dass die türkischen Harems von Kaukasischen Frauen und Mädchen angefüllt waren, und dass die Ethnologie die Vermischung mit Kaukasierinnen als Ursache der Verwandlung des Typus der Osmanischen Horde in den jetzigen türkischen, angiebt. — Wenn man alle diese Thatsachen zusammenstellt, so kann man die unglückliche Lage begreifen, aus welcher die russische Regierung Transkaukasien befreite. Von der Zeit an, wo das Königreich Georgien, welches auch seiner Zeit die Gebirge beherrschte, von den wilden Horden Tshinghiskan's zertreten wurde, verschwand jeder Gedanke von Recht und Ordnung aus der Landenge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Die dortigen Völkerschaften theilten sich in zwei Parteien, in Jäger und in Beute, je nachdem sie in unzugänglichen Schluchten oder in der Ebene wohn-

ten. Aber auch dieser Unterschied verschwand mit der Zeit. Von Jugend an auf den Menschenraub abgerichtet, gewöhnten sich die Kaukasischen Bergbewohner so an dieses Handwerk, dass sie solches in ihre eigenen Schluchten übertrugen. Von der Menschenjagd aus Georgien zurückkehrend, legten sie dem Nachbar einen Hinterhalt, und stahlen ihm seine Kinder weg, verkauften oft selbst die eigenen. Zu Lande und zu Meer wurden aus dem Kaukasus ganze Sklavenladungen abgefertigt; nicht schwarze, wie von der Küste von Guinea, sondern Menschen der weissen europäischen Race und meistens Christen. Noch während des 18. Jahrhunderts lebte der ganze Kaukasus noch wie in der vorhistorischen Zeit, in welcher mit denselben Mitteln der Grund zur allgemeinen Sklaverei gelegt wurde.

Die Uebergabe Georgiens an die russische Regierung machte dieser Schmach ein Ende, aber nicht auf einmal. Um Transkaukasien von den Lesgischen Räuberbanden zu säubern und zu befreien, musste man sie während 15 Jahren ausrotten, wie man wilde Thiere ausrottet; und im Laufe dieser Epoche waren die russischen Streitkräfte in Transkaukasien nicht gross und hatten sich mit wichtigeren Kämpfen zu beschäftigen. Persien und die Türkei, seit drei Jahrhunderten in be-

ständiger Feindschaft gegen einander, erhoben sich beide auf einmal gegen die christliche Herrschaft in Transkaukasien; unsere Truppen mussten einen langjährigen, hartnäckigen Kampf, in dem Verhältniss von 1 gegen 10, führen. Zum Glück waren die beiden muselmanischen Reiche schon abgelebt, nur der äussere Schimmer ihrer früheren Macht war noch geblieben; der erste Zusammenstoss mit Europäern daselbst enthüllte deren Kraftlosigkeit. Nichts desto weniger waren die Streitkräfte der Perser und Türken noch so beträchtlich, und die Anstrengungen beider Mächte, uns aus Transkaukasien zu vertreiben, so beharrlich, dass unser kleines Kaukasisches Truppencorps beständig an den Südgrenzen des Landes zusammengezogen war. Um Transkaukasien gegen die Einfälle der Bergvölker zu beschützen, blieben nur etliche Bataillone übrig, welche nicht in die Berge eindringen konnten, und sich begnügen mussten, Georgien gegen die Einfälle der Räuberbanden zu vertheidigen und diese in ihre Gebirge zurück zu jagen. Ein wirklicher Angriffskrieg gegen die Bergvölker begann erst, und zwar in bescheidenem Maasse, im Jahre 1816, nach der Ernennung des Generals Jermolof zum Chef des Kaukasischen Ländergebietes.

Damals war der ganze Gebirgsgürtel der Kaukasischen Landenge, vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere und vom Kuban und Terek bis zum südlichen Abhange des Kaukasus, nur von uns feindlichen und unabhängigen Stämmen bewohnt. Nur zwei Wege verbanden Transkaukasien mit Russland. Der eine, der von Darjal, war seit undenklichen Zeiten durch das enge Terekthal über die Hauptkette in das Thal der Aragwa gebahnt worden; der andere führte längs der westlichen Küste des Kaspischen Meeres hin. Hier wie dort konnten nur Truppentheile passiren, die bereit waren, jeden Augenblick dem Feinde entgegen zu gehen, oder Widerstand zu leisten. — Trotz der ursprünglichen Verschiedenheit der Bergvölker nach Sprache, Abstammung und äusserlichem Typus, stimmten sie in dem einen Punkte der gegenseitigen Beraubung überein. Dieser Charakterzug war, so zu sagen, in ihr Blut eingedrungen, und hatte eine Raub-Race hervorgebracht, gleichsam im zoologischen Begriffe dieses Wortes.

Während Tausenden von Jahren nahmen die Kaukasischen Bergbewohner von ihren Nachbarvölkern nichts an, als die Verbesserung der Waffen, und in dieser Hinsicht waren sie sehr gelehrig; in allem Andern fand

zwischen ihnen und den Nachbarvölkern nicht eine einzige geistige, intellectuelle Berührung statt. — Als Ueberreste von Völkern, deren Spuren schon lange von der Erde verschwunden waren, bewahrten diese Völkerschaften in ihren unzugänglichen Schluchten ihren ursprünglichen Zustand, wie sich die Trümmer des Alterthums in den Gräbern erhalten. Denn nicht nur Felsenketten, bis über die Wolken ragend, trennten sie von der übrigen Welt, sondern auch eine lange Reihe von Jahrhunderten war verflossen, seitdem sie sich von der menschlichen Gesellschaft ganz abgesondert hatten. Ohne Berührung mit den Nachbarvölkern, trennten sich selbst die einzelnen Stämme nach und nach von einander, zerstückelten sich in kleinere, verloren das Gefühl der Blutsverwandtschaft, und jeder kleine Stamm lebte für sich in einem abgesonderten Bergthale, oder in einer Schlucht. Hier war das eigentliche Vaterland des Bergbewohners, der einzige Winkel auf der Erde, auf welchem er seinem Mitmenschen das Recht zugestand, zu leben. Auf die ganze übrige Welt sah er mit Verachtung herab, und solche war für ihn eine rechtmässige Beute. — Gegenwärtig ist es nur dem Philologen vergönnt, den historischen Typus der Stämme herzustellen, welche den Kaukasus bewohnen, indem er ver-

sucht, solche mit etwas zu verbinden, was jetzt noch besteht, oder doch früher bestanden hat. Auf den zer-rissenen Felsenrippen des Kaukasus blieben die Spuren aller Völkerwanderungen der weissen Race, sowohl der historischen wie vorhistorischen zurück — so wie an einer Dornenhecke Flocken von der Wolle oder den Haaren aller vorbeiziehenden Heerden hängen bleiben. Diese Ueberreste vergruben sich, so zu sagen, in un-erreichbare Schluchten, versteinerten sich dort in ihrer ursprünglichen Gestalt, und stellen jetzt eine Samm-lung lebender Typen jener Epoche dar, von welcher der Menschheit nichts übrig blieb, als einige dunkle Sagen und unverständliche Ueberlieferungen.

Bis jetzt hat die Wissenschaft sich noch wenig mit diesem Gegenstande beschäftigt; jedoch wissen wir, dass die Berge des Kaukasus von sieben ganz von ein-ander verschiedenen Völkerschaften bewohnt sind. — Dagestan ist von drei derselben bewohnt, welche die Russen mit dem allgemeinen Namen Lesgier getauft haben; die aber ursprünglich durch Sitte, Sprache und Typus verschieden sind. Der erste Stamm, Zunta, wohnt längs des Hauptbergrückens des Kaukasus, ge-gen Georgien zugekehrt. Der zweite, der Awarische Stamm, nimmt den nördlichen Theil des hohen Berg-

landes (Dagestan) ein. Der dritte, die Kasikumuchen, bewohnt den ganzen Raum des Küstenlandes, östlich von den vorhergehenden, bis an's Kaspische Meer. Auf dem nördlichen Abhange des Hauptrückens des Kaukasus, welcher die Gruppe des östlichen Kaukasus diagonal von Südwesten nach Nordosten durchschneidet, wohnt der Stamm der Tschetschenzen, welche sich Nochtsche, auch Mitzdjegi nennen. Das Centrum des Kaukasischen Bergrückens, der engste und höchste Theil desselben, wird von den Osseten (Iron) bewohnt, ein vergleichungsweise neueres Volk, da noch eine schwache Spur von dessen Uebersiedelung in den Kaukasus in der Geschichte dämmert. Die ganze westliche Grenze des Kaukasus bewohnen die zahlreichen Stämme der Adige, gewöhnlich Tscherkesen genannt, welche auch die Kabardinische Ebene, aber erst in späteren Jahrhunderten, in Besitz nahmen. Endlich, in dem Winkel zwischen dem westlichen Hauptbergrücken, dem Schwarzen Meere und Mingrelien, hat sich der Stamm der Abchasen eingestet.

Die Bevölkerung der oben genannten sieben ursprünglichen Stämme hatte sich in alten Zeiten auf beiden Seiten des Kaukasus weit in die Ebene ver-

breitet, wurde aber durch den Einfall der Tataren- (Mongolen) Horden Tschinghischan's in die Berge zurück getrieben und da eingeschlossen. Der Einfall der Mongolen war die letzte Ueberschwemmung der Kaukasischen Landenge durch ein fremdes Volk. Diese Tataren setzten sich in der Ebene am Fusse des Gebirges von drei Seiten fest, so wie auch im Centrum des Kaukasus, zwischen den Osseten und Adigen; drangen selbst tief in das Gebirge ein und rotteten dort die Ureinwohner aus. Ausserdem erhielten sich in etlichen der rauhesten, unzugänglichsten Thäler des Kaukasus, auf Terrassen, welche sich einzeln aus dem wilden Chaos der Felsen und Gebirgsabhänge erhoben, einige Ueberreste von Stämmen, die ein, zwei oder mehrere Dörfer bewohnten, und deren Sprache Niemand versteht. Der Unterschied zwischen den Kaukasischen Volksstämmen besteht nicht nur in deren Sprache und deren Aeusserem, sondern auch die geistige Begabung dieser Menschen ist verschieden, und beweist, dass sich diese Stämme von Wurzeln getrennt haben, welche nicht alle auf einerlei Höhe ihrer Entwicklung standen. Während das kräftige Volk der Adigen einen gesellschaftlichen Zustand darstellte, welcher der Barbarei des 5. und 6. Jahrhunderts in Europa

gleichkommt, gegründet auf ein anerkanntes Recht, und daher doch wenigstens den Keim einer möglichen weiteren Entwicklung in sich tragend, so vertraten andererseits der grösste Theil der Stämme des hohen Dagestan und die Tschetschenzen den Typus einer Gesellschaft, welche dermaassen zerfallen war, dass solche nur noch aus einzelnen Individuen bestand, welche sich gegenseitig nur aus Furcht vor der Blutrache duldeten.

Der Einfluss des Mohamedanismus, welcher sich schon zur Zeit der Abbassiden, längs des westlichen Ufers des Kaspischen Meeres und in dem anliegenden Dagestan, befestigt hatte, warf auf die östlichen Stämme der Lesgier in so fern einen Schatten bürgerlicher Ordnung, als sie sich erblichen Herrschern unterwarfen, welche ihren Unterthanen den Kopf abschlagen lassen konnten, ohne deren Blutrache fürchten zu müssen. Die Aufklärung der südlichen Bergbewohner durch das Christenthum, wie z. B. der Zunta und Osseten, welche während der ruhmvollen Periode des Königreichs Georgien stattfand, verschwand mit der politischen Bedeutung des letzteren, und liess keine Spur in dem ersten Stamme, und nur eine dunkle Erinnerung bei dem zweiten zurück. Die Religion, wenn eine solche bis zur neueren Zeit, als eine Art Schamanismus, bei

den Stämmen des östlichen Kaukasus existirte, war lange vergessen und nichts als die Furcht vor bösen Geistern zurück geblieben. — Ohne Hoffnung, ohne Verantwortlichkeit, ohne irgend einen Gedanken, ohne Vaterland, ausser den Saklis seines Dorfes, vom Raube lebend, ohne Furcht vor Wiedervergeltung in seinem unzugänglichen Raubnest, Jahrhunderte und Jahrhunderte auf diese Weise lebend, verwandelte sich die Natur des Kaukasischen Bergbewohners in die eines fleischfressenden Thieres, welches gedankenlos an der Sonne liegt, so lange es keinen Hunger fühlt, alsdann aber sein Opfer in Ruhe verzehrt. — Schon mit dem 13. Jahrhundert entwickelte sich im Kaukasus der Menschenraub als ein einkömmliches Gewerbe und erniedrigte die Begriffe des Bergbewohners bis zur letzten Stufe der Verworfenheit.

Und dennoch schlummerte in diesen verwilderten und demoralisirten Menschen noch ein frischer Geist und der Kern zu kräftiger That; er fiel nie bis zur Stufe des afrikanischen Negers herab. Der Muridismus hat es bewiesen, wie kindlich noch die Seele dieser Menschen war, welches Feuer, welche Selbstaufopferung und Religiosität sich in ihnen offenbarte, als der erste gemeinschaftliche Gedanke in ihnen aufblitzte.

Alle Energie, die sich während Jahrhunderte eines kriegerischen Lebens bei ihnen entwickelt hatte, brachten sie zum Opfer dar. Die einzigen Truppen, welche der Orient, nach der Erschlaffung des Islam, der sein erstes Feuer überlebt hatte, Europa entgegen stellen konnte, waren aus Kaukasiern gebildet worden, Armeen, aus Asiaten bestehend, konnten nie dem Ungestüm der Europäischen Krieger anders widerstehen, als durch eine ausserordentliche numerische Ueberlegenheit. Die kriegerische Energie der Kaukasischen Bergbewohner mit derjenigen der Araber und Kabylen in Algier vergleichen zu wollen, aus welchen die Eitelkeit und die Schönsprecherei der Franzosen furchtbare Gegner gemacht hatte, kann nur lächerlich sein. Nie hatten die Araber von Algier, in welcher Anzahl sie auch waren, ein französisches Blockhaus mit 25 Soldaten Besatzung nehmen können. Die Tscherkessen und Lesgier nahmen, mit der blanken Schaschka in der Hand, Festungen, in welchen ein ganzes Bataillon Kaukasischer Krieger als Besatzung stand, sie gingen unter Kartätschen-Feuer den Bajonetten der unerschrockenen Soldaten entgegen, und fragten nicht danach, ob sie mit den Vertheidigern zusammen in die Luft gesprengt wurden, sie waren durch und durch opferfähig.

Während Hunderten von Jahren waren die Bergbewohner an das Handwerk gewöhnt, die unbeschützten Ebenen zu berauben. Welche Verträge waren mit solchen Menschen abzuschliessen möglich, die noch überdies in Hunderte von kleinen Stämmen, einer von dem andern unabhängig, getheilt waren? Als in den ersten Jahren unserer Besitznahme Georgiens die Kaukasische Oberverwaltung von den Kurinskern, einem der weniger rohen Stämme der Lesgier, verlangte, dass sie ihr Räuberhandwerk aufgeben sollten, antworteten die Aeltesten folgende naive Worte: „Wir sind ehrliche Leute, wir lieben nicht den Acker zu pflügen und zu bebauen; wir leben und werden immer vom Raube leben, denn so lebten unsere Väter und Vorfahren.“ — Solchen Erklärungen war nur mit den Waffen zu antworten, und da derartige feindliche Elemente einen 200 bis 250 Werst breiten Gürtel zwischen Russland und Transkaukasien besetzten, so war letzteres nicht zu beherrschen, ohne den Kaukasus zu unterwerfen.

Die Ausführung dieses Unternehmens war im Anfange viel leichter als späterhin. Damals bestanden die nicht ruhigen Gebirgsländer aus der östlichen Gruppe des Kaukasus; der westliche Theil befand sich nominell unter türkischer Herrschaft, und die russische

Grenze wurde von unseren Linien-Kosaken gegen die Einfälle der Tscherkessen genügend geschützt; es war damals nicht nöthig, unsere Streitkräfte zu zersplittern. In den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts verbanden die einzelnen Stämme weder Verträge noch natürliche Sympathieen. Wenn es galt, Einfälle in unser Gebiet zu machen, so strömten von allen Seiten junge und alte Wagehälse zusammen, welche unter der Führung eines in den Bergen bekannten Attoman's das Geschäft auszuführen suchten, und dann kehrte jeder für sich in seine Berge zurück. Daher geschah es, dass bei unserem ersten Vordringen in die Berge jeder Stamm sich einzeln vertheidigte oder sich auch einzeln unterwarf. Weder muselmännischer Fanatismus noch irgend eine tiefere religiöse Anschauung hinderte die Bergbewohner, die Herrschaft der Ungläubigen (Giaurs) anzuerkennen. Indem sie ihre Unabhängigkeit vertheidigten, vertheidigten sie nur ihr Recht, in der Ebene zu rauben. Endlich war auch die Gewalt regulärer Truppen im Anfange unwiderstehlich gegen Leute, die nie etwas dergleichen gesehen hatten. Im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts hielten die Bergbewohner niemals ein Artilleriefeuer aus, und obgleich sehr gewandt und tapfer, konnten sie einer geschlossenen

Masse, die wie eine bewegliche Festung vordrang, nicht widerstehen. — Selbst die kühnsten Räuber verwandeln sich nicht leicht und nicht schnell in geordnete Krieger. Zu damaligen Zeiten waren einige Compagnien Fussvolk ausreichend, um im Kaukasus ein selbstständiges Truppendeichsel zu bilden und einen in Unordnung fechtenden Feind mit Vorthail zu bekämpfen. Die einzige Schwierigkeit bestand in der Zerstückelung des Kriegsschauplatzes in zahllose selbstständige Operationsfelder. Dem Angriff standen zweierlei Wege zur Wahl: entweder umfassend gegen einzelne Hauptcentra vorzugehen — und dazu gehörten verhältnissmässig zahlreichere Streitkräfte — oder Schritt für Schritt vorzudringen, d. h. Thal für Thal einzunehmen und sich in jedem ordnungsmässig festzusetzen, bevor man das nächstfolgende Thal angreifen konnte, und das kostete viel Zeit. Damals (in den Jahren 1816 und nächstfolgend) zog man es vor, sich auf die Zeit zu verlassen, und erhob wohl auch aus finanziellen Rücksichten die Stärke des allerdings kostspieligen kaukasischen Corps nicht über 45,000 Mann. Grosse energische Operationen konnte also General Jermolof nach Ueberrahme des Commandos nicht ausführen, nichts desto weniger ist die Epoche seines Regimentes (1806 bis 1816) verhält-

nissmässig reich an Erfolgen. Wir führen namentlich an: die Besitznahme von dem Gebiete des Schamchal, die Eroberung der kurinskischen und kasikumuchischen Chanate (alle drei im östlichen Dagestan, längs des Ufers des Caspischen Meeres gelegen), der Republik Akuscha, der grossen und kleinen Kabarda und die Verheerungen der Tschetschnija, wodurch Transkaukasien mit Russland, vermittelt zweier breiten Gürtel unterworfenen und ruhiger Länder, verknüpft ward. Noch zehn oder funfzehn Jahre gleicher Anstrengung hätten uns wahrscheinlich zum gewünschten Ziele geführt und würde den von allen Seiten umringten östlichen Kaukasus unterworfen haben; aber es sollte nicht sein. Kaum lenkte der persische und türkische Krieg (1826 bis 1829) die russische Streitmacht im Kaukasus nach den südlichen und südwestlichen Grenzen Transkaukasiens hin, so warf das religiöse Complott, welches schon seit etlichen Jahren im Geheimen den Boden unter unseren Füßen untergrub, plötzlich seine Maske ab, und riss die ganze Bevölkerung des östlichen Kaukasus in einen schonungslosen Krieg gegen die Christen. Die Lage unserer Oberherrschaft im Kaukasus veränderte sich unerwartet.

In Folge des Auftauchens des Muridismus in diesem

Ländergebiete musste Russland Millionen Rubel und Tausende braver Krieger opfern; der Einfluss dieses Ereignisses erstreckte sich weit, viel weiter als man es anfangs glaubte. In jedem Falle ist es wichtig, die Erscheinung des Muridismus näher zu beleuchten.

3. Der Islam drang, seiner Zeit von zwei verschiedenen Seiten in den Kaukasus ein. Der östliche nahm ihn vom Arabischen Chalifat des 7. und 8. Jahrhunderts an; — der westliche im 17. und 18. Jahrhundert von der Türkei. Die Tiefe der Wurzeln, welche der Islam in den Kaukasus schlug, hing von dem Alter der erwähnten Epochen ab. Im östlichen Kaukasus durchdrang er die Massen des Volkes; im Westen nur die höchsten Schichten der Gesellschaft. Diese Thatsache erklärt es, warum die Lesgier sich so schnell vom Muridismus hinreißen liessen, und warum er bei den Tscherkessen, trotz seiner fanatischen Prediger, so wenig Eingang fand. Aber auch im östlichen Kaukasus waren nicht alle Bergstämme alte Muselmänner. Der Muhamedismus war lange Zeit nur auf die Länder längs der Meeresküste Dagestan's beschränkt, und wurde in den Bergen durch den Einfluss des christlichen Georgiens im Gleichgewicht erhalten. Nur mit dem Verfall des genannten Königreiches gewöhnten sich die östlichen

Bergstämme nach und nach an die Gebräuche des Islam, aber nicht alle in gleichem Grade, als man anfang, den Muridismus im östlichen Kaukasus zu predigen. Er riss zunächst nur die alten Muhamedaner hin, welche die Ebenen Dagestan's längs des westlichen Ufers des Caspischen Meeres bewohnten; aber im Gebirge gewann er nur nach hartem Kampfe die Oberhand. Jahrhunderte lang herrschte der Islam bereits im östlichen Kaukasus, ohne wesentlichen Einfluss, weder auf die gesellschaftliche, noch auf die persönliche Stellung der Bergbewohner auszuüben. Alles, was früher von den heidnischen Stämmen gesagt worden ist, kann man ohne Veränderung auch den muselmännischen beilegen; der einzige Unterschied waren die geschorenen Köpfe der letzteren. Die Bergbewohner gaben sich dem Islam nur desswegen hin, weil er ihrem wilden Charakter nicht allein entsprach, sondern sogar ihm eine gesetzliche Weihe gab. — Das Schariat*) predigte ihnen

*) Die Muselmänner nehmen als Fundament ihres Glaubens den Koran an, als die Offenbarung Gottes durch ihren Propheten Muhamed, und erkennen die Befolgung desselben in drei verschiedenen Graden an. Der erste ist die Erfüllung des Schariat's; der zweite, höhere, ist das Befolgen des Tarikat's; der dritte und allerhöchste das Chakikiat. — Das Schariat enthält die Basis des muselmännischen Glaubens und die Regeln, welche jeder Muselmann als Richtschnur, sowohl im

die Blutrache, den Krieg für den Glauben gegen die Christen, begünstigte ihre Leidenschaften, beunruhigte nicht ihr Gewissen und schmeichelte ihrer Hoffnung auf die verführerischen Freuden des Paradieses; — und alles Dieses für die Beobachtung einiger nichtigen religiösen Gebräuche. — Der Islam wirkte in den kaukasischen Bergen wie überall. Die geräuschvolle Erscheinung desselben im Orient, welche eine Unzahl materieller Folgen hatte, übte nicht den geringsten Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschen aus; brachte keinen einzigen neuen Antrieb zum Leben der ihm unterworfenen Völker. Es ist auch nicht anders möglich. Der Koran flösst den Muhamedanern nur eine unerschütterliche Selbstzufriedenheit ein, einen fanatischen Hass gegen alles nicht Muselmännische; eine Apathie unter gewöhnlichen Umständen, und einen nervösen Enthusiasmus beim Ausbruch des Fanatismus.

Privat- als im öffentlichen Leben nehmen soll; das Tarikat ist die wo möglich treue Nachahmung des Lebens des Propheten, und endlich das Chakikiat begreift den Drang in sich: zur Erreichung religiöser Erscheinungen (Visionen) Muhameds zu gelangen, welche in den Augen des Muselmanns den höchsten Grad der geistigen Vollkommenheit ausmachen. — Die Erklärung dieser drei Benennungen sind auf die Meinung gegründet, welche die kaukasischen Muriden von denselben hatten.

Die begeisterten Muhamedaner, welche nach einer innigeren Beziehung zum Schöpfer dürsteten, als durch die Erfüllung von todten Ceremonien zu erreichen ist, und in ihrem Gesetze die Liebe vermissten, ersetzten das Fehlende in ihrem Eifer durch unbegrenzten Hass gegen die Andersgläubigen, sowie auch durch die fanatische Uebertreibung aller Glaubensverordnungen. — Der Muridismus ist die letzte geschichtliche Erscheinung in dieser Art; die übertriebenste von allen.

Die Entstehung des Muridismus versuchten Einige mit den Sekten der Ismaeliten und Haschischiner zu verbinden; seine Erscheinung im Kaukasus leitet man aus Bochara her. Es mag ein Grund dafür bestehen, aber er ist nicht nöthig zur Erklärung dieser Lehre. Der Muridismus mochte im Kaukasus geboren werden, ebenso gut wie jetzt noch so manche andere muselmännische Lehren in Asien auftauchen; und zwar aus dem natürlichen Bedürfniss der Seele, die der Koran nicht befriedigt; und er entwickelte sich in solchen Dimensionen, weil er der Hauptleidenschaft und dem Hauptzuge des Islam zum Ausdruck diene, dem Hass gegen die Ungläubigen, in einem Lande, das von Ungläubigen eingenommen wurde. Der Muridismus hat keine neue Theologie geschaffen; er ist nur durch die Extreme

seiner Resultate von dem allgemeinen Glaubensbekenntnisse der Sunniten verschieden. Das Predigen desselben ist auf eine besondere Erklärung des Schariats begründet, jenen Theil des muselmännischen Gesetzes, welches die Lehre der menschlichen Pflichten enthält. Aber in dieser Hinsicht überstieg er alle Stufen des muselmännischen Aberglaubens, und wie man vermuthen mag, hat er das letzte Wort des Islam gesprochen.

Der Muridismus hatte aus dem Leben des Menschen alles Menschliche ausgeschlossen, und stellte ihm zwei Verhaltensregeln auf: jede Minute zur Ewigkeit bereit zu sein, und ununterbrochenen Krieg gegen die Ungläubigen; er bot nur die Wahl zwischen dem Tod oder der Beobachtung dieser Regeln in ihrer ganzen fanatischen Wildheit. Das Schariat wurde in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt. Alle Menschen wurden unbedingt gleichgestellt und der Unterschied bestand nur in den verschiedenen geistlichen Stufen. Die Anhänger des Muridismus gingen ihrem Ziele auf dem kürzesten Wege entgegen; sie warteten nicht erst ab, dass das Gefühl der religiösen Gleichheit sich durch Gewohnheit befestigte, sondern zogen vor, solche gewaltsam durchzusetzen. Fürsten, Edelleute, erbliche Aelteste der Gemeinden, Männer, ausgezeichnet durch

Geburt oder persönliches Verdienst — sie wurden mit dem Erscheinen des Muridismus gestürzt, und es bildete sich wirklich im östlichen Kaukasus eine Zeit lang eine allgemeine Gleichheit. Für eine Braut, welche sie auch sei, die Tochter des ersten Naïb oder des gemeinsten Schäfers, wurde als Mitgift unabänderlich ein Silberrubel bestimmt. Alles, was an die vergangene Zeit erinnerte: Tanz, Gesang, Spiel, Geklimper auf der Balalaïka u. s. w. wurden als weltliche Vergnügungen angesehen und verdienten den Tod. Die unbedingte Unterwerfung unter den ältesten Geistlichen, wie es in den Klöstern der Fall ist, wurde als erste Pflicht angesehen. Der Fanatismus und die Furcht brachen den Charakter der Bergbewohner, welche früher nichts anerkannten, als persönliche freie Willkür. Sein Vermögen, sein Leben und seine Familie aufzuopfern, wurde für nichts gerechnet, wenn es die geistliche Macht befahl. Das Bestreben, die Menschen in ihrem ganzen Wesen, in ihren Gedanken und ihrem Gewissen zu unterjochen, veranlasste den Muridismus zur beständigen, strengsten Ueberwachung. In allen Gebirgen wurden über eine gewisse Anzahl Häuser Muriden gesetzt, für welche sich selbst die Geheimnisse des asiatischen Korans öffnen mussten; sie waren für alle Handlungen, selbst

für das häusliche Leben der ihnen untergebenen Familien verantwortlich. In der genauen Beobachtung der kleinsten Glaubensceremonien bestand natürlich das erste Gesetz der neuen Lehre; doch damit begnügte man sich nicht. Mit den Gewohnheiten und dem freien Willen der Menschen spielend, verbot der Muridismus täglich irgend etwas. Heute das Tabakrauchen, an welches alle Muselmänner gewöhnt sind, morgen den Gebrauch des Knoblauch, ohne welchen der Bergbewohner nicht leben kann, und so fort. Die körperliche Strafe wurde bei Menschen eingeführt, die es als eine Schande angesehen haben würden, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, als hätten sie als Kinder die Ruthe bekommen. Sich auf diese Weise der Menschen nur als blinder Werkzeuge für seinen Zweck bedienend, umgab sich der Muridismus noch überdem mit vereideten Beschützern, den Murtasageten und den Muriden, d. h. mit Leuten, welche getrennt von der Gesellschaft sich mit verschlossenen Augen seiner Lehre ergaben und den Eid leisteten, bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen und Jeden zu tödten, welchen man ihnen anwies, sei es ihr Freund oder ihr Vater selbst. Diese Menschen nun wurden die vereideten Brüder eines geistlichen Ordens, die Hirten der

menschlichen, dem Muridismus unterworfenen Heerde; — ihnen allein gehörte die Macht und die Ehre. Endlich stand an der Spitze dieser gesellschaftlichen Ausgeburt der Imam, der Verwalter und Schiedsrichter zwischen Gott und den Gläubigen. Die Muriden gaben ihm diesen Titel in der ursprünglichen Bedeutung desselben, im Sinne eines Nachfolgers des Propheten, eines von Gott Gesandten und Unfehlbaren. Die Endfolge des Muridismus war also die Vernichtung der persönlichen Verantwortlichkeit im Menschen, und für den Verlust des individuellen Bewusstseins ward nichts als wahnwitziger, muselmännischer Mysticismus geboten.

Mit diesen Mitteln organisirte der Muridismus eine bisher noch nicht gesehene politische Gesellschaft von etlichen 100,000 Menschen, welche ihr Gewissen und ihren Willen in die Hände dieser Macht legten; er belebte die Bergvölker mit neuer Kraft und machte sie zu einer furchtbaren Kriegsmaschine gegen uns. Der Muridismus ersetzte die Armuth seiner Mittel durch Energie; in den wilden Gebirgen erstand auf einmal eine geregelte Verwaltung, eine gemeinsame Kasse, Proviantmagazine wurden angelegt, Pulvermühlen und Artillerie errichtet, Festungen erbaut. Anstatt der einzelnen Stämme, ohne Verbindung und ohne Ordnung,

begegnete uns nun in den Bergen eine compacte Masse, welche durch ihren allgemeinen Kraftaufwand jeden Schlag von unserer Seite abwehrte. Wenn unsere Truppen in das Gebiet eines der Bergstämme eindrangen, so mussten die Einwohner, sie mochten wollen oder nicht, ihre Wohnungen, ihre Ernte, das Brod ihrer Familie zum Opfer bringen, und in die hohen Bergschluchten flüchten, wohin jeder Schritt von unserer Seite grosse Opfer kostete. Die Frauen und Kinder, ihrer täglichen Nahrung beraubt, wurden in entfernte Dörfer vertheilt, und suchten da ihr Leben bis zur nächsten Ernte zu fristen; während die Männer gleich einem Rudel hungriger Wölfe in unser Gebiet einfielen und vom Raube lebten. Die im Kampfe Gefallenen oder durch Hunger und Elend Gestorbenen wurden als Märtyrer angesehen, welche endlich das Ziel ihres Lebens erreicht hatten. Das Erscheinen der Muriden war beinah stets das Signal eines allgemeinen Aufstandes der bisher uns ergebenen Stämme. Ein friedliches Dorf, durch welches eine russische Kolonne zog, verwandelte sich oft eine Stunde später in eine feindliche Position. Wo auch ein russischer Truppentheil stand, sein Rücken war nie gesichert. Unerwartet sich auf die eine oder die andere Seite werfend, fachten

die Muriden überall das Kriegsfeuer an, und zwangen oft unsere Truppen, das angefangene Gefecht abubrechen, um zurückzueilen, und denjenigen Punkt zu beschützen, für welchen man vorher nichts zu fürchten hatte. — Durch Fanatismus hingerissen, dachten die Bergbewohner nicht an den morgenden Tag, und verliessen ohne zu murren oder zu klagen das väterliche Haus und ihre kleinen Kinder, um fortzueilen und gegen die Russen zu kämpfen. Noch in den sechziger Jahren sah man, wenn man Dagestan bereiste, überall Steintrümmer von grossen Dörfern, welche für die Ewigkeit erbaut schienen und jetzt verödet dastanden; die Bewohner derselben waren seiner Zeit bei Schamyl gewesen. Sie hatten ihre väterlichen Wohnungen, ihre fruchtbaren Gärten, Aecker und Wiesen verlassen, um sich auf nackten Felsen herumzutreiben und von dem zu leben, was ihnen die Vorsehung bot; sie entsagten Allem, nur um dem Feinde mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Dieses Feuer eines wüthenden Fanatismus kühlte sich später ab; aber während fünfzehn Jahren brannte buchstäblich der kaukasische Boden unter den Füßen unserer Truppen. Gleich einem wilden Thiere, das an seinem Käfige nagt, suchte der Muridismus sich zu befreien, und hätte ihn die russische Macht nicht mit

einem eisernen Gürtel umfasst, so konnte man versichert sein, dass er das ganze muselmännische Asien wie eine nicht aufzuhaltende Fluth überschwemmt hätte, und bedacht gewesen wäre, ein zweites Chalifat zu errichten. — Der Titel Imam allein, welchen die Häupter der Muriden annahmen, zeigt deutlich genug das Ziel an, nach welchem die neue Lehre strebte.

Der Muridismus mit allen seinen Phasen, welche er durchlief, hat sich in der Erscheinung von vier Individuen personifizirt, oder so zu sagen, inkarnirt, welche einer nach dem anderen dessen Schicksal leiteten. Der erste, Mullah-Mahommed, der Schöpfer der neuen Lehre, war Kadi, d. h. Richter, in Kuri, im östlichen Dagestan, und Urheber der Idee und des abgeschlossenen Systems des Muridismus mit allen seinen Folgen. In der Dorfschule von Jaraglar, in der Mitte russischer Besitzungen, wurde der Gedanke des künftigen Kampfes geboren und reifte daselbst, von wo aus er dann im ganzen Dagestan gepredigt und verbreitet wurde. In dem kleinen, noch jetzt bestehenden Gärtchen des Schulhauses von Jaraglar hielten etliche ernste Mullah's, Schüler Mahommeds, im Jahre 1828 zum letzten Mal ihre Berathung, auf welcher beschlossen wurde, den Islam umzugestalten und die Russen aus dem Kauka-

sus zu vertreiben. Die Folgen sind bekannt. Mullah-Mahommed war die Seele des Muridismus, aber er trat nicht selbst auf dem Schauplatz auf, nahm keine Obergewalt auf sich und predigte auch nicht öffentlich; er erschuf nur die neue Lehre und bereitete die Träger derselben dazu vor. Alle Häupter des Muridismus gingen aus seiner Schule hervor.

Sein Lieblingsschüler Kasi-Mullah erhob zuerst die Fahne des heiligen Kriegs (Gasawat) und riss sogleich das ganze längs des Caspischen Meeres gelegene Dagestan mit sich fort. Kasi-Mullah war kein gründlicher Theologe, kein schlauer Politiker, aber ein Mann, der im höchsten Grade die Eigenschaft besass, die Massen durch seine Beredtsamkeit hinzureissen. Wenn er in der Volksversammlung sprach, oder sich an die Kämpfer im Gefechte wendete, so unterwarf sich die Menge wie ein einziger Mann und lebte nur noch nach seinem Willen. Noch jetzt sagen die Bergbewohner, sich an Kasi-Mullah erinnernd: „das Herz des Menschen hing an seinen Lippen; mit einem einzigen Athemzuge erweckte er einen Sturm.“ Als er sich im ersten Paroxismus des Fanatismus in den offenen Kampf mit den Russen stürzte, erhob sich zum ersten Mal der Muridismus von allen Seiten, hielt viele blutige Kämpfe aus, nöthigte uns,

unsere Kräfte anzustrengen, wurde aber im östlichen, längs des Meeres gelegenen Dagestan besiegt, und in die Berge gejagt, wo damals noch wenige Lesgierstämme mit ihm sympathisirten. Kasi-Mullah wurde den 17. Oktober 1832 bei dem Sturm von Gimri getödtet.

Während etlicher Jahre verschwand der Muridismus, als wenn er nie existirt hätte. Man vergass ihn. Indessen lebte und arbeitete er mit allen Kräften im Dunkeln. In der Ebene aus dem Felde geschlagen, verbarg er sich in die uns unzugänglichen Berge, und vereinigte dort nach und nach, durch Verführung und Krieg, durch Verrath und offenen Kampf, alle Bergstämme. Der Anführer desselben war wieder ein Schüler Mullah-Mahommeds und Kasi-Mullah's — Gamsat-Beg, ein Mann, wie zu einer solchen Rolle geschaffen. Die Zeit der leidenschaftlichen Begeisterung und des offenen Kampfes war einstweilen für den Muridismus vorüber; er musste vor der Hand vermitteltst geheimer Wege, Tag für Tag, thätig sein. Gamsat-Beg hatte nicht die Energie, den Fanatismus und die anderen Eigenschaften seines Vorgängers und Lehrers Kasi-Mullah; aber er zeichnete sich durch einen festen Charakter aus und war sehr ehrgeizig. Er war in Awarien geboren, schweigsam, ein Betbruder, und dabei unbarmherzig;

überdachte gründlich seine Unternehmungen und führte schnell aus, ohne viel Gerede zu machen, „für Gott und für sich selbst,“ wie er zu sagen pflegte. Innerhalb dreier Jahre erreichte er sein Ziel, befestigte den Muridismus in den Bergen, auf den Leichen seiner Feinde und Freunde, das war ihm ganz gleich. In dieser Zeit wurden die besten Leute in den Bergen, und besonders in Awarien, ermordet, unter anderen auch alle Glieder des alten Herrscherhauses von Awarien und zwar nur zum Besten der allgemeinen Gleichheit. Als Gam-sat-Beg im Jahre 1834 aus Blutrache in einer Moschee in Charsach (dem Hauptorte Awariens) ermordet wurde, herrschte schon der Muridismus in den Bergen und konnte von Neuem den Kampf beginnen, und zwar unter der Leitung des neuen Chefs Schamyl, auch ein Schüler Mullah-Mahommeds und Kasi-Mullahs, der sich bei dem Sturm auf Gimri, 1832, kaum mit dem Leben retten konnte, und lange an den erhaltenen Wunden krank darnieder lag. Dieser neue Anführer vereinigte die Talente der Kriegs- und Verwaltungskunst in sich. Während 25 Jahren zog er nicht nur die Blicke Russlands, sondern auch Europas auf sich; er verstand es, die Jahrhunderte frei gewesenen Bergbewohner seiner unbegrenzten Macht zu unterwerfen.

Der Muridismus, einmal in den Bergen befestigt, hörte auf, eine religiöse Partei zu sein. Er verwandelte sich in ein Reich nach seiner Façon, und Schamyl war der erste Chef dieser Lehre, welcher in seiner Person die geistliche und weltliche Macht eines unumschränkten Regenten vereinigte. Er stand wirklich auf der Höhe dieser Macht, verschmolz die Bergbewohner in einen gemeinschaftlichen Körper und verwirklichte das politische Ideal des Muridismus. Indem er sich nach und nach in den Bergen befestigte, während die Bewohner sich an den Gehorsam gewöhnten und der Fanatismus sich abkühlte, nahm die Macht Schamyl's die Schattirung des gewöhnlichen asiatischen Despotismus an. Aber in der ersten Zeit seiner Herrschaft war Schamyl, der Imam, d. h. der religiöse Führer, mehr als seine beiden Vorgänger; und während dieser Periode wurde der blutigste Kampf mit dem Muridismus geführt, welcher sich unaufhaltsam nach allen Seiten ausbreitete, bis es dahin kam, dass im Jahre 1843 die Tschetschnija uns auf einige Zeit entrissen wurde. Vorher, und zwar noch im Jahre 1839, nahm General - Adjutant Grabbe die Residenz Schamyl's, Achoulgo, nach einer blutigen Belagerung mit Sturm ein, wobei die Blüthe der Jugend der Bergbewohner,

welche unter die Fahne ihres Imam's geströmt war, vernichtet wurde, und Schamyl selbst, kaum sein Leben rettend, nach Dagestan flüchten musste.

4. Schon die unzusammenhängende regellose Vertheidigung der einzelnen Bergstämme hatte in der Anlehnung an die wilde Natur des Kaukasus günstige Stütze gefunden, um wie viel mehr musste die Widerstandskraft des Landes wachsen, wenn eine geordnete, planmässige Kriegführung die Unternehmungen der Vertheidiger leitete und ihr fanatischer Hass durch das einheitliche System des Muridismus geschürt wurde.

Die Aufgabe des russischen Angriffs wurde mit jedem Tage schwieriger, erforderte daher auch nach gerade die Aufwendung verstärkter Kräfte. Dennoch würde dem ganzen Kriege schon früher ein Ende gemacht worden sein, hätte nicht Schamyl in der natürlichen Defensivstärke Dagestans seinen Alliirten gefunden. Man denke sich unter dem Kern des eigentlichen Berglandes (Dagh - Berg) ein Terrain von ähnlicher Struktur wie die wildestens Theile Tyrols, meistens aber noch unzugänglicher und von der Cultur unberührter. Keine fahrbaren Wege, aber oft Bergpfade, kaum für Ziegen breit genug; riesenhafte, oft schneebedeckte Bergrücken und über tausend Fuss hohe,

nackte Felsmauern oder in die Wolken aufstrebende mehr oder minder breite Felszinnen zwischen tiefen Abgründen, schaurigen Felsgassen, donnernden Kaskaden und schäumenden Bergströmen; finstere Urwälder hundertjähriger Stämme mit fast undurchdringlichem Unterholze; unzugängliche Felsplateaus, an deren Steilterrassen die lesgischen Dörfer gleich Adlernestern haften.

In einem solchen Lande zu operiren, erforderte ungewöhnliche Ausdauer und Gewandtheit und war für die russischen Truppen ebenso anstrengend als lehrreich. Nicht minder bot die nördlich Dagestans belegene Ebene der Tschetschnija durch ihren Waldreichtum Schwierigkeiten dar, so dass Land und Leute des Feindes unserer Armee eine besondere Taktik aufdrängten, deren Grundzüge General Passek, einer der tüchtigsten kaukasischen Heerführer, unter Fürst Woronzof, unter Anderem skizzirt wie folgt.

Die Marschformation unserer Truppen in der Tschetschnija selbstverständlich mit Vor- und Nachhut und besonders nachdrücklichen Seitendeckungen; Artillerie, Munitions- und Proviantcolonne (meist nur Packpferde) und Train für die Verwundeten etc. bei der Hauptcolonne; Cavallerie je nach der Oertlichkeit zur Seite oder in der Mitte der Hauptcolonne.

In offenen Gegenden existirt, so zu sagen, der Feind nicht, aber kaum in den Wald eingedrungen, so beginnt das Plänkeln, selten bei der Avantgarde, mehr bei den Seitenketten und beinahe immer bei der Arrieregarde, und das um so heftiger, je durchschnittener das Terrain, je dichter der Wald. Das Hin- und Herfeuern wird immer lebhafter, doch vom Feinde ist fast nichts sichtbar, auf Augenblicke erscheinen ein oder ein paar Dutzend Tschetschenen, die sofort wieder verschwinden, aber wenn unsere Sicherheitstruppen durch Verluste geschwächt und in ihrer Ordnung irgend wie erschüttert werden, alsdann blitzen auf einmal Hunderte von Schaschka's und breiten zweischneidigen Dolchen, und ebenso viel Feinde fallen mit wildem Geschrei über unsere Soldaten her. Halten diese — was gewöhnlich der Fall ist — mit kaltem Blute Stand, so verschwindet der Angreifer wieder zwischen Baumstummeln, dichtem Gestrüpp und Bäumen, und das Plänkeln fängt von Neuem wieder an.

In den Bergen von Dagestan kann die Seitendeckung wegen der steilen Höhen, welche die Wege begleiten, oft nur sehr beschränkt stattfinden, dagegen werden wichtige dominirende Punkte durch besondere Abtheilungen besetzt und alle Defileen entsprechend

gedeckt. Aber meistens findet man die Defileen gesperrt, Bergpfade, Flussübergänge und Aul's befestigt und die werthvollsten Widerstandspunkte unter besonderem Befehl auserwählter Muriden, was durch aufgepflanzte Fähnlein kenntlich ist. Ueberhaupt tritt uns im Gebirge der Feind meistens offen entgegen.

Es ist viel leichter, eine Affaire mit einem Trupp von etlichen Tausend freiwilligen Milizen unter Anführung ihrer Tapfersten zu bestehen, als einige Hundert Muriden anzugreifen, welche sich in ausgewählter Position um einen bekannten Chef schaaren. Einem geschickt ausgeführten energischen Stoss widerstehen die Milizen gewiss selten, vielmehr ergreifen sie alsbald die Flucht und reissen die wenigen bei den Verhauen postirten Muriden mit sich fort oder überlassen sie dem unvermeidlichen Opfertode. Kommt es dagegen zum Kampf mit den Muriden allein, so muss jeder einzelne Punkt durch ein heisses Gefecht genommen werden; ihr Feuer ist mörderisch und verfehlt selten das scharf aufs Korn genommene Ziel, die Kaltblütigkeit und Selbstaufopferung bei der Vertheidigung ist staunenswerth, und von allen Seiten umzingelt, schiessen, hauen und stechen sie mit Büchse, Schaschka und Dolch bis zum letzten Athemzuge, ohne sich zu ergeben. Einem

solchen Feinde gegenüber reicht man mit der ritterlichsten Tapferkeit nicht aus; ist es möglich, so muss numerische Uebermacht und grausame List zum Siege verhelfen.

Den richtigen Moment einer Umgehung, der Besetzung einer Höhe u. dgl. m. versäumen, wird oft bitter bestraft, an einer unverhofft entgegentretenden steilen Bergwand oder engen Felsgasse scheitern oft die klügsten Berechnungen, die scheinbar kleinsten Ursachen haben oft die wichtigsten Folgen, die Situation verändert sich oft im Umsehen — es kommen fast nirgends die angeborenen Eigenschaften eines Truppenführers so zur Geltung wie beim Gebirgskriege.

Bei bekannter Oertlichkeit ist die Umgehung oft wirksam, mit dem Angriff kann man zögern, um den abwartenden Feind zu ermüden und zu entmuthigen; aber nur der ungestümste Angriff führt zum gewünschten Erfolg, die halbe Maassregel meist zum eigenen Schaden; im Bergkriege wird man abwarten können, aber schlau und tapfer sein wie ein Löwe.

Im militairisch richtigen Blick sind die Lesgier den Tschetschenzen weit überlegen; die Anführer beider sind gewöhnlich Awaren. Die Auffassung der Bergbewohnen ist scharf, voraussehend und immer auf Orts-

kenntniss basirt; droht ihnen auf einem bestimmten Punkte Gefahr, so werfen sie sich auf einen weit entfernten, womöglich unbesetzten Theil des Landes und suchen auf diese Weise unsere Kräfte zu zersplittern; Schwäche unsererseits benutzen sie sofort zu Ueberfällen auf verschiedenen Punkten, gar oft auf solchen, wo es am wenigsten erwartet werden kann.

Die Tschetschenzen und andere Bergbewohner sind gleich gewandt in der militairischen Benutzung des Terrains; aber die Lesgier zeichnen sich vor allen aus in der Befestigungskunst. Ihre Verhaue und Schanzen gewähren stets ein Kreuzfeuer, gegen Artillerie decken sie sich in Gräben, welche mit starken, von Erde überschütteten Schutzdächern versehen sind; zur Vertheidigung bauen sie sogar unterirdische Galerien, welche manchmal mehrere Stockwerke haben; ihr Material besteht entweder aus Steinen und Felsstücken oder aus übereinander liegenden verfestigten Baumstämmen und Balken, bedeckt mit Erde.

Die Tschetschenzen sind kühn im Angriff, noch kühner im Verfolgen, aber ohne Ausdauer und nicht kaltblütig genug; die Lesgier im Gegentheil weniger kühn, gewandt und unternehmend, aber mehr dauernd und entschlossen. Demnach sind die Tschetschenzen mehr

geneigt zu Streifereien, überraschenden Einfällen in unser Gebiet, Ueberrumpelungen der Wagenzüge, Fourageurs und vereinzelt Detachements und zur fortwährenden Beunruhigung der Sicherheitssphäre, mit einem Worte ganz geschaffen zum Parteigängerkriege. Die Lesgier dagegen führen einen bestimmteren, entscheidenderen Krieg, sie begegnen uns meist im offenen Gefechte oder in festen Stellungen, angelehnt an Terrainhindernisse, und halten in solchen Positionen mit bewundernswerther Entschlossenheit bis zum Aeussersten aus.

Die Bauart der lesgischen Dörfer oder Aul's flösst den Einwohnern Entschlossenheit und Selbstvertrauen ein. Die Häuser (Sakli) sind alle massiv, ein- oder zweistöckig, oft schlossartig mit aufgesetzten Thürmen und umringt von Steinmauern mit Schiessscharten; dennoch dicht aneinander gereiht. Die Dörfer liegen oft in Schluchten oder an steilen Berg- und Felswänden, die Eingänge sind meist schwierig zu passiren und die Gassen gewöhnlich so eng, dass man kaum ein Pferd wenden kann, nicht selten ist eine Sakli mit einem niedrigen Durchgangsthor quer über die Gasse gebaut. Es ist fast immer ein schweres Stück Arbeit und ein gewagtes Unternehmen, solch ein lesgisches Dorf mit Sturm zu nehmen — und doch, wie oft haben es unsere braven Truppen mit freudigem Muthe vollführt!

§ 2. Einzelheiten aus den Kriegsjahren
1832 und 1859.

5. Um nach vorstehender Abschweifung den Faden von der Berichterstattung einiger Episoden aus den Kämpfen im östlichen Kaukasus i. J. 1832 wieder aufnehmen zu können, sei daran erinnert, dass das Jahr 1831 in Dagestan mit der Einnahme von Tschumkessken endete und dass man während des Winters 1831/32 von dem glänzend besieigten Kasi-Mullah nichts vernahm. Aber derselbe blieb keineswegs unthätig, sondern predigte mit doppeltem Eifer den Muridismus und verbreitete seinen Einfluss im östlichen Kaukasus immer weiter. Seine Kämpfe im vergangenen Jahre mit den russischen Truppen, und besonders die Plünderung Kisljars hatten die Bergbewohner so für ihn eingenommen, dass sie ihn einen Propheten (Imam) nannten, und bereit waren, ihm in den Gassawat, d. h. den heiligen Krieg gegen die russischen Ghiaur's (Ungläubigen) zu folgen.

Die Erhebung der Bergvölker war von Osten aus bereits bis zur grossen Militairstrasse südlich von Wladikawkas, also bis zum Centrum vorgedrungen, und als hier der kleine Stamm der Galgaier den i. J. 1830 vom Fürsten Abchasof eingesetzten Aufseher nebst zwei

geneigt zu Streifereien, überraschenden Einfällen in unser Gebiet, Ueberrumpelungen der Wagenzüge, Fourageurs und vereinzelt Detachements und zur fortwährenden Beunruhigung der Sicherheitssphäre, mit einem Worte ganz geschaffen zum Parteigängerkriege. Die Lesgier dagegen führen einen bestimmteren, entscheidenderen Krieg, sie begegnen uns meist im offenen Gefechte oder in festen Stellungen, angelehnt an Terrainhindernisse, und halten in solchen Positionen mit bewundernswerther Entschlossenheit bis zum Aeussersten aus.

Die Bauart der lesgischen Dörfer oder Aul's flösst den Einwohnern Entschlossenheit und Selbstvertrauen ein. Die Häuser (Sakli) sind alle massiv, ein- oder zweistöckig, oft schlossartig mit aufgesetzten Thürmen und umringt von Steinmauern mit Schiessscharten; dennoch dicht aneinander gereiht. Die Dörfer liegen oft in Schluchten oder an steilen Berg- und Felswänden, die Eingänge sind meist schwierig zu passiren und die Gassen gewöhnlich so eng, dass man kaum ein Pferd wenden kann, nicht selten ist eine Sakli mit einem niedrigen Durchgangsthor quer über die Gasse gebaut. Es ist fast immer ein schweres Stück Arbeit und ein gewagtes Unternehmen, solch ein lesgisches Dorf mit Sturm zu nehmen — und doch, wie oft haben es unsere braven Truppen mit freudigem Muthe vollführt!

§ 2. Einzelheiten aus den Kriegsjahren
1832 und 1859.

5. Um nach vorstehender Abschweifung den Faden von der Berichterstattung einiger Episoden aus den Kämpfen im östlichen Kaukasus i. J. 1832 wieder aufnehmen zu können, sei daran erinnert, dass das Jahr 1831 in Dagestan mit der Einnahme von Tschumkessken endete und dass man während des Winters 1831/32 von dem glänzend besieigten Kasi-Mullah nichts vernahm. Aber derselbe blieb keineswegs unthätig, sondern predigte mit doppeltem Eifer den Muridismus und verbreitete seinen Einfluss im östlichen Kaukasus immer weiter. Seine Kämpfe im vergangenen Jahre mit den russischen Truppen, und besonders die Plünderung Kisljars hatten die Bergbewohner so für ihn eingenommen, dass sie ihn einen Propheten (Imam) nannten, und bereit waren, ihm in den Gassawat, d. h. den heiligen Krieg gegen die russischen Ghiaur's (Ungläubigen) zu folgen.

Die Erhebung der Bergvölker war von Osten aus bereits bis zur grossen Militairstrasse südlich von Wladikawkas, also bis zum Centrum vorgedrungen, und als hier der kleine Stamm der Galgaier den i. J. 1830 vom Fürsten Abchasof eingesetzten Aufseher nebst zwei

geistlichen Missionairen ermordete und die Militairstrasse wieder mit seinen alten Räubereien bedrohte, liess General Baron Rosen den Feldzug des Jahres 1832 mit einer Expedition gegen die Galgaier eröffnen.

Acht Tage, erzählt T . . ., waren seit unserem Eindringen in die Berge vergangen, und wir hatten noch keinen Feind erblickt, wussten nicht einmal, wo er sich befand. Während dessen war der Proviant der Truppen erschöpft, und von dem feindlichen Vieh, auf welches wir gerechnet, war keine Spur zu sehen. Auf steilen engen Bergpfaden hinaufkletternd, näherte sich unsere Kolonne endlich dem Berge Gaï, auf dessen Gipfel, nach den Aussagen unserer Kundschafter, sich die Galgaier mit ihren Familien und Viehheerden verborgen hatten. Um nun den Feind endlich zu Gesicht zu bekommen, befahl Oberst Sass (ein Kurländer), den Berg zu ersteigen. Eine hügelige, von Schluchten durchschnittene, mit Felsenstücken aller Grössen und Formen besäete und mit Gras bewachsene Böschung, gekrönt mit einer Granitmauer, Alles in Allem eine Höhe von wenigstens 1000 Fuss, bot sich unsern Augen dar; die Abschüssigkeit des Abhanges wuchs, je weiter man hinaufklimmte. Die Granitmauer, welche wir zu ersteigen hatten, war bis zur Hälfte in dichte Wolken

eingehüllt; was sich hinter diesem undurchdringlichen Nebel, welcher auf und nieder schwebte, befand, wussten die Götter.

Oberst Sass, ein gestählter kaukasischer Krieger, runzelte die Stirne, strich seinen langen röthlichen Schnurrbart, und fragte nach seiner Gewohnheit, halb spöttisch, halb ironisch den kistinischen Kundschafter: „Wo ist der Weg auf den Berg Gaï?“ — Der Kiste sprach etliche Gurgellaute zum Dolmetscher, und es ergab sich, dass der enge Fussessteig auf dem begrasten Abhange weit hinter uns geblieben war. — „Kann man auf den Gipfel ohne Weg grade aus gelangen?“ fragte Sass. — „Zu Pferde unmöglich, aber ein Fussgänger kann dahin gelangen.“ — „Und wenn wir oben hinauf gelangen, kann man dort reiten, und wie viel Mann neben einander?“ — „Zu Pferde nicht, aber wenn man nicht auf uns schiesst, kann man die Pferde am Zügel führen; aber auch zu Fuss ist der Weg schwierig, der Pfad ist eng und mit grossen Steinen besäet.“ — „Giebt es noch andere Wege, die zum Gipfel führen?“ — „Es sind deren noch zwei zur Rechten hin, aber viel schlechter; auf jenen Pfaden fürchtet man selbst Ziegen zu führen.“ — „Sind viele Galgaier auf dem Berge?“ — „Wie viele kann ich nicht sagen, aber sie

können an 600 Büchsen stellen; sie sind nicht alle auf dem Berge; wir sehen sie nicht, aber sie sehen Alles, was wir machen; vor ihren Büchsen brauchen wir uns nicht zu fürchten; aber hier (auf die Felsenblöcke zeigend), ist etwas Schlimmes; sie werden dergleichen auf uns herunterrollen.“ —

In der That, ein Felsenstück von der vor uns liegenden Höhe herabgerollt, konnte viel Schaden stiften und hätte die Wirkung einer Kanonenkugel gehabt. Sass machte hiermit seinen Fragen ein Ende, dachte eine Minute nach, dann kommandirte er laut: „Aufgesessen! Marsch!“ — und warf sein Pferd gegen den Theil des Berges herum, welcher links von unserem zurückgelegten Weg lag. Da ich neben ihm ritt, so konnte ich mich nicht enthalten, ihn auf Deutsch zu fragen, ob er auf einen Erfolg unseres Vorhabens hoffe, da wir nicht mehr als 120 Kosaken dem Feinde entgegenstellen könnten, wenn solche absteigen, und ihren zurückbleibenden Kameraden ihre Pferde abgeben müssten, während wir nicht wüssten, ob hinter dem Nebel der Feind, wenn auch nur 100 Büchsen stark, nicht eine sehr feste Stellung inne hätte. — „Darüber weiss ich nichts“ antwortete Sass, „man hat mir befohlen, den Berg zu nehmen, und ich will ihn nehmen, die Nachlässigkeit des Feindes benutzend.“

Wir ritten erst rechts, dann im Zickzack die Böschung hinauf; nach einer Viertelstunde mussten wir die Pferde am Zügel führen, und als wir auf der Hälfte des Berges einen sehr breiten Felsen bemerkten, so stellten wir alle Pferde dahinter auf, und rückten zu Fuss weiter in zwei Trupps getheilt; die Osseten links, die Kosaken rechts. Es wurde befohlen, die grösste Stille zu beobachten, und im Falle einer Begegnung mit dem Feinde, die Zeit nicht mit Feuern zu verlieren, sondern den Weg sich mit der Schaschka zu bahnen. Mit jedem Schritt vorwärts wurde der Berg steiler. Wir mussten am Ende auf allen Vieren vorwärts kriechen, uns mit den Händen an kleine Hügel oder Steine anklammernd. Gerade jetzt fing, zu unserem Unglück, die Wolke auf dem Berge an, sich zu bewegen, schwebte herab und hüllte erst die Osseten und dann uns selbst in einen dichten Nebel. Zehn Minuten später ertönten links von uns Flintenschüsse; ein Schrei wurde gehört, und dann war wieder Alles still. Die Osseten waren auf einen feindlichen Wachtposten gestossen, und unsere Bewegung war somit entdeckt. Wir hielten einen Augenblick still, horchten auf in dem dichten Nebel, in welchem man kaum unsere längs der Böschung zerstreuten Kosaken sehen konnte, und waren unge-

duldig, was weiter geschehen würde; doch dauerte unsere Unwissenheit nicht lange. Wir hörten einen schrillen Piff, und neben uns flog ein Felsstück vorüber, welches den steilen Bergabhang hinunter hüpfte, und von andern Felsstücken gefolgt war. — „Den Berg hinauf, Kosaken! schnell, Jungens!“ rief Sass, und seinen verwundeten Fuss nach sich ziehend, krallte er sich mit den Händen an, und kletterte den steilen Berg hinauf. Indessen wurde der Berg lebendig; wie ein Donnerschlag erklang es über unseren Köpfen, und ein Hagel von Steinen aller Grössen stürzte sich auf uns nieder. Die Felsenstücke ricochetirten längs des Abhanges, rissen lange Furchen in dem Boden auf, zerschmetterten an den Felsen, und sandten nach allen Seiten hin ihre todbringenden Splitter. Im dichten Nebel vernahm man Stöhnen und Angstgeschrei. Nicht weit von uns flog ein ungeheurer Stein gerade auf einen Kosaken zu, prallte auf, und an der Stelle, wo eben noch ein lebendiger Mensch stand, blieb eine tief in den Boden eingedrückte Masse Fleisch und Blut zurück. Auf zehn Schritte konnte man nicht erkennen, wer todt, wer verwundet war. Das donnerähnliche Getöse der herunterrollenden Felsstücke wurde stärker, die Steine fielen in unserer Nähe immer dichter und dichter nie-

der. Sass schrie beständig „Vorwärts!“ — Die Kosaken kletterten wie Genssen den Berg hinauf. Den jungen Grafen Zukato, einen Ordonnanz-Offizier Baron Rosen's, traf ein Steinsplitter an der Schulter; er stürzte nieder, riss mich mit sich zu Boden, und wir Beide kollerten den Berg hinunter, indem wir vergebens uns an jeden Gegenstand auf dem glatten Grasboden anzuklammern suchten; alle Nägel meiner Finger bluteten. Zu unserm Glücke hielten uns die unten quer über den Weg stehenden Kosaken auf. Sass sah uns Beide fallen, hielt uns für todt, und in seiner Erregung kommandirte er unwillkürlich: „Kosaken, Halt! hinter den Felsen!“ — Rechts von uns erhob sich nämlich ein hoher, spitzer Felsen, der an seiner Basis an 20 Schritte breit war; in einem Nu presste sich eine Menschenmasse hier zusammen, ihre Büchsen nach allen Seiten wie ein Igelfell gerichtet. Unter diesem Felsen befand sich ein sogenannter todter Winkel, welcher uns vor den herabfallenden Steinen, auf etwa acht Schritte im Gevierte, schützte. Auf dieser Oberfläche hatten sich an 60 Mann zusammengedrängt, fünf fehlten. Einige Kosaken, jeder Gefahr trotzend, suchten die Verwundeten auf. Unsere Lage an dem Felsen war nichts weniger als angenehm. In dichten Nebel ge-

hüllt, zwischen Himmel und Erde, von jeder Hülfe entfernt, brachten wir die Zeit in der quälenden Erwartung eines feindlichen Ueberfalles zu. Gegen unser halbes Hundert konnte der Feind etliche hundert Büchsen richten; alle Vorthelle waren auf seiner Seite; er kannte die Oertlichkeit und nahm eine unangreifbare Stellung ein. Unterdessen rollten beständig Steine von oben auf uns herab, das Krachen und Rollen derselben betäubte uns, ja es ergab sich, dass ein ungeheurer Felsblock gegen unsern Rettungsfelsen stürzte und denselben dermaassen erschütterte, dass wir fürchten mussten, auf ewig von ihm bedeckt zu werden. Wir machten alle lange Gesichter; selbst Sass hörte auf zu scherzen und zu spotten. Er schien leise zu beten; — die Kosaken beteten laut.

Unser gemachter Versuch belehrte uns, dass es unter diesen Umständen ganz unmöglich war, den Angriff fortzusetzen; der Feind konnte uns oben auf engen Pfaden empfangen und einen nach dem andern von der Höhe herabstürzen. Bei dem uns schützenden Felsen zu bleiben war gefährlich und führte zu nichts. Sich ohne höheren Befehl zurückziehen, wollte Sass nicht. In diesem Dilemma schlug ich vor, dem Chef des Stabes ein Billet zu schreiben, uns Verstärkung zu senden,

oder unseren Rückzug zu befehlen, mit der Bedingung, uns morgen früh einen neuen Angriff zu gestatten. Sass genehmigte meinen Vorschlag, und etliche Minuten später liefen zwei Kosaken den Berg hinab mit der kategorischen Erklärung unserer Lage.

Anderthalb Stunden hatten wir schon gewartet, und keine Antwort kam. Nur selten rollte ein Felsstück an uns vorbei, als Zeichen, dass man oben nicht schlief. Unerwartet wurde jedoch diese zeitweile Stille gestört. Der Berg Gaï setzte sich wieder in Bewegung, es rollten Steine und Felsstücke in Masse vorüber. Mit gebückten Häuption uns an den Felsen pressend, standen wir etwa 20 Minuten da, unsere eigene Stimme vor dem furchtbaren Tosen nicht hörend, und nicht begreifend, was der Feind mit uns im Sinne hatte, da wir uns selbst nicht vom Platze rührten. — Endlich schwieg der Berg Gaï; der letzte Akt der Vorstellung war ausgespielt, in welcher uns das Schicksal keine beneidenswerthe Rolle zugetheilt hatte. — Inzwischen fing es an zu dunkeln, und wir erhielten den Befehl zum Rückzug. Die Dunkelheit benutzend und mit Vorsicht fünf Schritte jeder hinter dem andern den Berg niedersteigend, kamen wir ohne weiteren Verlust im Lager an, wo alle ohne Ausnahme

sich freuten, dass wir mit so wenig Verlust davon gekommen waren. — Den anderen Morgen wurde der Angriff von unserem ganzen Detachement erneuert, und Dank den Galgäern, die gestern ihren ganzen Vorrath von Felsen und Steinen erschöpft hatten, wurde der Berg besetzt, aber die Feinde hatten Zeit gehabt, mit ihren Viehheerden zu verschwinden.

Mit dem Besitze des Berges Gai hatte die Expedition ihr Ende erreicht; die Kolonne kehrte jetzt zurück, und hier erzählt der Verfasser eine jener Episoden, welche im Kankasus so oft stattfinden und so vollkommen den Bergkrieg charakterisiren.

Die Kolonne dehnte sich wie gewöhnlich auf schmalem Pfade in einen unendlichen Faden, längs der Böschung der Berge aus, ein Reiter hinter dem andern. An der Spitze derselben gingen die Sapeure, nach ihnen zwei Bataillone Eriwanischer Karabiniere, dann folgte die Cavallerie, und zuletzt ein Jägerbataillon. In der Mitte waren die Packpferde mit Proviant und Munition, — die Soldaten trugen auf ihren Schultern die auseinander genommenen Geschütze, — und hier befand sich auch der Corps - Commandeur mit seinem Stabe.

Nichts kann langweiliger und ermüdender sein, als

ein solcher Marsch, sagt der Verfasser T. . . Ein Mann hält an, und alle ihm nachfolgenden müssen auch stehen bleiben. Drei Stunden dauerte schon der ermüdende Marsch, als auf einmal die ganze Kolonne anhielt, und jeder Mann sich an seinen Vordermann andrängte. „Haltet da vorne nicht an, reitet weiter!“ — erschallte eine laute Stimme aus dem Stabe. Aber es ergab sich, dass weiter zu gehen nicht möglich war. Der Feind hatte sich in einem Thurm festgesetzt, an welchem der enge Bergpfad nur auf 20 Schritte vorbeiführte, und schoss sehr sicher. Den Thurm zu umgehen oder denselben mit Sturm zu nehmen, war nicht leicht. Er war ein sehr festes steinernes Gebäude, stand auf einem isolirten Felsen und beherrschte gänzlich den engen Pfad von da an, wo dieser sich in's Thal hinabsenkte. Die Thür des Thurmes, aus dicken Eichenbohlen zusammengenagelt, und von innen durch Steine verschüttet, befand sich drei Faden über dem Erdboden; eine Leiter zur Thür fand sich nicht vor, wahrscheinlich war sie in das Innere des Thurmes gezogen worden. Enge Schiessscharten, in allen Richtungen angebracht, erlaubten nach allen Seiten zu schießen. In dem Thurm selbst herrschte Stille, nur selten durch einzelne Schüsse gestört, nach welchen

sich freuten, dass wir mit so wenig Verlust davon gekommen waren. — Den anderen Morgen wurde der Angriff von unserem ganzen Detachement erneuert, und Dank den Galgaiern, die gestern ihren ganzen Vorrath von Felsen und Steinen erschöpft hatten, wurde der Berg besetzt, aber die Feinde hatten Zeit gehabt, mit ihren Viehheerden zu verschwinden.

Mit dem Besitze des Berges Gaï hatte die Expedition ihr Ende erreicht; die Kolonne kehrte jetzt zurück, und hier erzählt der Verfasser eine jener Episoden, welche im Kaukasus so oft stattfinden und so vollkommen den Bergkrieg charakterisiren.

Die Kolonne dehnte sich wie gewöhnlich auf schmalen Pfaden in einen unendlichen Faden, längs der Böschung der Berge aus, ein Reiter hinter dem andern. An der Spitze derselben gingen die Sapeure, nach ihnen zwei Bataillone Eriwanischer Karabiniere, dann folgte die Cavallerie, und zuletzt ein Jägerbataillon. In der Mitte waren die Packpferde mit Proviant und Munition, — die Soldaten trugen auf ihren Schultern die auseinander genommenen Geschütze, — und hier befand sich auch der Corps - Commandeur mit seinem Stabe.

Nichts kann langweiliger und ermüdender sein, als

ein solcher Marsch, sagt der Verfasser T. . . Ein Mann hält an, und alle ihm nachfolgenden müssen auch stehen bleiben. Drei Stunden dauerte schon der ermüdende Marsch, als auf einmal die ganze Kolonne anhielt, und jeder Mann sich an seinen Vordermann andrängte. „Haltet da vorne nicht an, reitet weiter!“ — erschallte eine laute Stimme aus dem Stabe. Aber es ergab sich, dass weiter zu gehen nicht möglich war. Der Feind hatte sich in einem Thurm festgesetzt, an welchem der enge Bergpfad nur auf 20 Schritte vorbeiführte, und schoss sehr sicher. Den Thurm zu umgehen oder denselben mit Sturm zu nehmen, war nicht leicht. Er war ein sehr festes steinernes Gebäude, stand auf einem isolirten Felsen und beherrschte gänzlich den engen Pfad von da an, wo dieser sich in's Thal hinabsenkte. Die Thür des Thurmes, aus dicken Eichenbohlen zusammengenagelt, und von innen durch Steine verschüttet, befand sich drei Faden über dem Erdboden; eine Leiter zur Thür fand sich nicht vor, wahrscheinlich war sie in das Innere des Thurmes gezogen worden. Enge Schiessscharten, in allen Richtungen angebracht, erlaubten nach allen Seiten zu schießen. In dem Thurm selbst herrschte Stille, nur selten durch einzelne Schüsse gestört, nach welchen

man jedoch nicht auf die Zahl der Feinde im Thurm schliessen konnte. — Unsere Osseten fanden, nach vielem Suchen, einen Fusssteig, welcher über die Anhöhe in den benachbarten, hinter dem Thurm liegenden Aul führte; die Kolonne konnte jedoch nicht auf diesem Bergpfade mit Pferden und Packpferden folgen. Zudem war hier nicht die Rede davon, wie man den Thurm vermeiden könne, sondern auf welche Weise derselbe zu nehmen sei, um die Galgaier zu bestrafen, die so keck waren, uns den Weg zu versperren.

Zuerst umringte man den Thurm, indem man zwei Compagnien Eriwaner über den von den Osseten entdeckten Bergpfad sandte. Eine Tirailleurkette deckte sich hinter Steinen und Felsstücken. Ohngeachtet der weiten Entfernung schoss man aus dem Thurm so scharf zielend, dass kein Tiralleur weder den Kopf noch den Zipfel seines Mantels zeigen durfte, ohne zu fürchten, von einer Kugel durchbohrt zu werden. Man machte Versuche, die Thür des Thurmes mit Kugeln zu zerschmettern, aber unsere 3 pfündige Granaten hatten nicht die Kraft dazu. Es blieb also der letzte, aber sichere Versuch übrig, nämlich den Thurm in die Luft zu sprengen; aber auch hier fanden mächtige Hindernisse statt. In dem Felsen, auf welchem der

Thurm stand, konnte weder eine Galerie, noch eine Mine angelegt werden; um also nicht unnütz Leute zu verlieren, blieb uns nichts übrig, als einen bedeckten (geblendeten) Weg bis zur Basis des Thurms zu führen, die Mauer zu durchbrechen, und eine Mine unter dieselbe zu graben. Alles Holzwerk zum bedeckten Wege fand sich in dem benachbarten Aul vor, man schleppte es mit Stricken über die Höhen und fing die beschwerliche Arbeit an. Am dritten Tage lagen fünf Pud Pulver in einer, mit eisernen Reifen umschlossenen hölzernen, starken Kiste auf dem Grunde der Mine, trotz aller Mühe der Feinde, die Arbeit zu stören, indem sie sogar den Fussboden des Thurmes durchbrachen und auf die arbeitenden Sapeure schossen. Man forderte mehrere Male die Vertheidiger auf, sich zu ergeben, aber vergebens. Als nun alles zum Sprengen des Thurmes bereit war, schickte unser menschenfreundlicher Chef, Baron Rosen, nochmals zu den Galgaiern, um sie zu bewegen, sich zu ergeben, ihnen das Leben und selbst ihre Auswechselung versprechend. Sie erklärten nun, den Thurm verlassen zu wollen, aber baten um zwei Stunden Zeit, um die Thür des Thurmes von den hinter ihr aufgehäuften Steinen zu befreien. Nach Verlauf der gegebenen Frist versammelte sich

der ganze Stab vor dem Thurme; eine Compagnie Jäger stand unter Gewehr, die Gefangenen zu empfangen. Endlich öffnete sich die Thurmthür; zuerst flogen ein halb Dutzend Büchsen heraus auf den Boden; nachdem liessen sich zwei zerlumppte und schmutzige Galgaier an einem Strick auf den Erdboden nieder, kreuzten die Arme über ihre Bust und sahen uns mit finsternen Blicken, ihr Schicksal erwartend, an. „Wo sind denn die Uebrigen? Warum kommen sie nicht heraus?“ fragte man sie durch den Dolmetscher. — „Wir waren nur zwei,“ antworteten lakonisch die beiden Gefangenen. *)

Nach einem 17 tägigen Kriegszuge gegen die Galgaier kehrte die Kolonne nach Wladikawkas zurück, wo sich unterdessen alle Truppen gesammelt hatten, welche zur Expedition gegen die Tschetschenzen bestimmt waren. Der vorstehende Kriegszug bildete die

*) Anmerkung des Verfassers dieser Episode: Aehnliche Thürme gab es viele in den Kaukasischen Bergen. Die Ueberlieferung sagt, dass in alten Zeiten die georgischen Könige solche erbaut hätten, zur Beschützung ihrer Missionaire, welche die christliche Lehre in diesen Bergen ausbreiteten. Diese Thürme machten später unseren Truppen viel zu schaffen. Schreiber dieses glaubt, dass dieselben mehr als Zufluchtsorte dienten, bei den beständigen Fehden der Bergstämme, einer gegen den andern, oder selbst Aul gegen Aul. (Vergleiche die weiter oben erzählte Expedition des Fürsten Abchasof, im Jahre 1830).

zweite Periode der kriegerischen Ereignisse längs der Kaukasischen Linie im Jahre 1832. —

6. Zu jener Zeit waren die Tschetschenzen unsere tückischsten Feinde längs des linken Flügels der erwähnten Linie. Der erste feindliche Zusammenstoss mit ihnen fand, wie bekannt, mit der ersten Kosaken-Niederlassung am linken Ufer des unteren Terek statt, und zwar in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von jener Zeit an stieg die Feindschaft der Tschetschenzen gegen die Russen mit jedem Jahre und nahm nach und nach den Charakter eines unversöhnlichen und zerstörenden Kampfes an. Als sich unter den benachbarten Lesgierstämmen die neue Lehre verbreitete, aus welcher später der Muridismus auftauchte, und als die Bewohner Dagestans die geistliche Macht Kasi-Mullah's anerkannten, da standen auch die Tschetschenzen nicht an, sich an denselben, als ihren Imam oder Propheten anzuschliessen. Im Jahre 1831 nahmen sie Theil an der Plünderung Kisljar's, so wie an allen Einfällen Kasi-Mullah's in das russische Gebiet, und ihre Raubzüge auf der Linie nahmen einen solchen Maassstab an, dass auf dem linken Ufer des Terek keine dicht bewohnte Stanitza, selbst nicht die entfernte, öde Steppe vor ihren Raubzügen sicher war.

Es ereignete sich, dass die Tschetschenzen Nachts in den Stanitzen an der Strasse Kosaken tödteten, und aus den Ställen Pferde und Vieh raubten; und nicht nur einmal geschah es, dass eine Bande Tschetschenzen durch die Nogaï'sche Steppe bis zu den Ufern der Wolga vordrang. — Während zweier Jahre hielten wir uns nur vertheidigend, suchten selten den Feind auf seinem eigenen Boden auf, um ihn für seine kecken Einfälle auf die Linie zu bestrafen, aber nicht alle unsere Straf-Expeditionen liefen während dieser Periode, der waldigen Oertlichkeit wegen, für uns glücklich ab, und nur mit der Ernennung des General Wiliaminof zum Chef der Kaukasischen Linie, nahmen unsere Kriegooperationen einen mehr systematischen und entschlossenen Charakter an.

Nach den Worten des Erzählers T.... hat die Ernennung Wiliaminof's als Chef der Kaukasischen Linie eine auffallende Veränderung in dem System unserer Operationen hervorgebracht, und seine energische, eingreifende Verwaltung würde zur allmäligen Beruhigung des Landes geführt haben, hätte nicht ein früher Tod seinem Wirken ein Ziel gesetzt. Man erinnert sich noch jetzt im Kaukasus mit Hochachtung und Mitgefühl des Generals Wiliaminof; allein wie es oft

vorkommt, wissen wenige seiner Verehrer, worin eben die Verdienste, die Talente und die Popularität dieser höchst begabten und gebildeten Persönlichkeit bestanden. Darum halten wir es hier nicht für uninteressant, einige Charakterzüge dieses merkwürdigen Mannes zusammen zu fassen, welche wir in der Erzählung T...’s finden, der, wie es scheint, nahe mit W. bekannt war, und Gelegenheit hatte, denselben bei mannichfaltigen Begebenheiten zu beobachten.

Alexei Alexandrowitsch Wiliaminof, der Freund, Dienstkamerad und Stabschef von Alexei Petrowitsch Jermolof (während der Jahre 1816—1827 Chef der Kaukasischen Verwaltung und des dortigen abgesonderten Truppen-Corps), gehörte ohne Zweifel zu der Zahl unserer ausgezeichnetsten Verwalter und Heerführer. Was Verstand, vielseitige Bildung und unerschütterliche Festigkeit des Charakters betrifft, so stand er höher als alle Persönlichkeiten, welche damals die Geschicke des Kaukasus leiteten. Nie gegen sein Gewissen handelnd, Niemandem schmeichelnd, Jedem die Wahrheit ins Gesicht sagend, handelte er nie anders, als mit fester Ueberzeugung und mit vollem Selbstvergessen, weder sich noch Andere schonend, immer nur den Nutzen des Staates im Auge habend, welchen er

bei seinem scharfen Verstande genau und vollkommen verstand. Keine Verläumdung wagte es, seinen reinen, durch nichts befleckten Ruf anzutasten. Den strengen, kalt scheinenden, wortkargen Wiliaminof konnte man vielleicht nicht lieben, aber kein Mensch, selbst die Höchstgestellten nicht, konnten ihm ihre Hochachtung versagen. Ich begegnete nie, sagt T . . . , einem andern Chef, der einen solch mächtigen moralischen Einfluss auf seine Untergebenen ausübte. Das Wort W.'s war heilig, jede seiner Anordnungen fehlerlos; selbst im Kreise der auf sich selbst vertrauenden, jungen Garde-Offiziere, welche aus der Hauptstadt gekommen waren, um sich hier Lorbeeren zu verdienen, würde man es lächerlich gefunden haben, seine Handlungen zu bekritteln. — Die Bergbewohner, welche ihn von lange her kannten, fürchteten seinen Zorn wie das Feuer, glaubten aber blind seinen Worten und vertrauten seiner Gerechtigkeit.

Sich nicht von Theorien hinreißen lassend, welche die Staatsmänner damaliger Zeit, in Hinsicht der Unterwerfung des Kaukasus, aufstellten, verwarf Wiliaminof gänzlich das vorgeschlagene Defensiv-System, er hielt es vielmehr für zweckmässig, sich langsam, aber stets vorwärts zu bewegen; sich nicht allein auf die Macht

der Waffen zu beschränken, sondern auch die Verwaltungskunst im Auge zu haben. — Um dem das Reich erschöpfenden Verluste an Menschen und Geld zu entgehen, rieth er, den sicheren Erfolg der Zeit zu überlassen, aber unterdessen eine praktische Kriegsschule für unsere Truppen in dem Kaukasus zu unterhalten.

Im Allgemeinen war W. verschlossen und liebte es nicht, seine Gedanken auszusprechen. Man kennt im Kaukasus die bekannte Antwort, welche er einst einem neugierigen General gab, der ihn auf einem Marsche fragte, wohin die Truppen gingen? „Das weiss der Trommler, er führt die Truppen; wollen Ew. Excellenz denselben fragen; ich weiss von nichts.“ — So wie Jermolof, konnte auch W. die vorwitzigen Emporkömmlinge nicht leiden, die sich ohne Noth und ohne Befehl in das Feuer stürzten und die Truppen nicht vor unnöthigem Verluste bewahrten. In den Erinnerungen T...’s befindet sich der folgende bezüglichliche Fall notirt. Eines Abends nahmen, nach heissem Gefechte, die Truppen ihr Lager ein; bei brennendem Wachtfeuer sass W. nach seiner Gewohnheit auf einer Trommel, um welche sich sogleich ein Kreis von Officieren versammelte, die laut ihre Unterhaltung über das heutige Gefecht pflogen. Nach den Worten T...’s erlaubte W.

den jungen Leuten, sei es auf dem Marsche, bei Tische oder in seinem Cabinet, über Alles sich frei auszusprechen, hörte ihren Reden zu und machte seine Schlüsse über den Charakter, den Verstand und die Fähigkeiten eines jeden der sich Unterhaltenden. Wenn einer, wie man zu sagen pflegt, über die Schnur hieb, so sagte W., ohne Unmuth oder Strenge zu zeigen: „Nun, mein Theuerster (so redete er gewöhnlich seine Untergebenen an) hör' auf! hör' auf! Du hast schon zu viel geschwätzt.“ — Diesen Abend nun befand sich im Kreise der Officiere, welche W. umgaben, auch ein Hauptmann, welcher den Junkur Urusof heute vor dem Schaschka-Hieb eines Tschetschenzen gerettet hatte. Er erzählte mit Feuer die näheren Umstände seiner That. Wiliaminof hörte lange zu, ohne ein Wort zu sprechen; endlich wandte er sich zum Erzähler und fragte: „Aber, Theuerster! auf welche Weise bist Du denn in die Kette der Schützen gerathen, als man Urusof verwundete?“ „Ich commandirte die Schützen, Urusof dient in meiner Compagnie.“ — „Und Du hast den Tschetschenzen niedergehauen, der den verwundeten Junker angegriffen hatte; wo waren denn Deine Tirailleurs?“ — „Die Kette war durchbrochen; es war gerade Niemand in der Nähe; — ich selbst kam kaum

noch zu rechter Zeit.“ — „So! Du kommandirst die Schützen, die Kette ging nicht in Ordnung vor, und Du warst genöthigt, einen Tschetschenen mit eigener Hand zusammen zu hauen! Das muss ich sagen, Du bist ein tapferer Offizier. — Indessen gieb Deine eigene Schaschka dem Stabsoffizier du jour ab, und begieb Dich in Arrest; die Pflicht eines Chefs ist, auf seine Soldaten Acht zu geben, und nicht, sich mit dem Feinde herumzuhauen.“ — Den nächsten Morgen aber befahl W., dem Hauptmann seine Waffe zurückzugeben, und ihm für die Rettung des Junkers zu danken. — So verstand er die Pflicht eines Offiziers.

Es gab Menschen, welche mit dem Charakter W.'s nicht übereinstimmten, und da sie nicht wussten, was ihm vorzuwerfen sei, beschuldigten sie denselben seiner grossen Liebe zur Gastronomie. Nach den Aussagen T.'s beschäftigte er sich eben so gern mit dem Tische, als er aus Liebe für Kunst und Wissenschaft sich gern mit Naturwissenschaften, Architectur und Homöopathie beschäftigte, und zwar viel mehr zum Vorthail Anderer, als zum eigenen. Da er Anlage zur Brustwassersucht hatte, an welcher er auch im Jahre 1838 starb, so beobachtete er stets die grösste und strengste Diät, aber es war für ihn ein grosses Vergnügen, den Offizieren

und Gästen, die an seinem Tische Theil nahmen, Schüsseln mit sehr schmackhaften Speisen vorsetzen zu lassen, welche er selbst erst gewöhnlich beroch, und sie dann weiter gehen liess, ohne selbst etwas davon zu geniessen. Bei seinen Kriegszügen im Kaukasus begleiteten ihn (sowie auch den General Emanuel 1830 jenseits des Kuban) beständig 8 bis 10 Kameele, welche ein Kalmückisches grosses Filzzelt (Kibitka), das als Speisesaal bei schlechtem Wetter diente, so wie Küchen- und Tischgeschirr, nebst Provision aller Art trugen.

Nach dem Zeugnisse T.'s unterwarf W. mit stoischer Kaltblütigkeit alle seine Handlungen nur dem gesunden Menschenverstande; da nun Viele ihn nur oberflächlich kannten, so hielten solche W. für einen Menschen ohne Herz und Seele, irrten sich aber sehr in dieser Voraussetzung. Ich habe es an mir selbst erfahren, sagt T. in seinen Erinnerungen, wie sein Herz an Allem fürsorglich Theil nahm; nur beherrschte er seine Gefühle und verbarg sie im Innern seiner Seele, damit es keinem hinterlistigen Menschen gelänge, Nutzen von denselben zu ziehen zum Nachtheil des Dienstes und der Gerechtigkeit. Um den Charakter W.'s ganz zu verstehen und zu schätzen, müsste man die Archive des Stabes in Stawropol, und seinen Brief- und Depeschenwechsel

mit dem damaligen Kriegsminister Fürsten Tschernitschef studiren, besonders was unsere Kriegsoperationen am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres betraf. — Dreimal hatte er die Kühnheit, mit Gründlichkeit und Thatsachen belegt, das Projekt entschieden zu verwerfen, welches man ihm aus St. Petersburg mit dem allerhöchsten Befehl zugesandt hatte, solches unverzüglich auszuführen. Sein letztes Memorium in dieser Sache schliesst mit den höchst denkwürdigen Worten:

„Wenn Seine Majestät der Kaiser auch dieses Mal, trotz meiner unterlegten Beweise und Thatsachen, das bewusste Projekt nicht zu verwerfen geruht, — so bitte ich als Gnade, an meiner Stelle einen besseren und erfahreneren General zu ernennen; ich bin bereit, unter ihm als gemeiner Soldat zu dienen, aber mein Diensteid und mein Gewissen verbieten mir, Maassregeln auszuführen, welche nach meiner Ueberzeugung dem mir zur Verwaltung anvertrauten Lande nur Nachtheil bringen können. Indem ich Sr. Maj. dem Kaiser den Diensteid leistete, versprach ich nicht nur zu gehorchen, sondern auch den Ruhm und das Interesse Seiner Majestät und des Russischen Reiches nach meiner besten Ueberzeugung zu wahren.“ —

Der verstorbene Kaiser Nicolai Pawlowitsch schätzte

in diesem Falle den festen Willen Wiliaminof's hoch, stimmte mit dessen Meinung überein, und hob den früher gegebenen Befehl wieder auf, überhäufte auch Wiliaminof mit Gnadenbezeugungen, als er im Herbst desselben Jahres sich nach der Hauptstadt begab. So war Wiliaminof, und so erkannte der edle verstorbene Kaiser ein aufrichtig gesprochenes Wort an, wenn solches von einem Ehrenmanne ausging, der ihm und dem Vaterlande ohne alle Selbstsucht und persönliches Interesse diente. Wiliaminof lebte und starb mit stoischer Festigkeit, bei vollem Bewusstsein, nicht einen Augenblick seinen Charakter ändernd. Als er die Nähe seines Todes fühlte, verliess er die Truppen jenseits des Kuban und begab sich nach Stawropol, wo er alle seine Dienst- und häuslichen Geschäfte ordnete und ruhig den Tod erwartete. Seine Kenntnisse in der Medizin benutzend, folgte er dem Laufe seiner Krankheit so genau, dass er die Zeit seines Endes vorausbestimmte und sich nur um einen Tag irrte, welchen Irrthum er selbst später verbesserte. — Am Tage vor seinem von ihm selbst bestimmten Tode speiste sein Arzt Meyer bei ihm in seinem Cabinet. Nach Tische wollte Meyer, wie gewöhnlich, sich entfernen, da er noch keine Anzeichen des nahen Todes wahrnahm;

Wiliaminof hielt ihn jedoch zurück: „Gehe nicht weg, Meyer, sonst siehst Du mich nicht mehr. Ich habe mich geirrt; ich sterbe heute und nicht morgen.“ Meyer machte ihm noch Hoffnung. „Verliere Deine Worte nicht umsonst. Ich weiss es besser. Setze Dich noch ein wenig nieder. Jetzt will ich einschlafen, der Schlummer überwältigt mich; aber fürchte nichts, das Ende ist noch nicht da; — ich erwache vordem noch einmal.“ — Meyer blieb und beobachtete aufmerksam den Kranken. Während dieser schlummerte, fing sein Antlitz an sich zu verändern; der Athem in der Brust wurde beklommen, aber das Herz schlug noch. — Plötzlich öffnete Wiliaminof die Augen. „Ich habe doch Recht gehabt, als ich sagte, dass ich noch aufwachen würde; — aber jetzt ist Alles vorbei. Lebe wohl!“ und mit diesen Worten hauchte er seine edle Seele aus. —

Die Anerkennung der hohen Eigenschaften Wiliaminof's als eines sehr erfahrenen Generals im Kaukasischen Kriege war so gross, dass der damalige Chef der Kaukasischen Armee, Baron Rosen, der nicht lange vorher aus Polen angekommen war — obgleich er sich persönlich bei den Truppen befand, welche gegen die Tscheutschen bestimmt waren — es doch für den Dienst

nützlich hielt, seine Macht an Wiliaminof zu übergeben, und demselben gänzlich die Leitung der Kriegsoperationen gegen die Tschetschenzen während des Jahres 1832 zu überlassen, deren Ereignisse der Verfasser T. meisterhaft beschrieben hat. Hier folgt ein Auszug daraus, welcher beweisen mag, mit welcher fanatischen Hartnäckigkeit die Tschetschenzen in ihren Wäldern und Dörfern kämpften.

Im Anfang der 30er Jahre dieses Jahrhunderts war das ganze Land noch mit hundertjährigen dichten Wäldern bedeckt, durchschnitten von einer grossen Anzahl von Flüssen und Bergströmen. Damals hatten unsere Truppen noch keine Durchhaue in diesen finsternen Wäldern eröffnet. Die Lichtung, welche zu Jermolof's Zeiten in dem berüchtigten Walde von Gaïti durchgehauen worden war, hatte die üppige Vegetation in diesem Lande wieder mit dichtem, undurchdringlichem Gestrüppe bedeckt; wir waren also gezwungen, einen sehr schwierigen Waldkrieg in der Tschetschnija zu führen.

Der von Wiliaminof ausgearbeitete Plan zur bevorstehenden Expedition war sehr einfach. Obgleich er nicht an dem Erfolge der mit aller Vorsicht auszuführenden Unternehmung zweifelte, so erwartete er

von derselben doch kein anderes Resultat, als die zeitweise Bändigung der Tschetschenzen. Er nahm sich vor, durch deren Land zu ziehen, die Dörfer und Ernten zu zerstören, das Vieh wegzufangen und den Feind überall da anzugreifen, wo er es wagte, sich in grosser Anzahl zu versammeln.

Ein solcher Sammelplatz war im Jahre 1832 unter anderen Hermentschuk, am Flusse Dshalka (ein Zufluss der Sunsha, welche in den Terek mündet), der grösste Aul in der Tschetschnija, welcher drei Moscheen besass, deren grösste und schönste von dem, von Jermolof zu diesem Zwecke geopfertem Gelde erbaut worden war. Da dieser General aus Erfahrung wusste, dass es sehr schwer hielt, den in ihren Wäldern zerstreut wohnenden Tschetschenzen etwas anzuhaben, so brachte er obiges Opfer, indem er hoffte, dass um die schöne und solid erbaute Moschee herum sich eine grosse Anzahl Einwohner niederlassen würde, und er betrog sich nicht in seiner Erwartung. Die Zahl der Einwohner von Hermentschuk vermehrte sich jedes Jahr, und lange Zeit nahmen dieselben, an ihrer neuen Heimath fest anhängend und diese hochschätzend, gar keinen Antheil an den Plünderungen und Raubzügen ihrer Landsleute. Im Jahr 1831 wurden sie jedoch in

den allgemeinen Aufruhr mit fortgerissen, und Wiliaminof hielt es für zweckmässig, an ihnen ein Beispiel für's ganze Land zu geben. Seinen Grundsätzen nach musste die Bestrafung für gleiches Unrecht mit den Grossen, und nicht mit den Kleinen anfangen. Die Einwohner Hermentschuk's, die Nähe des Gewittersturmes witternd, schwankten lange hin und her, ob sie um Gnade bitten, oder ihr Dorf vertheidigen sollten. — Kasi-Mullah überredete sie, ihr Glück mit den Waffen zu versuchen, ihr Dorf gehörig zu befestigen und daselbst die Ankunft der Russen abzuwarten. Dreitausend Tschetschenzen setzten sich in Hermentschuk fest; der Imam Kasi-Mullah führte ihnen in Person als Hülfe noch 800 berittene Lesgier zu, und ausserdem kamen täglich aus den entferntesten Bergen des östlichen Kaukasus Kämpfer für die gereinigte Lehre.

Als sich unsere Truppen im Angesicht Hermentschuk's gelagert hatten, befahl Wiliaminof denselben, ihre Grütze zu kochen, und seinem Koch, das Mittagessen zu bereiten. Vor Hermentschuk unterwarf Wiliaminof den Chef des Corpsstabes, Generalmajor von Wolchowsky, einer starken Geduldsprobe. Der letztere, ein vortrefflicher Mensch, ein erfahrener und dienstfertiger General, konnte seinen Zorn kaum unterdrücken,

und selbst der mehr phlegmatische und bejahrte Corps-Chef Baron Rosen wurde im Ernst unruhig über die Saumseligkeit Wiliaminof's, den Aul anzugreifen. Aber letzterer wusste wohl, was er that, und seine Saumseligkeit war gründlich berechnet. Die Truppen bereiteten ihre Suppe mit doppelter Fleischportion und assen sich ruhig satt. Auf der rechten Flanke einer Batterie von 22 Geschützen, welche auf Kanonenschussweite von den feindlichen Verschanzungen aufgestellt war, wurde der Tisch Wiliaminof's, gerade wie zu Hause, gedeckt; um ihn herum wurden anstatt der Stühle Trommeln aufgestellt, und wir setzten uns zu Tische. In einiger Entfernung hinter uns speiste viel bescheidener, auf ausgebreiteten Teppichen, der Corps-Kommandeur mit seinen Offizieren.

Die feindlichen Brustwehren, so wie auch alle flachen Dächer der Häuser in Hermentschuk waren buchstäblich mit Tschetschenzen besäet, welche mit den Büchsen in den Händen den Angriff erwarteten, und wahrscheinlich nicht begriffen, auf was man eigentlich wartete. Etliche Fernrohre waren von Hermentschuk aus auf unsern Mittagstisch gerichtet.

Um ein Uhr Nachmittags schickte der Corpskommandeur seinen Adjutanten, um zu fragen, ob es nicht

Zeit zum Angriff sei? — „Nicht möglich, die Sonne brennt noch zu stark, und überdem haben die Leute noch nicht abgegessen.“

Eine halbe Stunde nachher erschien ein neuer Abgesandter bei Wiliaminof. „Die Leute haben ihre Portion Branntwein noch nicht ausgetrunken, welche ich ihnen auszutheilen befahl,“ war die Antwort.

Nach einiger Zeit sandte General Wolchowsky nach mir. Er fragte mich sehr ungeduldig, warum man so saumselig handele, und trug mir auf, W. zu sagen, dass dieses gegen die Ansicht des Corpskommandeurs sei. Als ich die Worte Wolchowsky's an W. überbrachte, runzelte er die Stirn, dachte etwas nach und sagte: „Theuerster, kehre zurück zu dem, der Dich hergesandt und sage ihm, dass man meiner Meinung nach noch etwas warten muss; — übrigens, wie es gefällig ist; nur verantworte ich nichts im letzteren Falle. Man muss doch, fügte er lächelnd hinzu, erst das Mittagsmahl endigen und den Tisch abdecken.“

Nachdem ich diese Antwort, natürlich ohne deren Ende, abgegeben hatte, kehrte ich auf meinen Posten zurück; und als man nun wirklich den Tisch abgedeckt hatte, wandte sich Wiliaminof zu mir und sprach: „Ich will, Theuerster, dass Du begreifst, warum ich so

saumselig scheine; du kannst es nachher auch Anderen mittheilen. Sieh einmal hin, mit welcher Gespanntheit die Tschetschenzen unseren Angriff erwarten; sie verzehren sich vor Ungeduld, jede Stunde der Erwartung vermindert ihre Kräfte und ihren Muth; während dessen unsere Soldaten ausruhen und ihre Kräfte stärken. Aber es ist jetzt Zeit anzufangen.“ Mit diesen Worten stieg er zu Pferde und befahl der Artillerie, ihr Feuer zu eröffnen.

Unterdessen war Oberst Sass mit seinen Linien-Kosaken und der georgischen Miliz rechts in den Wald geschickt worden, wo sich die feindliche Cavallerie befand, um von dieser Seite her unsere stürmenden Kolonnen zu decken; sodann wurden zwei muselmännische Cavallerie-Regimenter (Schiiten) links zur Bewachung der Dshalka abgesandt. Mit dem letzten Kanonenschuss wirbelten die Trommeln zum Sturm. Zwei Bataillone des Butyrischen Regiments zur Rechten, zwei Jägerbataillone zur Linken der Batterie, eilten im Laufschrift auf die feindlichen Verschanzungen zu, ohne einen Schuss zu thun. Die Tschetschenzen, welche das Artilleriefeuer, hinter ihren Verschanzungen liegend, ausgehalten hatten, sprangen auf, gaben eine Salve, aber noch ehe sie Zeit hatten, ihre Büchsen wieder zu

laden, überschritten schon unsere Truppen den nicht breiten Graben, erschienen auf dem Kamm der Brustwehr, und jagten mit dem Bajonet den Feind durch das Dorf. Die Butyrischen Bataillone drangen zuerst in dasselbe; der Angriff war gegen das Centrum der Befestigungen gerichtet; die linke Flanke, welche an den Wald stiess, blieb einstweilen noch in den Händen der Tschetschenzen; auf der Rechten flohen sie, ohne sich zu vertheidigen. Während dieser Zeit waren unsere Kosaken, welche die feindliche Cavallerie zurückgeschlagen hatten, unter ein heftiges Feuer von dem Waldsaume her gerathen. Wiliaminof, der nach Jermolof's Art vor Allem die Truppen vor unnöthigen Verlusten zu bewahren suchte, schickte mich unverzüglich zu Sass mit dem Befehl, zu dem Fussvolk zurückzukehren, welches die Batterie bedeckte. Ich flog im Carrière zu Sass, der unterdessen, die Lage erkennend, schon im vollen Trabe sich aus dem mörderischen Feuer am Waldsaume entfernte. Sein Weg führte ihn längs der linken Flanke der Verschanzungen von Hermentschuk hin, und da er auch hier von heftigem Feuer empfangen wurde, stand er nicht an, mit seinen Reitern im Carrière gegen die Verschanzungen zu jagen. In diesem Augenblicke gerieth ich in die Mitte der Kosaken

und wurde im Sturm der Attaque mit fortgerissen, so dass ich, ehe ich Zeit hatte zur Besinnung zu kommen, mich mit der ganzen Reitermasse vor dem feindlichen Verhau befand. Die überraschten Tschetschenzen prallten im ersten Augenblicke zurück, besannen sich jedoch, blieben 20 Schritte vor uns stehen und erwarteten uns, ihre geladenen Büchsen uns entgegenstreckend. Sie versparten offenbar ihr Feuer bis zu dem Momente, wo wir auf die Krone des Verhaues sprengen würden; aber die Kosaken, die ihre Sachen auch gut verstanden, sahen ein, dass Voreiligkeit ihnen theuer zu stehen kommen würde, blieben auf ihrem Platze und zielten auch von ihrer Seite auf den Feind. Nur kurze Augenblicke währte dieses Feuer. Die Tschetschenzen hielten nicht aus, gaben eine Salve, und ehe noch der Rauch derselben verschwunden war, sassen schon die Kosaken und Georgier mit blanker Schaschka ihnen auf dem Halse. Auf diese Weise nahm unsere Cavallerie einen von Infanterie vertheidigten Verhau.

Als ich mit meinem Rapport zurückkehrte, fährt T fort, gab man mir keine Zeit, mich zu verschnaufen, ich wurde vielmehr mit einem neuen Auftrag abgefertigt, nachzusehen, was in Hermentschuk vorging, wo das Flintenfeuer noch nicht aufhörte. Als ich durch

die Strassen des Dorfes ritt, erfuhr ich, dass dasselbe durch unsere Soldaten schon genommen sei, und nur in drei grossen Sakli's sassen noch Tschetschenzen, die jede Begnadigung verwerfend, sich durch ein heftiges Büchsenfeuer vertheidigten, welches schon viele Todte und Verwundete gekostet hatte. Augenblicklich wurden die Sakli's durch eine dreifache Schützenkette umringt, welche auf dem Boden liegend, sich durch Bäume und Zäune deckte. Endlich wurde befohlen, die Sakli's anzuzünden; aber auch dieses war nicht leicht auszuführen. Eine dicke Thonschicht beschützte die inneren Wände, von Flechtwerk aufgeführt, vor dem Feuer, und die Mauern waren von allen Seiten von Löchern durchbohrt, aus welchen die Mündung eines Büchsenlaufs heraussah. Es fanden sich jedoch zwei Sapeure, welche den Muth hatten, den Befehl auszuführen. Eine gefundene Eichen-thür vor sich her, wie ein Schild schiebend, Strohbündel und Gesträuch mit sich schleppend, krochen sie zur schmalen Seite der äussersten Sakli hin, schlugen mit unendlicher Mühe die äussere Thonschicht der Wand ab, und zündeten das Holzgeflecht an, welches unter seiner unverbrennbaren Thonhülle langsam zu glimmen anfang. Die Tschetschenzen setzten das Feuern von dieser Seite fort, bis sie die Hitze von der bren-

nenden Wand verscheuchte. Den Feuer anlegenden Sapeuren kamen, en amateurs, noch zwei Artilleristen zu Hilfe. Sie kletterten an der von innen brennenden Wand auf das platte Dach hinauf; die Sapeure reichten ihnen Granaten, welche sie, deren Zünder ansteckend, durch den breiten Schornstein in den inneren Raum der Sakli warfen, dicht angefüllt mit sich vertheidigenden Tschetschenzen. Man hörte die zwei ersten Granaten platzen; die folgenden platzten nicht mehr. Wir erfuhren später, dass die Tschetschenzen sie erstickt hatten.

Nach und nach ergriff das Feuer auch die übrigen zwei Sakli's; dem Feinde blieb also nichts übrig, als sich zu ergeben, oder zu verbrennen. General Wolchowsky bedauerte diese tapferen Leute und befahl seinem Dolmetscher Atarschtschikof, einem alten Mosdok'schen Kosaken, ihnen anzubieten, die Waffen niederzulegen, und versprach ihnen dagegen, im Namen des russischen Oberbefehlshabers, nicht nur das Leben, sondern auch Auswechselung gegen russische Gefangene. Als Atarschtschikof vortrat und ihnen in ihrer Sprache laut zurief, dass er sprechen wolle, hörte das Feuern auf. Die in den Sakli's sich befindenden Tschetschenzen hörten den Vorschlag an, beriethen sich unter einander etliche Minuten, sodann trat ein halb nackter, vom Rauche

geschwärzter Tschetschenze auf die Thürschwelle der Sakli, hielt eine kurze Rede und verschwand, indem das Feuern aus allen Schiessscharten wieder anfang. Die kurze Rede war folgenden Inhalts: „Wir wollen keine Gnade, nur eine Bitte haben wir an die Russen; man theile unseren Familien mit, dass wir gestorben sind, wie wir gelebt haben, keiner fremden Macht uns unterwerfend.“ — Nun wurde befohlen, die Sakli's von allen Seiten anzuzünden.

Die Sonne sank unter, und eine einzige rothe Flammensäule erhellte dieses Gemälde des Untergangs und der Zerstörung. Die Tschetschenzen, unerschütterlich entschlossen zu sterben, stimmten ihren Todesgesang an; zuerst mit lauter Stimme, dann leiser und leiser, je nachdem die Zahl derselben sich durch Feuer und Rauch nach und nach verringerte.

Den Feuertod zu sterben ist jedoch furchtbar, und nicht ein Jeder ist im Stande, diese Folter auszuhalten. Unerwartet öffnete sich die Thür einer brennenden Sakli. Auf der Schwelle erschien eine menschliche Gestalt, ein Schuss blitzte auf, die Kugel pfiff an unseren Ohren vorbei, und die blanke Schaschka schwingend, stürzte ein Tschetschenze gerade auf uns zu. Der breitschulterige Atarschtschikof, in ein Panzerhemd aus Stahlringen

gekleidet, liess den wüthenden Tschetschenzen auf zehn Schritte an sich herankommen, legte ruhig die Flinte an und sandte ihm eine Kugel gerade mitten in die nackte Brust. Der Tschetschenze machte einen furchtbaren Sprung in die Luft, stürzte nieder, erhob sich wieder auf seine Füsse, streckte sich wie eine Kerze gerade auf, und langsam niedersinkend, fiel er tod auf die heimische Erde nieder. Nach etlichen Minuten wiederholte sich dieselbe Scene; noch ein Tschetschenze sprang aus der brennenden Sakli, schoss seine Büchse ab und die Schaschka schwingend, brach er durch zwei Tirailleurketten durch, und erst in der dritten stach man ihn mit Bajonetten nieder. —

Die brennenden Sakli's fingen an einzustürzen, die zertretenen Gärten umher mit tausend Funken besäend. Unter den rauchenden Trümmern krochen sechs verwundete, wie durch ein Wunder lebend erhaltene Lesgier hervor. Die Soldaten hoben sie auf und trugen sie zum Verbandplatze hin; nicht ein einziger Tschetschenze hatte sich lebend ergeben. Zweiundsiebzig Menschen starben den Feuertod.

Die letzte Scene dieses blutigen Dramas war ausgespielt. — Die Nacht bedeckte den furchtbaren Schauplatz. —

Hier brechen wir die Erinnerungen T.'s aus dem Kaukasus ab und führen mit etlichen Worten das Ende der Feindseligkeiten gegen Kasi-Mullah im Jahre 1832 an. Nach mehreren Gefechten in der Tschetschnija, die für Kasi-Mullah ungünstig ausfielen, entflohr er nach Dagestan und versteckte sich in Gimri, den berühmten Felsenkessel, bis an dessen obere Kante ich im November 1831, mit einem Truppentheil von Jerpeli aus, in Dagestan vorgedrungen war. Im October 1832 rückten die Generale Baron Rosen und Wiliaminof auf Gimri los. Den 17. October, nach einem furchtbaren Kampf, drangen unsere Truppen in Gimri ein. Kasi-Mullah, der sich auf keine Weise ergeben wollte, schloss sich in einen Thurm mit 15 auserlesenen Muriden, unter welchen sich auch Schamyl befand. Umzingelt von den wüthenden Kriegern, welche den Thurm von allen Seiten stürmten, und nachdem er schon mehrere seiner Muriden verloren, wagte Kasi-Mullah einen verzweifelten Ausfall, um sich durchzuschlagen. Aber der fanatische Pseudo-Prophet, welcher während mehrerer Jahre so viel Unglück über die Einwohner Dagestans und der Tschetschnija gebracht hatte, fiel im Handgemenge.

7. Aus dem bisher Gemeldeten mag man schliessen,

mit welchen mächtigen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Entbehrungen unsere tapferen Truppen in den Kaukasischen Bergen zu kämpfen hatten; auch konnten dieselben nur langsam, Schritt für Schritt, vorwärts rücken, um systematisch die feindlichen Bergbewohner in die hohen Thäler zurückzudrängen, während in den Ebenen und an den Ausgängen der Thäler Festungen angelegt wurden. Bei diesen langwierigen und langjährigen Kämpfen kamen wohl auch Ueberstürzungen vor, welche uns Verluste brachten, so die Expedition des General Grabbe, von 1842, um durch den berüchtigten Wald von Itschkeri zu dringen. Im Jahre 1839 war durch denselben General nach furchtbarem Sturme Achulgo, ein wahres Felsennest, die damalige Residenz Schamyls, genommen worden, und der letztere entging der Gefangenschaft nur dadurch, dass er sich an einem Seile den steilen Felsen hinab in das Thal des Andischen Koissu herunterliess. Im Jahre 1845 wurde unter der Führung des Fürsten Woronzof die neue Residenz Schamyls, Dargo, genommen und zerstört, aber auch dieser Kriegszug brachte keine wirklichen Vorthelle, wohl aber grosse Menschenverluste.

Von 1845 bis 1846 wurde alles Mögliche vorbe-

reitet zur endlichen Eroberung des östlichen Kaukasus, und hier arbeitete das Beil eben so viel wie das Bajonet. Wälder wurden gelichtet, und durch dieselben fahrbare Wege gemacht, Brücken über Bergströme gebaut und zur Deckung zahlreiche Forts und Festungen an den respectiven strategischen Punkten angelegt. Unter der Leitung des im August 1856 neu ernannten Chefs der Kaukasischen Armee, des Fürsten Barjätinskij, wurde dann der letzte Akt des langwierigen Kampfes im Dagestan ausgespielt. Während der Jahre 1857 und 1858 wurde Schritt für Schritt das Vordringen unserer Truppen gegen das Centrum Dagestans fortgesetzt, eine feindliche Stellung nach der andern genommen, ohne von unserer Seite viel Verlust zu erleiden, denn der kriegserfahrene Chef der von Nord-Ost, Nord und Nord-West her operirenden Truppen, General-Adjutant Graf Jewdokim, griff nur im äussersten Falle die furchtbar starken Positionen der Lesgier unter Schamyl in der Front an, sondern er umging solche durch geschickt ausgeführte Manöver, oder zwang die Feinde durch Abwarten, ihre Stellungen zu verlassen. Aehnlicherweise handelten die Generale Fürst Orbelian und später Baron A. Wrangel von Osten her, und Baron Wrewskij von Südosten aus. Während nun die respec-

tiven Truppentheile von allen Seiten in das hohe Dagestan einrückten, die Einwohner theils durch Güte, theils durch Gewalt, durch Zerstörung ihrer Dörfer und Ernten, unterwarfen, wurden sogleich neue Wege gebahnt und neue Festungen angelegt, um die Verbindungen zu sichern, und die endliche Unterwerfung herbeizuführen.

Den ersten April 1859 wurde Weden, die dritte und 14jährige Residenz Schamyl's, nach zweiwöchentlicher Belagerung und Ueberwindung furchtbarer, örtlicher Hindernisse, von den Generalen Graf Jewdokim und Baron A. Wrangel mit Sturm genommen, und Schamyl wählte sich zu seinem Aufenthalt die furchtbar starke Position von Ghunib, welche er sich schon lange als seine letzte Zuflucht ausersehen hatte. Nach vielen Verlusten, unglücklichen Kämpfen, und nach dem Abfalle aller Stämme, welche er während 25 Jahren fanatisirt und despotisch beherrscht hatte, kam er mit wenigen Getreuen und drei Geschützen in Ghunib an, wohin er seine Familie bereits vorausgeschickt hatte.

Durch die weisen und geschickten Anordnungen des Oberbefehlshabers Fürsten Barjätinskij vorbereitet, rückten seit dem Frühling 1859 drei grosse Truppenmassen, in Allem 40,000 auserlesene Krieger unter der Lei-

tung des Grafen Jewdokim, Baron A. Wrangel und des Fürsten Melikof, in drei concentrischen Richtungen vor, nämlich von der Tschetschnija, vom östlichen Dagestan und von der Lesgirischen Linie in Transkaukasien. Nachdem alle örtlichen Hindernisse sowohl, als auch der hartnäckige Widerstand der letzten Muriden glücklich überwunden war, wurde Ghunib den 10. August von allen Seiten umstellt.

Ghunib, von den Soldaten Guitarren-Berg genannt, hat wirklich im Grundriss die Figur dieses Instruments, ohne dessen Hals, und senkt sich von Westen nach Osten, nach dem linken Ufer des Kara-Koissu hinab. Der Riesenberg steht isolirt mitten in der Gruppe der benachbarten Berge und beherrscht letztere. Die Böschungen Ghunibs sind ausserordentlich steil, mehr als 45° , erheben sich bis zu einer Höhe von 3500 Englischen Fuss und noch mehr, und endigen mit einer fast perpendikulären Felsenmauer, mehrere Dutzend Faden hoch, mit welcher das obere 100 Quadratwerst grosse Plateau des Berges von allen Seiten umgeben ist. Dieser Mauergürtel erhebt sich auch von innen über das Plateau und fasst dasselbe als hohen Rand ein. Am Fusse hat Ghunib einen Umfang von ungefähr 60 Werst. An dem höchsten westlichen Felsen ent-

springt ein kleiner Bergstrom, rauscht über das Plateau hin und stürzt in Cascaden zum Koissu. Auf diesem Plateau nun befand sich ein Aul, mehrere Höfe, Mühlen, ein Birkenwäldchen, Weiden und Ackerland, Alles, was der Mensch zum Leben bedarf. Ein einziger Fusspfad führt auf den Berg von dem Ufer des Kara-Koissu aus, welcher Fusssteig an einer Stelle durch hohe Granitfelsen auf beiden Seiten beengt ist. Diese Stelle versperrte Schamyl durch eine Quermauer mit Schiesscharten. Auf der nördlichen Seite der Felsenkrone endigt ein Absturz, welcher sich an einem Punkte auseinander spaltet, um einen engen Durchgang zu lassen. Hier hatten die Bewohner Ghunib's Verhaue aufgerichtet, obgleich gar kein Pfad durchführte. Auf anderen Seiten des Berges sind in dem Felsengürtel mehrere ausgewaschene Regenschluchten, in welchen kühne Kletterer mit Hilfe von Stricken hinansteigen können; aber dem Auge scheinen diese Zugänge unmöglich. Um nun diesen Felsengürtel in seinem ganzen Umfange durch Schützen vertheidigen zu können, sind wenigstens 1500 Mann nöthig, und dann ist das Plateau wirklich uneinnehmbar. Aber Schamyl hatte nur 400 Büchsen zu seiner Verfügung, die Bewohner von Ghunib mit eingerechnet, und drei Geschütze.

Aber auch mit dieser kleinen Zahl Vertheidiger war die Stellung ausserordentlich fest; wenn man diesen Berg ansah, war man im Zweifel, von welcher Seite er zugänglich sei.

Bei Schamyl befanden sich, wie oben gesagt war, nur etliche ergebene Muriden, welche früher einen gewissen Ruf hatten; er brachte nach Ghunib eine geringe Anzahl seiner sogenannten Haus-Muriden, eine Zahl fanatischer Abreken*) und anderes Räubergesindel, das nichts mehr zu verlieren hatte. Das Muriden-Reich, welches 30 Jahre lang die Russische Macht bekämpfte, fing mit einer Handvoll Fanatiker an und endigte mit einer Bande Räuber.

Noch vor Ankunft des Fürsten Barjätinskij hatte General-Adjutant Baron Alexander von Wrangel Ghunib fest eingeschlossen. Alle Bergpfade, welche von den am Fusse des Berges liegenden Auls auf die Felder der unteren

*) Abreken nennt man bei den Bergbewohnern Jünglinge oder Männer, welche ein Gelübde gethan haben, sei es auf immer, sei es auf eine gewisse Zeit, sich dem Tode zu weihen; während dieser Zeit alle Familienbande zerreißen, allen Freuden des Lebens entsagen, keine Gnade annehmen, und keine gewähren, sei es Freund oder Verwandter. Sie gleichen in ihrer Wuth den Berserkern der alten Normannen und sind selbst bei den Ihrigen sehr gefürchtet. Besonders in der Tschetschnja gab es viele dieser Wahnsinnigen, denen Jedermann aus dem Wege ging.

Terrasse führten, wurden von besonderen Truppentheilen besetzt. Von Osten her wurde die Blokade dem Obersten Radetzky übertragen, die süd-östliche und die ganze südliche Seite dem Obersten Terchukassof, die Ufer des Koissu dem Obersten Kononowitsch, die nördliche Seite dem Fürsten Tarchanof. Die oben auf dem Plateau eingeschlossenen Muriden waren von allen Seiten umringt und hatten keine Hoffnung zu entkommen.

Den 17. August sandte Schamyl einen Parlamentair an den General Baron Wrangel ab, um einen Waffenstillstand abzuschliessen; aber den 18. fand sich Fürst Barjätinskij selbst bei den Truppen ein, und sogleich wurden die Unterhandlungen wegen der Uebergabe Ghunib's angefangen; führten aber zu keinem Resultate, ungeachtet der grossmüthigen Bedingungen, welche man Schamyl, seinen Untergebenen und Anhängern bot. Der alte Hauptführer des Muridismus schwankte zwischen den Ueberzeugungen seines ganzen Lebens, die ihn bestimmt hatten, die Ungläubigen bis zum Aeussersten zu bekämpfen, und seiner zahlreichen Familie, welche sich mit ihm auf Ghunib befand. Ausserdem mochte er unseren Versprechungen nicht trauen. Seine letzten Worte, welche die Unterhandlungen abbrachen, waren: „Ghunib ist ein hoher Berg; ich sitze

darauf! Ueber mir und noch höher ist Gott. Die Russen stehen dort unten, mögen sie stürmen!“

Da unsere Truppen etwa 14 Tage um Ghunib herumstanden, hatten sie Zeit genug, sich mit der Oertlichkeit bekannt zu machen und die Zugänglichkeit zu untersuchen; denn obgleich das Felsennest über 50 Werst im Umfang hatte, so waren doch Zugänge zu finden, welche dem geübten Auge unserer Kaukasischen Krieger nicht entgehen konnten.

Während die Unterhandlungen noch fort dauerten, war der General Fürst Melichof im russischen Lager angekommen, nachdem er die ihm vorgeschriebene Bewegung von der Lesgirischen Linie aus, glücklich ausgeführt hatte. Der ihm anvertraute Truppentheil stieg durch die Abgründe der Berge von dem oberen Andischen Koissu bis zum rechten Ufer des Kara-Koissu, und unterwarf den noch übrigen Theil der Lesgierstämme; überall wurden unsere Truppen freudig empfangen, denn die Einwohner waren des 25jährigen, furchtbaren Despotismus Schamyl's, der ihre Zahl mehr als decimirt und sie vollständig an den Bettelstab gebracht hatte, herzlich satt geworden. Der Fürst Melichof nahm noch die Festung Irib am Kara-Koissu ein, zerstörte solche, und ging von da aus, von seiner

Reiterei begleitet, weiter nach dem Lager unter Ghunib. Das ganze Dagestan bis zum letzten Dorfe war unterworfen und ruhig, mit Ausnahme Ghunib's, wo sich der ganze Rest der Muriden vereinigt hatte.

Am 23. August wurde der Angriff auf Ghunib der Hauptleitung des General-Adjutanten Baron Wrangel und dem Ingenieur-General Kessler anvertraut. Den 24. nahm die Kolonne des Fürsten Tarchanof die Gärten mit Sturm ein, welche sich auf der nördlichen Seite Ghunib's befanden, und blieben am Fusse des Berges selbst stehen. Die Kolonne des Obersten Kononowitsch stieg vom Ufer des Koissu herauf und postirte die Schützen auf den ersten Terrassen des Berges. In der Nacht vom 24. auf den 25. August erstiegen die ungeduldigen und kühnen Soldaten die nördlichen und südlichen Abhänge des Ghunib-dag zugleich, und zwar an Stellen, welche von den Bewohnern bis jetzt für unzugänglich gehalten wurden. Von Felsen zu Felsen wie die Gamsen kletternd, von einer Terrasse auf die andere mit Hülfe von Haken und Stricken steigend, erschienen die Freiwilligen des Regiments Apscheron mit Tagesanbruch, und gleich darauf das ganze Bataillon auf dem nordwestlichen Gipfel des Berges, acht Werst vom Aul entfernt. Der Feind erblickte un-

sere Krieger erst, als diese auf die höchste Terrasse hinaufstiegen, wo er sie nicht mehr aufhalten konnte. Ein furchtbarer Allarm verbreitete sich plötzlich unter den Belagerten; sie eilten zu dem bedrohten Punkte hin, aber in demselben Augenblicke erschienen auf dem südöstlichen Winkel die Bataillone der Regimenter Georgien und Ssamur, und ihnen folgten andere Truppen nach. Ihren unvermeidlichen Untergang voraussehend, stürzte sich ein Theil der Muriden in ein verzweifeltes Handgemenge und wurde niedergestochen; der Rest flüchtete in die Sakli's von Ghunib, wo sich auch Schamyl mit seiner Familie einschloss, gegen welchen Aul sich nun drei Kolonnen in Bewegung setzten.

Am Mittag erschien Fürst Barjätinskij auf dem Kampfplatze und forderte Schamyl auf, sich augenblicklich zu ergeben. Um den kleinen Aul herum, in welchem sich hundert Muriden befanden, standen, dicht zusammen gedrängt, vierzehn Bataillone, den Sturm mit Ungeduld erwartend. Dem Reste der Feinde war es unmöglich, zu entkommen oder sich durchzuschlagen. Nach zweistündigem Schwanken kam der alte Imam aus dem Aul geschritten und ergab sich ohne Bedingung der Gnade des Siegers.

In dem Birkenwäldchen ist auf dem Felsenblock,

auf welchem, umringt von seinem Stabe, Fürst Barjätinskij sass, als er den gefangenen Schamyl empfing, das Jahr, der Tag und die Stunde der Beendigung des Kampfes im östlichen Kaukasus eingegraben:

1859 —

den 25. August, um vier Uhr Nachmittags.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde Schamyl gerade drei Jahre, Tag für Tag, nach der Ernennung des Fürsten Barjätinskij zum Chef der Kaukasischen Armee (den 25. August 1856) gefangen genommen.

Ein Tagesbefehl des Fürsten verkündete dieses glückliche Ereigniss der ganzen Kaukasischen Armee:

„Kaukasische Krieger! — Am Tage meiner Ankunft in dieses Land rief ich Euch auf, unserem Herrscher unsterblichen Ruhm zu erwerben, und Ihr habt meine Hoffnung erfüllt. In drei Jahren habt Ihr den Kaukasus von dem Caspischen Meere an, bis zur grossen Militairstrasse nach Georgien unterworfen. — Möge mein herzlicher Dank laut über alle Berge des Kaukasus, sowie auch in allen Euren Herzen widerhallen. — Schamyl ist gefangen; ich wünsche der Kaukasischen Armee Glück dazu.“

Während der letzten Kämpfe wurden im östlichen Kaukasus sechzig feindliche Geschütze erobert, und

sere Krieger erst, als diese auf die höchste Terrasse hinaufstiegen, wo er sie nicht mehr aufhalten konnte. Ein furchtbarer Allarm verbreitete sich plötzlich unter den Belagerten; sie eilten zu dem bedrohten Punkte hin, aber in demselben Augenblicke erschienen auf dem südöstlichen Winkel die Bataillone der Regimenter Georgien und Ssamur, und ihnen folgten andere Truppen nach. Ihren unvermeidlichen Untergang voraussehend, stürzte sich ein Theil der Muriden in ein verzweifelter Handgemenge und wurde niedergestochen; der Rest flüchtete in die Sakli's von Ghunib, wo sich auch Schamyl mit seiner Familie einschloss, gegen welchen Aul sich nun drei Kolonnen in Bewegung setzten.

Am Mittag erschien Fürst Barjätinskij auf dem Kampfplatze und forderte Schamyl auf, sich augenblicklich zu ergeben. Um den kleinen Aul herum, in welchem sich hundert Muriden befanden, standen, dicht zusammen gedrängt, vierzehn Bataillone, den Sturm mit Ungeduld erwartend. Dem Reste der Feinde war es unmöglich, zu entkommen oder sich durchzuschlagen. Nach zweistündigem Schwanken kam der alte Imam aus dem Aul geschritten und ergab sich ohne Bedingung der Gnade des Siegers.

In dem Birkenwäldchen ist auf dem Felsenblock,

auf welchem, umringt von seinem Stabe, Fürst Barjätinskij sass, als er den gefangenen Schamyl empfing, das Jahr, der Tag und die Stunde der Beendigung des Kampfes im östlichen Kaukasus eingegraben:

1859 —

den 25. August, um vier Uhr Nachmittags.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde Schamyl gerade drei Jahre, Tag für Tag, nach der Ernennung des Fürsten Barjätinskij zum Chef der Kaukasischen Armee (den 25. August 1856) gefangen genommen.

Ein Tagesbefehl des Fürsten verkündete dieses glückliche Ereigniss der ganzen Kaukasischen Armee:

„Kaukasische Krieger! — Am Tage meiner Ankunft in dieses Land rief ich Euch auf, unserem Herrscher unsterblichen Ruhm zu erwerben, und Ihr habt meine Hoffnung erfüllt. In drei Jahren habt Ihr den Kaukasus von dem Caspischen Meere an, bis zur grossen Militairstrasse nach Georgien unterworfen. — Möge mein herzlicher Dank laut über alle Berge des Kaukasus, sowie auch in allen Euren Herzen widerhallen. — Schamyl ist gefangen; ich wünsche der Kaukasischen Armee Glück dazu.“

Während der letzten Kämpfe wurden im östlichen Kaukasus sechzig feindliche Geschütze erobert, und

alle russische Gefangene, männlichen und weiblichen Geschlechtes, über 2000 an der Zahl, befreit. Schamyl ist bei Jahresgehalt von 10,000 Silberrubel Kaluga als Aufenthaltsort angewiesen worden. —

Solch glückliches Ende eines hartnäckigen, lang-jährigen, furchtbaren Kampfes mit den Bewohnern des östlichen Kaukasus war eine würdige Belohnung für die beispiellosen Aufopferungen und die Heldenthaten, an welchen die Geschichts-Annalen der Kaukasischen Armee so reich sind.

Die Ergebung Schamyl's, der beinahe sein ganzes Leben hindurch den heiligen Krieg gegen die Christen gepredigt hatte, war der Todesstoss des Muridismus, und man darf mit Gewissheit hoffen, dass diese fanatische Secte nimmer wieder im Kaukasus aufsteht.

Die gänzliche Unterwerfung des westlichen Kaukasus erfolgte fünf Jahre später und endete mit der Auswanderung von 200,000 Tscherkessen und anderen Bergstämmen nach der asiatischen und europäischen Türkei. Die von ihnen verlassenen Thäler und Berghalden werden von fleissigen russischen und ausländischen Ansiedlern bewohnt; neues Leben blüht dort auf, und die Kaukasischen Ländergebiete sind in eine neue Aera getreten.

Drittes Buch.

1833 und 1834.

Aus Russlands Cultur- und Kriegsgeschichte.

§. 1. Die ersten Telegraphen in Russland, 1833.

1. In einem Augenblicke, in welchem Russland im Begriff ist, durch seine sibirischen Telegraphenbauten den ersten elektrischen Ring um den Erdball zu schliessen, und in einer Zeit, wo es eifrig daran arbeitet, durch Vervielfältigung seiner Eisenbahnen seinen weit ausgedehnten Raum mit einem Netze wohlthätiger Culturadern zu versehen — geben mir die Blätter meines Tagebuches Gelegenheit, zur Geschichte des russischen Verkehrswesens einen nicht uninteressanten Beitrag zu liefern.

Es war in den letzten Tagen des Februar 1833 — zu einer Zeit, wo noch nicht einmal die Chaussee

zwischen Moskau und Petersburg ganz vollendet, und wo es nur Kaiserlichen Feldjägern möglich war, in leichter dreispänniger Telega 40 deutsche Meilen (300 Werst) in 24 Stunden zu durchheilen — als mich der Generaladjutant Neidhardt in sein Cabinet berief, woselbst ich zwei Fremde traf und zwei kleine optische Telegraphen-Modelle vorfand, folgendermaassen mich ansprechend: „Da ich mit Ihnen sehr zufrieden bin, so will ich Ihnen jetzt Gelegenheit geben, Seiner Majestät dem Kaiser vorgestellt zu werden. *Voici, de quoi il s'agit.* Seine Majestät hatte schon lange die Idee, auch in Russland Telegraphen einzuführen, und zu diesem Zwecke hat unser Gesandter in Paris, Graf Pozzo di Borgo, den früheren General-Inspector der Telegraphen-Linien in Frankreich, Herrn Chateau engagirt, nach Russland zu kommen, um das Unternehmen auszuführen; derselbe ist nun mit seinem Gehülfen hier angekommen.“ — Er stellte mich diesen Herren vor und fuhr fort: „Seine Majestät der Kaiser will den ersten Versuch, durch Telegraphen zu arbeiten, in dem Winterpalaste selbst ansehen, begeben Sie sich also unverzüglich zu dem Minister des Hofes, Fürsten Wolchonsky, und unterbreiten demselben, dass ich Sie mit der Bitte geschickt habe, Ihnen die Mittel zu geben, die beiden Modell-

Telegraphen (welche Chateau aus Frankreich mitgebracht hatte) zweckmässig aufzustellen.“

Ich erfüllte mit Freude diesen für mich so schmeichelhaften Auftrag, begab mich zum Fürsten, welcher mich freundlich aufnahm, und dem Kammer-Fourier du jour Befehl gab, mich mit Allem zu versehen, was zu meinem Zwecke nöthig sei. Ich wählte zwei Säle aus, durch eine Enfilade von anderen Sälen etwa 400 Fuss von einander getrennt. In beiden wurden L'hombretische aufgestellt, sodann im letzten Saale ein Tisch-tuch an der Wand ausgespannt, damit sich der Telegraph auf einer weissen Fläche gut projectiren könne. Den nächsten Morgen um 8 Uhr kam ich mit den beiden Franzosen nebst den beiden Modell-Telegraphen in den Winterpalast, stellte die Telegraphen auf die respectiven L'hombretische, und erwartete Seine Majestät. — Nach einer halben Stunde trat der Kaiser, in einen Ueberrock des (Semenow'schen) Garde-Regiments, ohne Epaulettes, gekleidet, aus seinem Cabinet, begleitet vom Kriegsminister Grafen, später Fürsten Tschernischef, dem General-Quartiermeister General-Adjutant von Neidhardt, dem Fürsten Mentschikof, damals Seeminister, und dem Fürsten Wolchonsky, und begrüßte die beiden Franzosen sehr zuvorkommend,

richtete etliche Fragen an mich, den Ingenieur-Dienst betreffend, zum Beweise, dass es ihm nicht unbekannt sei, dass ich früher Ingenieur gewesen war, und bat Herrn Chateau, zum Versuch zu schreiten. Dieser stellte sich an den ersten Telegraphen, nächst dem Cabinet Seiner Majestät, und ich begab mich mit dem Gehülfen Chateau's durch vier Säle nach dem zweiten, hinter welchem das Tischtuch an der Wand befestigt war. — Nun sahen wir, wie der Kaiser etliche Zeilen auf einen Zettel schrieb und diesen Herrn Chateau zum Telegraphiren übergab. — Ich setzte mich an den L'hombretisch des zweiten Telegraphen, und der Gehülfe Chateau's nahm die Zeichen auf und dictirte mir die Zahlen. Während ich aufschrieb, kam die Kaiserin Alexandra Feodorowna, in ein Morgengewand gekleidet, und von einem Hündchen begleitet, durch die Säle gegangen, näherte sich mir und sprach: „*Que faites-vous là?*“ Ich erhob mich und antwortete: „*Madame, je copie les signes.*“ — „*Les comprenez-vous?*“ — „*Non, Votre Majesté!*“ — In diesem Augenblicke rief der Kaiser von seinem Salon aus mit helltönender Stimme: „*Madame, éloignez-vous; vous empêchez les ^{aux}signeurs!*“ — Die Kaiserin entfernte sich lächelnd und kehrte zu ihrem hohen Gemahl zurück. — Sobald die

Depesche telegraphirt war, was durch ein besonderes Endzeichen angedeutet wurde, nahm der Gehülfe das Dictionnair der Zeichensprache zur Hand und dictirte mir die Worte der entsprechenden Zahlen; ich eilte mit der dechiffirten Depesche durch alle Säle zu Seiner Majestät zurück und übergab solche, und der Kaiser erklärte sie für wortgetreu. — Er war sehr zufrieden mit dem Versuche, und lud uns ein, Abends wiederzukommen, um Seiner Majestät die telegraphische Mittheilung einer Depesche bei Nacht zu zeigen.

Den nämlichen Abend um 8 Uhr verfügten wir uns nochmals in den Winterpalast, und Chateau befestigte an den Arm eines jeden Telegraphen eine kleine niedliche brennende Laterne aus vergoldetem Kupfer; sodann wurden in den anliegenden Sälen alle Kerzen ausgelöscht, so dass es daselbst ganz finster war; nur bei mir, am Tische des Gehülfen, brannte eine Kerze hinter einem Schirm, damit ich die Zeilen aufschreiben konnte. Wieder wurde eine Depesche Sr. Majestät diktirt, unser Telegraph nahm die Zeichen von dem Tische Chateau's auf; ich notirte die Zahlen, dann wurde mir deren Bedeutung diktirt, und als ich nun mit der geschriebenen Depesche durch die dunkelen Säle zu dem Kaiser eilte, sagte er, meine Schritte hörend, zu den

Umstehenden: „*voilà un courrier, qui nous apporte la dépêche.*“ Die Depesche war abermals wortgetreu, und Se. Majestät zeigte sich sehr befriedigt. Seine Umgebung hatte sich heut Abend vermehrt, denn ich fand ausser seiner Begleitung von heut Morgen auch den jungen Thronfolger (den jetzigen Kaiser Alexander II.) und den Fürsten Paskiewitsch. Der Kaiser befahl mir mit Herrn Chateau nach Strelna, Peterhof und Oranienbaum zu fahren, um die Thürme oder Gebäude zu wählen, auf welchen die erste Telegraphen-Linie von St. Petersburg nach Kronstadt errichtet werden sollte. Als Ausgangspunkt sollte ein Thürmchen, über dem Cabinet des Kaisers, auf dem Dache des Palastes erbaut, dienen, damit der Kaiser selbst aus seinem Cabinet die nöthigen Depeschen diktiren könnte. Einstweilen liess Se. Majestät dem Herrn Chateau und dessen Gehülfen kostbare Ringe im Werthe von 2400 und 1200 Rubel Banco (Francs) als Zeichen seines Wohlwollens zukommen.

Den nächsten Morgen, es war in der Butterwoche (Fastnacht), nahm ich einen leichten Schlitten, mit drei Pferden bespannt, und machte mich, von Herrn Chateau begleitet, auf den Weg nach Oranienbaum; es war wunderschönes Wetter bei 6° Kälte. Herr Chateau,

der in Frankreich von den raschen Schlittenfahrten in Russland gehört hatte, bat mich, als wir uns ausserhalb der Stadt und auf der grossen Strasse von Peterhof befanden, ihm doch eine Probe von dem raschen Schlittenfahren zu geben. Ich rieth ihm, erst sich fest zu setzen und sich an der Lehne des Schlittens zu halten, rief dann meinem Kutscher ein Pascholl (Marsch) zu, und die feurigen Pferde flogen wie rasend über die glatte Schneebahn hin, ein Wolke von Schneestaub um sich schleudernd. Meinem Franzosen verging Hören und Sehen, der Athem stockte ihm, und er bat um Himmelswillen einzuhalten und weniger rasch zu fahren, indem er an diesem Versuche genug hätte. —

Wir erfüllten unseren Auftrag, wählten vier Punkte als Telegraphen-Stationen aus, und kehrten Abends in die Stadt zurück. Im Frühjahr 1833 fing Herr Chateau, von einem Ingenieur-Offizier begleitet, an, seine Thürme zu bauen, welche später von der Hauptstadt aus bis Warschau fortgesetzt wurden. In demselben Jahre, in welchem Russland auf diese Weise seine optische Telegraphenlinie errichtete, gelang es Gauss und Weber in Göttingen, das Problem der elektromagnetischen Telegraphie praktisch zu lösen; die grossartigere Verwendung liess freilich noch einige Zeit auf sich warten. —

2. Im Sommer 1833 wurde ich mit dem Oberst-Lieutenant Lwof, vom Generalstabe, zu den grossen Manövern der Garde bei Gatschina kommandirt, wo ich acht angenehme, dabei aber auch vier beschwerliche Tage verlebte. Ich befand mich bei dem Theile der Truppen, welchen General-Adjutant von Neidhardt kommandirte, und durch ein von unserer Seite geschickt ausgeführtes Flankenmanöver, wobei Lwof und ich die Truppen durch dichten Wald und Nebenwege führten, gelang es uns, einen grossen Theil der feindlichen Avantgarde abzuschneiden und in Gatschina gefangen zu nehmen, was den Kaiser, der bei diesem Manöver den Schiedsrichter machte, sehr zufrieden stellte. Die Manöver dauerten vier Tage und waren grossartig; besonders die Hunderte von grossen Bivouacfeuern der Truppen in den unabsehbaren Alleen des Waldes von Gatschina, wo solche lagerten und wo in den Jahren 1785—95 schon Kaiser Paul als Grossfürst so oft seine Truppen manövriren liess, gewährten einen feenhaften Anblick. Der letzte Tag der Manöver endigte mit einer brillanten Front-Attake von 24 Escadrons Garde-Cuirassier in ihren glänzenden Harnischen und Helmen, auf welchen sich die Sonnenstrahlen blitzend abspiegelten, und durch einen Sturm der Infanterie auf das Schloss

Gatschina, von dessen Balkonen die Kaiserin mit ihrer Suite und dem ganzen Hofe dem imposanten Schauspiel zusah, und bei welchem, durch den Donner der nahestehenden 60 Geschütze, eine grosse Anzahl Fensterscheiben des Schlosses zersprangen.

Zwei Tage nach unserer Rückkehr in die Hauptstadt kamen die Belohnungen für unseren Dagestanischen Feldzug im Herbst 1831 heraus, und ich erhielt von Sr. Majestät einen goldenen Degen mit der Aufschrift „für Tapferkeit“ für den Sturm von Djuwok. General-Adjutant von Neidhardt, indem er mir zu dieser Belohnung Glück wünschte, sagte scherzend zu meinen umherstehenden Dienstkameraden: „Für unsere kürzlich beendigten Manöver bei Gatschina hat nur einer eine Auszeichnung für bewiesene Tapferkeit erhalten, und dies ist hier der Capitain Bl.“

Während des Winters von 1833/34 überreichte ich den zweiten Theil meines Werkes über die Kaukasischen Bergvölker, für welchen Se. Majestät mir abermals eine Geldbelohnung von 1500 Rubel Banco zukommen liessen, und ich beschäftigte mich eben fleissig mit der Redaktion des dritten und letzten Bandes, als im Frühjahr 1834 General-Adjutant von Neidhardt zum Chef des ersten Armee-Corps ernannt wurde, und ich

an ihm einen sehr gütigen und mir sehr wohlwollenden Chef verlor. Sein Nachfolger war ad interim General-Lt. von Schubert, bisher Director des topographischen Kriegskarten-Dépôt's, welcher nun zehn Jahre lang beide Posten verwaltete, ohne wirklicher General-Quartiermeister zu sein. Derselbe war übrigens auch sehr wohlwollend gegen mich, und sein Haus stand mir eine lange Reihe von Jahren gastfreundlich offen.

§ 2. Besuch der russischen Schlachtfelder vom Jahre 1812 und Enthüllung der Alexander-Säule; 1834.

3. Ich war am 1. Juni 1834 vertieft in die Bearbeitung des dritten Bandes meines Kaukasischen Werkes und just etwas schreibtisch-versessen, da liess mich der Chef der Kanzlei des kaiserl. Generalstabes, Oberst von Riesenkampf, rufen und fragte mich, ob ich nicht geneigt sei, mich etwas von meinen sitzenden Beschäftigungen zu erholen, um eine interessante Reise in's Innere Russlands zu unternehmen. Natürlich war ich bereit dazu, und nun theilte er mir mit, dass der Kriegsminister Fürst Tschernischef, mein hoher Wohlthäter, mich dazu bestimmt hätte, auf kaiserlichen Befehl, einen Adjutanten des damaligen französischen Gesandten am Russischen Hofe, Marschall Maison,

einen gewissen Hauptmann Langlois, zu begleiten, um die Schlachtfelder und die geschichtlich denkwürdigen Orte des Krieges von 1812 zu besichtigen. Er lud mich ein, mich dem Gesandten vorzustellen und die vorläufige Bekanntschaft des Capitain Langlois zu machen. Auf diese Weise wurde ich im Hotel des französischen Gesandten eingeführt. Marschall Maison nahm mich sehr zuvorkommend auf; ich musste stets sein Gast sein, so wie ich nur einige Stunden bei Langlois zubrachte. Dieser — ein alter Capitain der Kaisergarde und feuriger Anbeter Napoleons — hatte die Kriege in Deutschland und Spanien mitgemacht; die Schlacht von Belle-Alliance, an welcher er auch Theil genommen, machte jedoch seiner militairischen Laufbahn ein unfreiwilliges Ende. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde die Kaisergarde, wie bekannt, hinter die Loire internirt und von den bourbonisch Gesinnten gewöhnlich „*des brigands de la Loire*“ genannt. Langlois nahm den Abschied, widmete sich nun ganz der schon früher mit Vorliebe betriebenen Malerei und erlangte bald einen gewissen Ruf durch die Cultivirung grosser Panorama's. Seine ersten Rundbilder der „Schlacht bei Navarin“ und von „Algier“ erregten Sensation und brachten nebenbei hübsche Summen ein; jetzt war er

im Begriff, den Stoff zu sammeln für Bilder der Schlacht von Borodino und des brennenden Moskau's, da ihn sein Aufenthalt in Spanien behindert hatte, Augenzeuge der Scenen des russischen Krieges i. J. 1812 zu sein. Auf das Reichlichste von unserer Regierung zu dem interessanten Cicerone-Amte ausgestattet, benutzte ich die Zeit unserer Reisevorbereitung zu näherer Bekanntschaft meines künftigen Reisegefährten und des Marschall Maison, dessen Haus nicht nur in der That, sondern auch dem Namen nach sich eines harmonischen Ensemble's rühmen konnte, insofern die Namen seiner zwei Adjutanten „*de la Rue*“ und „*de la Porte*“ lauteten.

Capitain Langlois kaufte für 700 Rubel Banco einen leichten Reisewagen, gegen dessen unverhältnissmässig breiten Kasten und viel zu schwache Hinterfedern ich Besorgnisse äusserte, welche der Verkäufer natürlich bestritt, welche sich aber leider bestätigen sollten. Nachdem wir am 19. Juni Petersburg verlassen hatten, mussten wir bereits nach einer Fahrt von 40 deutschen Meilen in Pskow neue Hinterfedern anschrauben lassen, durchschnitten jedoch ohne weitere Beschwerne bei drückender Hitze den tiefen Sand der leicht hügeligen, etwas einförmigen Landschaft, welche uns noch von dem Thale der Düna trennte. In dessen Nähe wurde bei Kljästizy

zuerst der classische Boden von 1812 betreten, denn hier war es, wo am 30. und 31. Juli Wittgenstein durch seine energischen und kühnen Angriffe den Marschall Oudinot zwang, jedes weitere Vordringen auf der Petersburger Strasse aufzugeben und sich auf Polozk zurückzuziehen. Dass die Laune des Kriegsgottes oft schnell wechselt, sollte uns beim Passiren des Drissa-Defilé's das Monument des General Kulnijef zu Ssiwoschina zurufen. Dieser tapfere General war am 31. Juli noch triumphirender Sieger gewesen; am 1. August starb er den Heldentod, als Oudinot aus einer verdeckten Stellung vorbrach und die Russen wieder hinter die bereits überschrittene Drissa zurückwarf, um sich den Abmarsch auf Polozk zu sichern.

In dem Flusswinkel, wo die Polota aus tief eingeschnittenem Thale zum rechten Ufer der Düna tritt, drängen sich die alten Häuser des ehrwürdigen Polozk dicht zusammen, durch seine Lage zur militairisch wichtigen Position gestempelt und i. J. 1812 wiederholt darin bestätigt. Wittgenstein hatte Oudinot nicht lange Ruhe gelassen; schon am 17. August griff er seine starke Stellung mit Nachdruck an und richtete seine energischsten Stösse gegen das französische Centrum bei Spass. Obwohl es nach hartem Kampfe bis zur Nacht

zu einer eigentlichen Entscheidung nicht gekommen war, so hielt es doch der verwundete Marschall Oudinot für gerathen, Polozk aufzugeben. Sein Nachfolger im Oberbefehl, der General Gouvion St. Cyr, führte den bereits eingeleiteten Abmarsch aber nur zum Schein aus und griff am 18. August die einigermaassen getäuschten Russen so heftig an, dass sie nach tapferer Gegenwehr wieder bis zur Drissa zurückgingen. An beiden Tagen war auf beiden Seiten viel Blut geflossen, Wittgenstein hatte aber den wichtigen Erfolg erzielt: durch seine Kühnheit die Franzosen über seine numerische Schwäche völlig zu täuschen und sie an der Düna festzuhalten. St. Cyr verschanzte sich nun in und bei Polozk, wurde jedoch am 18. October — an demselben Tage, an welchem die Trümmer Moskau's von den Franzosen wieder verlassen wurden, mit solchem Ungestüm von Wittgenstein angegriffen und gleichzeitig am linken Ufer der Düna durch den General Steinheil so bedenklich bedroht, dass er am 19. October unter Deckung Wrede's gegen Steinheil die Stadt und das rechte Flussufer völlig aufgab und sich in südlicher Richtung auf Marschall Victor zurückzog. Beim Abzug der Franzosen ward die Stadt stark beschossen und erlitt durch Feuer arge Zerstörung.

Wir benutzten unter Führung eines der vielen Juden den 24. Juni dazu, uns die Situationen jener blutigen Tage zu vergegenwärtigen, und Langlois fixirte seine Eindrücke durch treue Skizzen von der Stadt und dem Kloster zu Spass, vor dem Ausweisungsbefehle Kaiser Alexander's I. eine reiche Besitzung der Jesuiten.

Wir befanden uns in einer von Juden dicht bewohnten Gegend, es musste daher angenehme Abwechslung gewähren, zu Beschenkowitschi den Thee in der lebenswürdigen Gesellschaft des Grafen Kreptowitsch einnehmen und die reine Atmosphäre seines comfortablen Schlosses einathmen zu können. Der alte Graf war sehr reich, lebte auf grossem Fusse und liess in allen Einrichtungen immer noch den früheren Gesandten in England durchblicken. Der Familienkreis wurde belebt durch die Anwesenheit der ältesten, an den jungen Grafen Nesselrode verheiratheten Tochter Marie, den jungen Grafen Michael Kreptowitsch, welcher in Dorpat studirt und eine Gräfin Nesselrode zur Gemahlin hatte und den Geheimerath Butenijef, welcher als Bräutigam der jüngsten Tochter des Hauses, Helene, von seinem Gesandtschaftsposten in Constantinopel hergeeilt war, um in wenig Tagen seine Hochzeit zu feiern. Da meine Cousine Natalie als Gattin

des spanischen Ministers del Castillo mit ihrer Schwester Ssinaïde und dem Fräulein Anna del Castillo in Constantinopel lebte, so hatte ich gar bald ein lebhaftes Examen über meine Cousinen zu bestehen und volle Gelegenheit, durch meine Auskunft die Freude auf ihre Bekanntschaft schon jetzt zu erregen.

Während ein Denkmal im Schlossparke an die Anwesenheit Kaiser Alexander's I. bei Gelegenheit der grossen Manöver im Jahre 1820 erinnerte, verwahrte man im Schlosse noch verschiedene Schriftstücke, welche Napoleon im Jahre 1812 hier zurückgelassen hatte. Beschenkowitschi hatte für den französischen Imperator in der That als wichtiger Uebergangspunkt über die Düna, zwischen Polozk und Witebsk, eine hohe Bedeutung; er zog am 23. Juli seine ganze Hauptarmee von Wilna aus hierher in der Hoffnung, den General Barclay de Tolly mit seiner ersten russischen Westarmee schlagen und an der Vereinigung mit der zweiten Westarmee unter Fürst Bagration hindern zu können. Weder das eine, noch das andere gelang; vielmehr wich Barclay der Schlacht aus und brachte den Franzosen bei seinem Abmarsch auf Witebsk in den dreitägigen Arrièregarde-Gefechten bei Ostrowno am 25., 26. und 27. Juli bedeutende Verluste bei. Der fran-

zösische Kaiser verweilte mehrere Tage in Beschenkowitschi; der Durchmarsch der grossen Armee währte ohne Unterbrechung zwei Tage und zwei Nächte und der Ort wurde hart mitgenommen. —

Im Schlosse langten bereits Hochzeitsgäste an, unter Anderen auch die schöne Fürstin Lubomirskaja, geborene Tolstoi; uns aber rief die Pflicht von dannen zum Verfolg tief-ernster Bilder der Vergangenheit, während drinnen freudige Zukunftsträume die Liebenden erfüllten.

Auf dem Wege nach der Beresina-Gegend wurde Tschaschniky berührt; ein Punkt, der militairischen Besichtigung und Erinnerung werth, weil daselbst Wittgenstein am 31. October durch zuvorkommenden kühnen Angriff den Marschall Victor zur Einnahme einer retirirten abwartenden Stellung zwang und in Folge dessen Witebsk vom Feinde befreite.

Je mehr wir uns dem unheilvollen Flusse näherten, desto düsterer, man kann sagen „melancholischer“ wurde die Landschaft. Der Weg führte durch ausgedehnte dunkle Wälder und auf morastigem Grunde über lange Knüppeldämme bis Loschniza, wo wir die grosse Moskauer Strasse und auf ihr am 29. Juni Borisof erreichten. Mit brennender Fieberhand hatte Na-

poleon einst nach diesem Punkte gegriffen, um die Trümmer seiner Armee zu retten. Minssk, als wichtiger Stützpunkt auf der Wilna-Moskauer Strasse, war durch Tschitschagof's Angriff am 16. November für Napoleon verloren gegangen, er musste suchen von Orscha aus Wilna möglichst direct zu erreichen und dazu war ihm die feste Beresina-Brücke von Borisof von unschätzbarem Werthe. Dombrowsky mit seiner polnischen Division sollte den Ort nebst westlichem dominirendem Brückenkopfe besetzen und festhalten, er eilte auch am 20. November hin und setzte sich auf beiden Ufern fest; aber dem furchtbaren Stosse des russischen General Lambert am 21. November konnte auch die verzweifeltste Gegenwehr nicht widerstehen. Der polnische General wird total geschlagen und fast vernichtet, Borisof ist für Napoleon verloren, er muss einen anderen Punkt zum Uebergange wählen und bestimmt Studienka.

Nach diesem an und für sich so unbedeutenden und doch geschichtlich so merkwürdig gewordenen Dorfe richteten wir unsere Wanderung unter Leitung eines alten Juden, welcher schon Napoleon als Führer gedient hatte und es nun versuchte, mit geläufiger Zunge die Schreckensscenen zu schildern, welche am 27. und

28. November den tragischen Schlussakt des Napoleonischen Kriegsdrama's von 1812 bilden sollten. Es war mir im höchsten Grade interessant, diesen Punkt näher in's Auge zu fassen. Für die Schilderungen Chambray's und Ségur's lieferte das milde Sommerbild allerdings nur unvollkommene Staffage, aber die kritische Beurtheilung der ganzen Situation erhielt durch Autopsie doch eine lehrreiche Unterstützung.

Nachdem wir einige militairische Reliquien in Gestalt von Tschakoadlern, Knöpfen, Kugeln etc., die noch immer gefunden wurden, gekauft hatten, kehrten wir nach Borisof zurück und Langlois zerstreute seine schwermüthigen an die Beresina gefesselten Gedanken damit, dass er die Köpfe der schönen Judenmädchen mit ihrem turbanähnlichen orientalischen Kopfputz in sein Album skizzirte.

4. Mit dem westlichen Sprunge nach der Beresina war unsere Recognoscirungsreise insofern einem Anachronismus verfallen, als wir den Schlusspunkt des Napoleonischen Feldzuges zuerst berührten; es galt nun einen Punkt zu erreichen, welcher Raum- und Zeitverhältnisse wieder in richtige Uebereinstimmung brachte. Ein solcher konnte nur Ssmolensk sein, welches Napoleon zum Hauptstütz- und strategischen Knotenpunkt seiner grossen

Operation gegen Moskau machte. Gleichzeitig konnten wir durch den Verfolg der grossen Moskauer Strasse in drei Vierteln ihrer Erstreckung, also bis Moshaïsk, mit wenig seitlichen Excursionen die Terrainbeschauung für die Ereignisse des Vor- und Rückmarsches der französischen Armee mit einander verbinden.

Um Ssmolensk möglichst schnell zu erreichen und der drückenden Hitze auszuweichen, überliessen wir uns noch am Abend des 29. Juni der Führung der breiten, mit doppelter Reihe von Birken bepflanzten grossen Strasse und kamen am 30. Juni in Orscha an. Dieser strategisch wichtige Ort, bei welchem der Dnjepr seine grösste Annäherung an die Düna erfährt, wodurch die zehn deutsche Meilen ausgedehnte Schlüsselposition Orscha-Witebsk entsteht, beherbergte Napoleon i. J. 1812 mehrere Tage, als er bemüht war, die traurigen Reste seiner Armee zu sammeln, neu zu organisiren und von allem Ballast zu befreien, welcher das schnelle Entfliehen aus dem weit geöffneten Grabe aufhalten konnte. Dass Napoleon hier auch seinen ansehnlichen Pontontrain zerstören liess, sollte wenige Tage nachher an der Beresina schwer gebüsst werden.

Auf dem Wege nach Ssmolensk passirten wir das letzte Judendorf Liady und übernachteten in Krassnoi.

Beide Orte waren am 14. August Zeugen hartnäckiger Vertheidigungsgefechte der russischen Division Newrowski gegen die Avantgarde Murat's gewesen. Hatten die Franzosen damals in kühnem Uebermuthe den Vormarsch erzwungen, so sollten sie bereits am 17. und 18. November bei Krassnoi gegen die Kutusof'sche Armee mit blutigen Opfern ihren Rückzug erkaufen und namentlich durch Miloradowitsch am 18. ihre Arrièregarde unter Ney bis auf ein kleines Häuflein vernichtet sehen, was nur mit Mühe dem Tode entrann.

Für Langlois lieferte die Kirche zu Krassnoi dankbaren Zeichenstoff; für mich sollte der Ort dadurch eigenthümliche Bedeutung erhalten, dass mein späterer Chef in Persien, Graf Simonitsch, hier als Hauptmann eines Corsischen Bataillons gefangen worden war.

Am späten Nachmittag des 1. Juli hielt unser Wagen vor Ssmolensk. Langlois war entzückt über die pittoreske Lage dieser altehrwürdigen „heiligen Stadt“ und da unser Hôtel wenig Verführerisches hatte, auch die buckeligen Strassen zwischen den dunklen Blockhäusern wenig Anziehendes boten, so lenkten wir unsere Schritte alsbald durch das von der Muttergotteskirche überbaute nördliche Thor, überschritten die lange Dnjeprbrücke und genossen den unvergleichlich schönen Anblick der

untergehenden Sonne, wie ihre letzten Strahlen auf den Kuppeln der zahlreichen Kirchen widerblitzten und hier und da noch die rothe Festungsmauer beleuchteten, welche von den Vorstädten mit ihren Baumgruppen, Gärten und verstreuten Blockhäusern gleich einem dunkelfarbigen Kranze umschlossen wurde.

Mein Reisegefährte fand so reichen Stoff für seine Skizzenmappe, dass wir vier Tage in Ssmolensk verweilten; Zeit genug zu genauer Orientirung und Vergegenwärtigung der Situationen vom Jahre 1812. Noch jetzt konnte man an der berühmten mongolischen Mauer, welche so manchem Sturme getrotzt, an zwei Stellen in breiten Streifen die Kugelspuren von jenen Batterieen verfolgen, welche Marschall Ney in vollen Lagen abfeuern liess, um eine Bresche zu erzwingen; aber vergeblich, denn das Kaliber war der Stärke der Backsteinmauer nicht gewachsen. Dieselbe hätte den tapferen Vertheidigern von Rajewsky's und Dochturof's Corps gegen die wüthenden und massigen Angriffe des 17. August auch noch länger Deckung gewährt, wenn nicht die mit jedem Augenblick an Ausdehnung zunehmende Feuersbrunst in der Stadt den längeren Aufenthalt unmöglich gemacht hätte, so dass sich der russische Oberfeldherr Barclay de Tolly genöthigt sah, noch am

Abend des 17. August die Räumung der Stadt zu befehlen und die Vertheidiger zu sich an das rechte Flussufer heranzuziehen. Wenn Napoleon am 17. August nicht darauf gerechnet hatte, den Besitz einer brennenden Stadt mit so schweren Verlusten bezahlen zu müssen, so gelang es ihm auch am 18. und 19. nicht, Barclay von der Wiedergewinnung der Moskauer Strasse abzuschneiden, denn die russischen Arrièregarden deckten unter Korf's und des Prinzen von Württemberg Befehl das nördliche Ausbiegen der russischen Hauptmacht mit so muthiger Ausdauer, und General Tutschkof hielt am Stragan-Bach unweit Walutina-Gora so lange aus, bis Barclay unterstützend heran eilen und die Verfolgung wirksam aufhalten konnte. Napoleon kosteten die Tage des 17. bis 19. August mindestens 20,000 Mann; er konnte eine Ahnung haben von der Widerstandskraft Russlands und hatte es noch in der Hand, dem Kriege eine andere Wendung zu geben; aber die rauchenden Trümmer von Ssmolensk warnten vergeblich, er rannte muthwillig in sein Verderben und kam zu spät zu traurigstem Bewusstsein, als er vom 9. bis 15. November das zweite Mal sein Hauptquartier in Ssmolensk nahm, um sein Heer auf dem Rückzuge zu sammeln und von den vor einem Vierteljahre aus-

gerückten 160,000 Mann kaum 42,000 Kampffähige wieder zu sehen.

Im Verfolg der grossen Moskauer Strasse bot sich Gelegenheit, die Positionsterrains bei Dorogobush, Wjäsma und Gshatsk genauer ins Auge zu fassen. Barclay hatte eines nach dem anderen zu Empfangsstellungen der vormarschirenden Franzosen erkoren und namentlich die ausserordentlich günstige Position bei Gshatsk schien zu einer vielleicht entscheidenden Vertheidigungsschlacht bestimmt zu sein, als am 29. August Fürst Kutusof den Oberbefehl der russischen Armee übernahm und beschloss, sich noch weiter rückwärts bei Borodino dem Feinde entgegen zu stellen. Die retirirende französische Armee hatte bei den zuerst genannten Orten empfindliche Anfälle der südlich begleitenden Kutusof'schen Armee abzuwehren und besonders erlitten am 3. November bei Wjäsma der Vicekönig Eugen, Poniatowsky und Davoust durch die Angriffe Platof's und Miloradowitsch's bedeutende Verluste. —

Den Pferdewechsel auf den Stationen benutzte ich dazu, Langlois einen tieferen Blick in das Leben des russischen Bauern werfen zu lassen; ich zeigte ihm das Innere ihrer Wohnungen, liess ihn von ihrer Kohlsuppe und Grütze, ihrem Kuchen und Brod, auch von ihrem Kwass kosten und war bemüht, bei einem Ver-

gleiche mit den französischen Bauern durch den Nachweis des grösseren Landbesitzes und der geringeren Abgaben seitens der russischen Bauern die Bevorzugung zu Gunsten der letzteren auszunutzen. Ob Langlois ganz davon überzeugt war, möchte ich bezweifeln, während ich mit seiner militairischen Bemerkung völlig einverstanden war, dass er nun erst begreife, wie die Russen bei ihrem Zurückgehen auf Moskau einen so wenig nennenswerthen Verlust an Gefangenen, Fuhrwerk oder Geschützen erlitten hätten, nachdem er die Breite der russischen Strassen und die offene Gegend der Moskauer Strasse gesehen habe.

Die Skizze der schönen Kathedrale von Gshatsk wanderte in Langlois' Mappe; der Anblick des Klosters Kolotskoi erinnerte an jene ergreifende Scene, wo der Rest der Tausende, welche nach der Schlacht von Borodino hier aus Mangel an Pflege oder durch Kälte und Hunger gestorben waren, Hände ringend Napoleon anflehte, ihn mitzunehmen, als er auf dem Rückzuge vorüberzog. Von dem Elend der Kranken und Verstümmelten erweicht, befahl der Kaiser ihre Aufnahme; was möglich war, das geschah; aber bei den späteren Drangsalen des Rückzuges hat wohl keiner von ihnen die Heimath wieder gesehen.

5. Das erste Hauptziel unserer ganzen Reise „Borodino“ erreichten wir am 17. Juli und es that uns nach langer heisser und staubiger Fahrt die lebenswürdige, vortreffliche Aufnahme ausserordentlich wohl, welche wir beim Gutsherrn Alexander Iwanowitsch Wojekof und seiner fein gebildeten Gemahlin Elisabetha Feodorowna, geborenen Lewascheva, fanden. Mein Reisegefährte war überhaupt während unserer ganzen Fahrt entzückt, oft gerührt, über die lebenswürdige und gastfreie Aufnahme seitens der russischen Gutsbesitzer, über deren Bildung und deren reine französische Aussprache; wie oft rief er aus: „ich glaube stets in Paris und unter dem gebildetsten Adel Frankreichs zu sein!“

Obwohl wir acht Tage in Borodino verweilten und jeden Tag mit Mappe und Camera obscura ausgerüstet auf das Schachtfeld fuhren, so konnten wir doch nicht umhin, schon am ersten Abend eine Uebersicht der Wahlstatt eines der mörderischsten Kämpfe unseres Jahrhunderts zu gewinnen — eines Kampfes, in welchem die stolze Blüthe und der auserlesene Kern der Krieger beinahe ganz Europa's unter Führung ihres weltberühmten kaiserlichen Feldherrn mit der eisernen Tapferkeit der für ihren heimathlichen Heerd streitenden russischen Armee am 7. September 1812 um den blutigen

Siegespreis rang. Das Dorf Borodino liegt in tiefem Thaleinschnitte am linken resp. nördlichen Ufer der Kalotscha unweit deren Mündung in die Moskwa und am Uebergangspunkte der grossen Moskauer Strasse. Das Plateau nördlich der Kalotscha ist nur beiläufig von der Schlacht berührt worden, das eigentliche Schlachtfeld liegt südlich von Borodino und besteht aus einem stark hügeligen Plateau, gegliedert durch einige gegen die Kalotscha gerichtete ziemlich scharf markirte Thalgründe, zunächst der Kalotscha besetzt mit kleineren Gehölzen und zwei bis drei Werst südwestlich von Borodino, an der alten Moskauer Strasse, eingenommen von dem ausgedehnten Walde von Utiza. Das Dorf Semenowskoi liegt ungefähr in der Mitte des Schlachtfeldes an den Abhängen des gleichnamigen Thalgrundes, welcher sich vor der Einmündung in das Kalotschathal mit dem Kamenka-Grunde vereinigt. Ost- und südwärts dieses wichtigen Terraineinschnittes dehnte sich die russische Hauptposition derartig aus, dass der rechte Flügel bei Gorki mit einem Hügel an den Kalotschagrund gelehnt war, dessen Batterie den Borodinoer Strassenübergang vollständig beherrschte, während sich der linke Flügel auf den Wald von Utiza und das gleichnamige Dorf stützte. Zwischen diesen

beiden Endpunkten war die Centralstellung bei Semenskoi durch den Aufwurf der drei Bagration-Schanzen verstärkt, und vor dem rechten Flügel hatte man jenseits des Goritzagrundes einen dominirenden Hügel mit der Rajewski-Schanze gekrönt. Der rechte Flügel hatte eine beinahe bis zur Moskwa reichende östliche Verlängerung erfahren, die Truppen desselben wurden aber im Verlaufe der Schlacht zur Unterstützung des Kampfes um Semenskoi herangezogen und 2400 Schritt nordwestlich von Semenskoi hatte man zur Verstärkung des linken Flügels eine Redoute auf den Hügel südwestlich von Schewardino vorgeschoben.

Diese Redoute von Schewardino war schon am 5. September der Angelpunkt eines erbitterten Vorgefechtes gewesen, bis es endlich den Franzosen gelang, sich darin festzusetzen. Napoleon leitete von hier aus am 7. die Schlacht, und die Lage der am 6. daselbst angelegten zwei Epaulements zu ungefähr 150 Schritt Länge war noch kenntlich an zwei dichten Reihen hoher Birkenbäume, denn die Birkenreiser der Faschinen hatten Wurzel gefasst und beschatteten jetzt die Gräber der dort gefallenen Krieger. Es ist hier nicht der Ort eine Beschreibung der Schlacht zu liefern; aber während Langlois mit seinen Skizzen beschäftigt war, musste

es mir ein Bedürfniss sein, ihre Hauptmomente im Geiste zu verfolgen. Noch waren die Umrisse der oben erwähnten Schanzen zu sehen, um deren Verlust und Wiederbesitz Ströme von Blut flossen und Hügel von Leichen sich aufthürmten. Erzählten mir doch Bewohner des damals fast gänzlich niedergeschossenen Dorfes Semenowskoi, dass im Jahre 1813 die Aehren auf ihren blutgetränkten Feldern 12 Fuss hoch getrieben wären und die Ernte eine zehnfache gewesen sei — aber um welchen Preis! — Von den 250,000 Mann, welche sich bei Borodino fast zu gleichen Theilen gegenüber gestanden, betrug der Schlachtverlust ungefähr 80,000 Mann, von denen auf die Russen bei ihrer todesmuthigen Ausdauer wohl 50,000 kamen. Noch stand die Nachmittagssonne hoch am Himmel, noch hatte Napoleon seine Garden (über 20,000 Mann) in Reserve, aber die Schlacht endete von selbst, die Kämpfenden hatten sich verblutet und Kutusof konnte seinen Plan ungehindert verfolgen: den Feind immer tiefer in das Innere des weiten Reiches zu locken.

Mit Erstaunen fanden wir an Stelle der einen von den bei Semenowskoi aufgeworfenen Bagration-Schanzen ein Nonnenkloster mit prächtiger Kirche sammt vergoldeter Kuppel. General Tutschkof war in einer der

Schanzen den Heldentod gestorben; nachdem die Franzosen Moskau verlassen und den Rückzug angetreten hatten, eilte seine Wittwe Margarita Michailowna, geborene Naryschkin, in Begleitung einer treuen Französin, Madame Bouvier, auf das Schlachtfeld, um womöglich den Leichnam ihres über Alles geliebten Gatten aufzufinden. Der furchtbare Zustand, in dem sich nach zwei Monaten das Schlachtfeld befand, schreckte die unglückliche Wittwe nicht ab, die Raben von den halb verwesten und von Wölfen benagten Leichen zu verscheuchen und die aufgehäuften Waffen, Helme, Tschakos, Kugeln, Reiterstiefel mit noch innesteckenden abgeschossenen Gebeinen und traurigsten Ueberresten jeglicher Art zu durchwühlen, bis sie in einer der Bagration-Schanzen einen Generalshut entdeckte, welchen sie für den ihres Gemahls hielt. Das Andenken an den Gefallenen ehrte die Generalin durch Erbauung einer Kirche an der ihr heiligen Stätte, und als sie im Jahre 1815 auch ihren einzigen, im Kaiserlichen Pagencorps erzogenen Sohn verlor, so liess sie solchen in der neuen Kirche des Schlachtfeldes begraben und beschloss, sich als Aebtissin des hiesigen Klosters von der Welt zurück zu ziehen.

Es war uns höchst interessant, in einer geräumigen

und bequemen Wohnung unweit der Kirche Madame Tutschkof selbst kennen zu lernen, aus ihrem eigenen Munde pikante Einzelheiten des Jahres 1812 zu vernehmen, ihrem fein gebildeten Geiste unterhaltende ästhetische Genüsse und ihrer zuvorkommenden Gastfreiheit willkommene materielle Aufmerksamkeiten bei unseren mitunter ermüdenden Wanderungen zu verdanken. Auch in das Kloster warfen wir einen Blick, und es sollte Langlois Gelegenheit gegeben werden, beim Abendgottesdienst den Gesang der Nonnen zu bewundern; die damit verbundenen häufigen Verbeugungen entlockten ihm jedoch den ungalanten Vergleich mit „*plongeurs*.“ Nach acht Tagen hatte Langlois seine Arbeiten beendet und bedauerte nur, kein Vorbild für ein abgebranntes Dorf mit seinen geschwärzten, isolirt aufragenden Schornsteinen und glimmenden Balkentrümmern angetroffen zu haben, welches Modell ihm jedoch später in Moskau geboten ward.

6. Nach dankerfülltem herzlichem Abschied von unseren lebenswürdigen Wirthen verfolgten wir die Spuren des Napoleonischen Marsches zunächst bis zu dem pittoresk gelegenen Moshaisk, woselbst Platof am 8. September 1812 trotz der Erschöpfung von Borodino her die Franzosen so nachdrücklich aufhielt, dass sie

erst am 14. September in Moskau einziehen konnten, und Kutusof Vorsprung genug erhielt, sie in seiner Abmarschrichtung völlig zu täuschen und schliesslich auf der Kalugaer Strasse abzuziehen. Bei Moshaisk verliessen wir die grosse Moskauer Strasse, wandten uns südlich über Wereja der Kalugaer Strasse zu, mussten in Borowsk wegen Achsenbruchs beim Passiren der Protwa unsere Kalesche mit einer einfachen Telega vertauschen und machten den nächsten kriegsgeschichtlich bedeutungsvollen Erinnerungshalt in Malo Jaroslawetz. Die Stadt liegt malerisch auf einer steil zum rechten Lusha-Ufer abstürzenden Anhöhe, und man konnte sich lebhaft in die Situation des 24. October von 1812 versetzen, wo das Dochturofsche Corps hier selbst die Angriffe der am 18. October aus dem in Asche liegenden Moskau abmarschirten Franzosen so energisch zurückwies, dass der aus Borowsk herbeigeeilte Napoleon die unmittelbare Verfolgung Kutusof's aufgab und mit dem Rechtsabmarsch über Wereja zu der ihm wohl bekannten Moskau-Ssmolensker Strasse das Wort „Rückzug“ entschieden aussprach.

Ein Abstecher nach Tarutino an der Nara liess uns noch die Spuren jenes Lagers erkennen, in welchem Kutusof die Wendung des Krieges nach dem Brande

von Moskau abwartete. In der Mitte des Lagerraumes hatten die Bauern des Grafen Rumjanzof, des dortigen Grundbesitzers, eine hohe Säule errichten lassen, geschmückt mit dem Doppeladler und der (natürlich russisch lautenden) Inschrift: „Hier auf dieser Stelle stärkte und kräftigte sich das russische Heer, um zur Befreiung Europa's zu schreiten.“ Die Bauern erhielten für dieses Monument ihre Freiheit; aber Langlois verspürte als eingefleischter Napoleonist keine Neigung, dessen Skizze seiner Mappe einzuverleiben.

Nach Borowsk zurückgekehrt, bestiegen wir wieder unseren unterdess reparirten Wagen, fuhren die ganze Nacht hindurch und trafen am 19. Juli des Morgens auf den Sperlingsbergen vor Moskau ein. Da lag sie vor uns ausgebreitet, die riesige alte Zaarenstadt; ein von freundlichem Grün untermischtes Meer von Häusern und Palästen, was sich unbestimmt im Nebel verlor, während die Morgensonne auf vielen Hundert vergoldeten und versilberten Kuppeln schlank aufstrebender Kirchthürme widerstrahlte. Es war schwer, sich von dem grossartigen, zauberhaften Anblick zu trennen; doch es erwartete uns noch mehr, und Langlois sollte das sogleich empfinden, als der Wagen über die steinerne Moskwa-Brücke rollte und sich der majestätische

Kreml präsentirte mit seiner weissen, von mittelalterlichen Thürmen unterbrochenen Festungsmauer, seinen hoch aufragenden Palästen, Kirchen und vergoldeten Kuppeln. „*Ah, que c'est beau et originel, j'aurai de quoi dessiner!*“ meines Gefährten — und wir eilten in das Hôtel de Londres. —

7. Mir selbst war Moskau bekannt; ich konnte mich daher um so mehr meinem Reisegefährten widmen, welcher zum Mittelpunkt seines Panoramas den Thurm Borowitschi auf der Mauer des Kreml wählte und alltäglich 4 bis 6 Stunden fleissig zeichnete, ja sogar zweimal so glücklich war, durch ziemlich bedeutende Feuersbrünste Vorbilder für sein Werk zu erhalten. Durch meine Verwandten, welche mit vielen in Moskau wohnenden französischen Familien befreundet und selbst des Französischen mächtig waren, wurde Langlois der Aufenthalt so behaglich als möglich gemacht und die Präsentation beim Commandanten General von Stahl und dem Kriegsgouverneur Fürsten Galitzyn erleichterten uns die Orientirung auf das Zuvorkommendste. Ein Diner bei letzterem liess mich den General Potier wiedersehen, denselben, unter dessen Schutz ich im Jahre 1825 von Odessa nach Petersburg gereist war, und gab uns Gelegenheit, mit der hohen Aristokratie

und eleganten und schönen Damenwelt Moskaus näher in Berührung zu kommen, insofern uns der Fürst *après-dîner* zum Pferderennen einlud und freundlichst auf der Tribüne placirte. Tags darauf dinirte ich beim früheren Gesandten in Persien, dem wirklichen Staatsrath Massarowitsch; Land und Leute von Persien bildeten natürlich die Hauptachse der lebhaften Unterhaltung, aber freilich ohne Ahnung, dass mich das Schicksal drei Jahre später auf längere Zeit dorthin führen würde.

Durch die Bekanntschaft mit dem Kammerherrn Baron Bode, dem Verwalter der kaiserlichen Paläste im Kreml, öffneten sich dessen innere Räume unseren wissbegierigen Blicken bereitwilligst, so dass wir auch Gelegenheit hatten, das Gynäceum oder Frauenquartier der Grossfürstinnen vor den Zeiten Peters des Grossen in seinem originell restaurirten Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts zu besichtigen. Es würde ermüdend sein, das Tagebuch unserer Besichtigungen zu detailliren; wir liessen von all den in den Büchern aufgezeichneten Sehenswürdigkeiten nichts unberücksichtigt und waren durch angenehmste gesellige Verbindungen in hohem Grade begünstigt. Bereits zur Abreise gerüstet, wurde selbige vertagt durch die An-

kunft des Marschall Maison, in dessen Gesellschaft die Rundreise durch Moskau noch einmal vollführt wurde. Natürlich kam auch das grosse, einen besonderen Stadttheil einnehmende Findelhaus noch einmal an die Reihe, und den Marschall interessirten die grossartigen Einrichtungen höchlichst. In den grossen Sälen, wo die Kinder genährt werden, fanden wir an 350 Ammen, lauter junge Frauen in russischer Kleidung, d. h. weite blendend weisse Hemdärmel, rothe oder blaue Sarafane (langes Kleid) und mit Gold- oder Silberborde verbrämten Powoinik (Kopfputz); an den Wänden standen Hunderte von Wiegen mit den kleinen Pfleglingen. Man empfängt die Kinder, ohne nach dem Namen des Ueberbringers zu fragen, sind sie noch nicht getauft, so geschieht das sogleich, Tag und Stunde des Empfangs wird unter laufender Nummer in das Hauptbuch eingetragen, dieser Vermerk wird in duplo auf eine kleine knöcherne Platte gravirt und als Erkennungszeichen das eine Exemplar dem Ueberbringer ausgehändigt, das andere dem Kinde umgehängt. Die Zöglinge werden später auf das Land geschickt, bleiben bis zum achten Jahre in freier, gesunder Luft bei Landleuten, kehren dann in das Institut zurück, um etwas Tüchtiges zu lernen und werden zu Handwer-

kern resp. Dienerinnen, Handarbeiterinnen, Gouvernanten, sogar Hebammen u. s. w. ausgebildet. Dass die Erziehung im Findelhause unter der vortrefflichen Leitung von Frau von Zeimern ganz hübsche und feine Resultate liefert, davon hatte mich noch Tags zuvor ein von der Vorsteherin mir zu Ehren improvisirter Ball überzeugt. Marschall Maison verabschiedete sich mit den Worten: „*c'est une institution d'une grande nation, qui se respecte elle-même,*“ und da wir nun einmal bei Erziehungseinrichtungen verweilten und uns in Superlativen bewegten, so nahmen wir alsbald das grosse Exercierhaus in Augenschein, was bei 553 Fuss Länge und 147 Fuss Breite, mit einem schwebenden Dache ohne innere Stützsäulen, seines Gleichen wohl nirgends hat, und begaben uns von da in das grosse Shawl-Magazin von Adir-Chanof, gewiss eine der grössten derartigen Niederlagen Europa's, wo man uns prächtige Kaschmir-Shawls im Preise von 8000 bis 25000 Francs vorlegte.

Marschall Maison betrachtete uns als seine täglichen Gäste und wusste in lebendiger, oft naiver Weise aus seinem viel bewegten Soldatenleben und namentlich aus den Feldzügen in Aegypten, Italien, Spanien, Deutschland und Russland vortrefflich zu erzählen.

Unseren Reisebericht über Polozk ergänzte der Marschall durch interessante Details über die von ihm mit durchkämpfte Schlacht, in welcher er in Gefangenschaft gerieth, aber von seinen Grenadieren wieder befreit ward. Die Hitze in den Sandebenen der Düna erklärte Maison für viel unerträglicher als in Aegypten und Spanien, und die Bayern erregten oft sein Mitgefühl, wenn sie hundertweise in Polozk am Heimweh dahinsiechten und in allerdings zutreffender Ahnung beklagten, dass sie ihr schönes Heimathland niemals wiedersehen würden, denn von den 30,000 Mann ihres Corps kamen vielleicht nur 300 aus Russland zurück. Von dem Rückzug von der Beresina bis Kowno theilte der Marschall schauderhafte Scenen mit, seine Natur hielt aber viel aus „*et malgré les 25 à 30 degrés de froid et nos privations journalières, j'allais chaque soir à la recherche d'un cotillon*“ fügte er lächelnd hinzu. Weniger Widerstandskraft schien Junot, der Herzog von Abrantes, zur Disposition zu haben, denn er bat den damaligen Divisionair Maison inständig, ihn als „Particulier“ in seine Suite aufzunehmen.

Den 15. August traten wir mit dem Marschall unsere Rückreise nach St. Petersburg in einem bequemen Wiener Reisewagen an, welcher ein wahres „Tischchen,

decke dich“ enthielt. Der Koch hatte in Vorrath zwei Diners und ebensoviel Dejeuners zubereitet; wollten wir frühstücken, so wurde der Hinterkasten des Wagens aufgeschlagen, ein Brett als improvisirter Tisch hervorgezogen, die Couverts und Speisen aufgestellt und während des Pferdewechsels stehend dejeunirt zum Erstaunen der umstehenden Dorfbewohner; sollte dinirt werden, so geschah das im Zimmer der Poststation. Mit Ausnahme des uns ab und zu belästigenden und den in heissen Sommern leicht entstehenden Waldbränden zu verdankenden Heerrauches, legten wir in bester Laune die Tour in 68 Stunden zurück, für die Entfernung von 600 Werst oder 86 deutsche Meilen gewiss eine kurze Zeit, was absonderlich dem vortrefflichen Zustande der Chaussee zuzuschreiben war, welche der Marschall bezeichnete als „*une vraie chaussée impériale, qui n'a pas de pareille en Europe.*“

s. Nachdem ich von der Rundschau der Schlachtfelder zurückgekehrt war und dem Grafen Tschernischef getreulichen Bericht erstattet hatte, wurde ich nächst drei anderen Generalstabsoffizieren zur Begleitung des Generalquartiermeisters kommandirt, welcher bei der Enthüllungsfeier der Alexander-Säule am 30. August das Defiliren der Truppen vor Seiner Majestät dem

Kaiser zu eröffnen hatte. Der aus finnländischem Granit bestehende Riesen-Monolith war vom Kaiser Nicolai dem Andenken der Kriegsjahre 1812—1815 und seines Bruders Alexander I. gewidmet und schon am 30. August 1832 auf dem Platze zwischen Winterpalast und Generalstabsgebäude unter grossen Feierlichkeiten durch den Architekten Monferrand auf sein Piedestal gestellt worden. Die beiden folgenden Jahre beschäftigte man sich mit dem Poliren des 94 Fuss hohen und 7 Fuss dicken Säulenschaftes, mit dem Anbringen der bronzenen Basreliefs an den Seiten des Fussgestelles und anderer Verzierungen und der Aufstellung des Knaufes und des aus Eisen gegossenen Friedensengels; jetzt war Alles vollendet, das Piedestal durch einen rothen Vorhang verhüllt und es sollte nach dem Willen des Kaisers die Enthüllungsfeierlichkeit so grossartig vollzogen werden, wie nur möglich.

Das Garde- und Grenadier-Corps waren zur Parade befohlen, in Summa 105,000 Mann und 150 Geschütze; längs des Generalstabsgebäudes waren riesige Tribünen für Zuschauer errichtet, vom mittleren Balkon des Winterpalais führte eine doppelte Paradetreppe auf den Platz; preussische und österreichische Truppendeputationen waren eingeladen und sämtliche Gesandten und

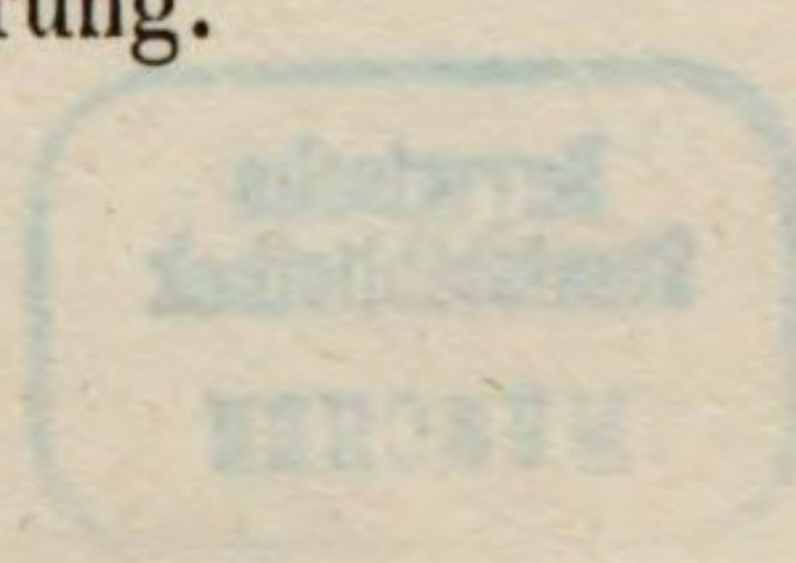
Minister am Kaiserlichen Hofe erhielten Ehrenplätze, nur Marschall Maison entzog sich begreiflicher Weise jeder Feierlichkeit durch einen wiederholten Ausflug nach Moskau. Der Himmel war mehr oder weniger mit Wolken bedeckt und heftige Windstöße jagten über die Köpfe der unabsehbaren Zuschauermenge hin, alle Fenster, selbst die Dächer waren mit Erwartungsvollen besetzt, aber noch war der weite Platz leer, denn die Truppen harnten in tiefen Colonnen in den Seitenstrassen des Zeichens zum Aufmarsch. Kurz vor 12 Uhr fiel der erste Signalschuss und nach 10 Minuten, als der zweite ertönte, standen über 100,000 Mann wie Mauern auf dem Platze. Jetzt um Mittag fiel der dritte Kanonenschuss und von der geöffneten Thür des Winterpalais-Balkon's wallte ein festlicher Zug herab, eröffnet von den Sängern und Geistlichen, denen der Metropolit und der Kaiserliche Hof folgte. Unter den erhebenden Klängen feierlichen Kirchengesanges ward das Denkmal vom Metropoliten eingeweiht, der Kaiser schwang sich auf's Pferd, auf seinen Wink fiel die Umhüllung des Piedestals und der Hurrah-Ruf aus mehr denn hunderttausend Kehlen, die ergreifenden Töne der russischen Hymne von 35 Regimentsmusik-Chören und der Donner von Hundert Kanonen begrüßte

das nun frei aufragende stolze Monument. Nachdem der Hof und die Geistlichkeit wieder zum Balkon zurückgekehrt waren, ertönte die mächtige Commando-Stimme der Kaisers weithin über den Admiralitäts-Platz zur Eröffnung der Festparade. Ich hatte, wie gesagt, die Ehre mit drei Kameraden als Begleiter des Generalquartiermeisters den Vorbeimarsch mit zu eröffnen, dann folgte die Kaiserliche Leibwache, bestehend aus Gardesdarmen, Tscherkessen, Lesgiern und Kaukasischen Linienkosaken, und demnächst marschirten die Regimenter in Regimentscolonnen im Geschwindschritt vorbei. Ich war mit meinen Kameraden nach dem Defiliren kommandirt, im Generalstabsgebäude bei dem dort versammelten Kranze eleganter, hoher und schöner Damen den Cavalierdienst zu versehen und konnte das imposante Schauspiel der erst Nachmittags vier Uhr beendeten Revue auf das Bequemste geniessen — eines Schauspiels, wie ich es an Grossartigkeit und Glanz nicht wieder erlebt habe. —

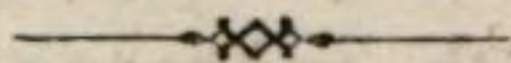
Nach den bis jetzt lehrreichen Zerstreungen des Jahres 1834 ging ich mit Eifer an die Vollendung des dritten Theils meiner „Beschreibung der Kaukasischen Bergvölker“ und überreichte selbigen noch vor Jahreschluss meinem gegenwärtigen Chef, dem General von

Schubert. Derselbe erwirkte mir zwar die Anerkennung des St. Stanilaus - Ordens II. Classe und bei der Vorstellung huldvoll freundliche Worte des Kaisers, aber mein Manuscript blieb ungedruckt und ruht als solches noch jetzt im Archive des Generalstabes.

Der Winter 1834/35 fesselte mich — um aufrichtig zu sein — an eine Arbeit, welche mir nach einer so interessanten und bewegten Eröffnung meines Generalstabsdienstes etwas trocken vorkam. Ich wurde nämlich mit dem Sammeln von Material beauftragt zur Herausgabe der Memoiren des Kriegskarten - Depôt's, welche General von Schubert schreiben wollte. Obgleich ich dadurch eingeweiht wurde in alle Arbeiten, welche im Kartendepôt seit seiner Gründung durch Kaiser Paul im Jahre 1797 ausgeführt waren, so schien es mir doch, als wenn es noch interessantere Arbeiten geben könnte. Aber wie kurzsichtig der Mensch ist, das sollte auch mir die Zukunft lehren, denn im Jahre 1856 wurde ich selbst Director des Kriegskarten - Depôt's, bekam im Verlaufe der Zeit zehn Bände dieser Memoiren und die Bearbeitung des Katalogs von beinahe 22,000 geodätisch und astronomisch bestimmten Punkten unter unmittelbare Leitung und hatte grossen Nutzen von meiner bereits früher gewonnenen bezüglichen Orientirung.



Das Hôtel des französischen Gesandten blieb mir stets geöffnet. Nachdem Capitain Langlois seine Arbeiten vollendet und unter Anderem auch die Zeichnung von sämtlichen bei Borodino activ gewesenen russischen Regimentern gesammelt hatte, verliess er Petersburg Ende Januar 1835. Beim Abschiedsdiner, welches Marschall Maison gab, glaubten wir wohl gegenseitig uns für immer Lebewohl zu sagen; um so freudiger waren wir überrascht, uns im Jahre 1867 bei der Weltausstellung in Paris wiederzusehen. Mein alter siebenzigjähriger Freund empfing mich mit Freudenthränen und zeigte mir selbst sein letztes, viel besuchtes Panorama, die Schlacht von Solferino darstellend.



Druck von Troitzsch & Ostertag, Berlin, Kommandanten-Str. 44 a.

Berichtigungen.

S.	19	Z.	6 v. u.	lies	Rachette	statt	Rochette.
"	23	"	1 v. o.	"	900	statt	500.
"	24	"	10 v. u.	"	Arsène	statt	Ardene.
"	24	"	6 v. u.	"	Castillo	statt	Castello.
"	29	"	1 v. o.	"	Potier	statt	Potin.
"	29	"	5 v. u.	"	4 ^{te}	statt	2 ^{te} .
"	32	"	10 v. o.	"	Henry	statt	Heray.
"	53	"	8 v. u.	"	Kalàm	statt	Kalaim.
"	56	"	9 v. o.	"	Mussafir	statt	Mussafri.
"	74	"	5 v. u.	"	Mortus	statt	Morters.
"	78	"	7 v. u.	"	"	"	"
"	79	"	2 v. o.	"	"	"	"
"	126	"	6 v. o.	"	Schaschlyk	statt	Achalyk.
"	126	"	8 v. o.	"	Kachetinischen	statt	Katichinischen.
"	145	"	10 v. u.	"	(Tschernomorskie Kasaki)	statt	Tschernomorski Kasakif.
"	156	"	2 v. o.	"	Pylae	statt	Pytae.
"	162	"	2 v. u.	"	Tunga	statt	Jungor.
"	166	"	5 v. o.	"	Kasi-Mullah	statt	Kasi-Mullah.
"	172	"	9 v. o.	"	Nucha	statt	Nischa.
"	174	"	2 v. o.	"	Orbelianof	statt	Orbeliarof.
"	179	"	9 v. o.	"	Kinn	statt	Knie.
"	194	"	2 v. u.	"	georgischer	statt	griechischer.
"	199	"	4 v. u.	und wiederholt	lies Miklaschewsky	statt	Meklaschewsky.
"	203	"	6 v. u.	und wiederholt	lies Djuwek	statt	Djuwok.
"	207	"	1 v. o.	lies	Mahmed-Aga	statt	Mahmed-Agar.
"	273	"	2 v. u.	"	Achulgo	statt	Achoulgo.
"	310	"	4 v. u.	"	Ende	statt	nde.
"	334	"	2 v. u.	"	signaux!	statt	signeurs!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Blaramberg, Ivan F.

Erinnerungen aus dem Leben des Kaiserlich Russischen General-Lieutenant
Johann von Blaramberg nach dessen Tagebücher von 1811 - 1871

Bd.: 1

Berlin 1872

Biogr. 105 h-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11001065-7